

Jürgmeier

**Der Mann, dem die
Welt zu gross wurde**

FS-Edition Belletristik
Erstausgabe 2001
1. Auflage
Alle Rechte vorbehalten
Verein Freie Schriftsteller e. V.
92331 Parsberg, Kühnhausen 1
Tel. 09492 / 905629 Fax 09492 / 6969
© 2001 by Jürgmeier, Winterthur
www.wort.ch
© 2001 by Lectura-Verlag, Nürnberg
Ritter-von-Schuh-Platz 3
Tel. 0911 / 437006 Fax 0911 / 455928
www.lectura.de
Korrektorat: Claudine Rajchman, Winterthur
Gesamtherstellung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Ens Dorf

ISBN 3-934772-35-8

Jürgmeier

Der Mann, dem die Welt zu gross wurde

Lectura-Verlag

Inhalt

Als wär's ein Stück von mir. [8]

Lie**B**erLieber – LiebeLiebste. [12]

Das **C**omeback des ärmellosen Lismers. [42]

Die Amerikareise. [46] Du, Soldat. [48]

Ein unnützes Leben. [54] Das Einmaleins. [56]

Ein Mord mag verziehen werden, Unhöflichkeit nie. [58]

Familie tottal. [74] Die malende Fischerin. [81]

Der **G**nädige Wipf. [84]

Heizperiode. [92] Hablützel. [93]

Im Namen der Natur. [98] Wer Ich sagt ist auch allein. [109]

Jenseits von Raum und Zeit –
Variationen zum Stichwort Autonomie. [116]

Kein Urlaub für Salatköpfe. [132]

Mein **L**iebes Kind. [136] Lasst endlich die Kinder in Ruhe. [160]

Der **M**enschenberg. [164]

Nicht einmal Kriegsverbrecher verraten sich mit abstehenden Ohren. [172]
Nächstes Jahr fahren wir wieder in die Berge... [173]

Wer bist du? Was hast du? **O**der die Angst vor der Gleichheit. [176]

Der Marsch ins **P**aradies der totalen Gesundheit. [184]

Rosenbergs späte Rache. [198]

Schnee von morgen. [214] Sükrü. [215] Schweiz retour
und andere Wirklichkeiten. [220] Der Satzsucher. [224]

Totenabbitte. [228]

Die **U**nfähigkeit zur Trauer oder Die oppositionelle Gemütlichkeit. [230]

Sind Sie wirklich **V**erhungert? [252] Lieber Vater – zum Letzten. [255]
Vom Mann zum Menschen. [261]

Wenn der Markt dröhnt. [316] Wer nicht käuflich ist, schadet
der Heimat. [319] Wo war James Bond? [328] Der Mann, dem die Welt zu
gross wurde. [331]

Wo warst du? Ma **X**. [334]

Merkblatt für Flüchtlinge und andere As **Y**lantien. [340]

Das waren andere **Z**eiten, damals. [346] Die Spezialität des Hauses. [349]

Drucknachweise [352]

Über den Autor [354]

A

Is wär's ein Stück von mir.

„Als wär's ein Stück von mir...“¹ **Wenn Maschinen Menschen werden.**

Andere liefern noch schnell ihren Hund im Heim ab, bevor sie in den Zug steigen. Ich bringe, schon in der Skijacke, den Computer in die „Werkstatt“. (Den Hund nehmen wir mit.) Seit einer Erneuerung der Innereien vor Monaten stürzt mir das Ding regelmässig unter der Hand ab. Damals ging tagelang gar nichts mehr. Ich sass zu Hause. Fast untätig. Als ob mir etwas fehlte. Als ob ich krank wäre. „Wir sind halt keine Maschinen.“ Sagen wir, wenn unser Körper mal nicht funktioniert wie gewohnt. Ist mein Computer krank?

Vor Jahren schrieb ich noch Grundsatzkritiken über die, damals, „Neuen Technologien“. Wollte nicht Teil eines Prozesses werden, der Menschen durch Maschinen ersetzt und den Zurückbleibenden das digitale Tempo diktiert, der Maschinen zwischen Menschen drängt und nur dann nicht zur definitiven Massenarbeitslosigkeit führt, wenn das Wachstum ins Tottale gesteigert wird. Heute bin ich froh, dass ich zu Hause, faktisch, meine eigene Druckerei, direkten Zugriff auf den Katalog der Zentralbibliothek habe und die Leute, die etwas von mir wollen – was es zum Glück immer mal wieder gibt – mit meiner @dresse abspeisen und, diskret, zu jeder Tages- und Nachtzeit mit jedem Freund und jeder Politikerin Kontakt aufnehmen kann. Auch wenn die schweizerische „Internetpenetration“ (Sven Müller, Leiter E-Business bei einem Consulting-Unternehmen, in der „Sonntags-Zeitung“) noch nicht jenen Stand erreicht hat, den eine konsequente „Vergewaltigung“ der Gesamtbevölkerung hervorzubringen im Stande wäre.

Es ist die scheinbare und zuweilen auch reale Unabhängigkeit von anderen Menschen mit ihren Macken und rigide eingehaltenen Arbeitszeiten, die einen so abhängig von PCs macht. Insbesondere das gesellschaftlich gut verankerte „Konzept Mann“ – das jede Hilfe als „unmännlich“ zurückweist, weil sie „den Mann“ dem Menschen ausliefert – droht sich in den Fallen der Computerwelt zu verfangen. Und die kommt, perfide Welt, erst noch als Kommunikationsgesellschaft daher. Noch nie konnten sich so viele Menschen so schnell miteinander verbinden und vernetzen wie in der Internet- und Handywelt. Kommunikation rund um die Uhr. Quer über den Planeten.

W.W.W. „Kulturverlust“ und „unechte Kommunikation“ rufen wir KulturpessimistInnen angesichts des Gestammels in E-Mails, der Potenzierung des Geplappers in Zügen und Restaurants. Schon registrieren seriöse WissenschaftlerInnen einen präzisieren, wenn auch kleinen Prozentsatz von Internetjunkies, die, beispielsweise, nicht mehr frei entscheiden könnten, wann sie einen PC an- beziehungsweise abstellen wollten; die über dreissig Stunden in der Woche im Netz hingen und dafür echte soziale Kontakte vernachlässigten. Aber wer kann ernsthaft behaupten, er habe nach Beginn der Lektüre von „Anna Karenina“ oder „Harry Potter“ noch frei entscheiden können, wie lange sie den Buchstaben in die Traumwelten folgte? Dass ich als Kind mit offenem Buch an den Tisch hockte, mag durchaus eine Verweigerung des direkten sozialen Kontaktes mit meinen Eltern gewesen sein; nur, selbst sie empfanden meine stundenlangen Leseorgien, bei allem unwilligen Gemurmel, als sinnvolle Betätigung.

Auch wenn Internetbeziehungen ohne Knoblauchgeruch auskommen müssen – sind es deswegen zwingend „unechte“ Beziehungen? Ist das Geplapper im Chat tatsächlich niveauloser als der Stammtischklatsch? Ist es nicht denkbar, dass Menschen, die sich im Chat kennen lernen, einander sogar näher kommen als Menschen, die sich von körperlichen „Vorzügen“ und „Mängeln“ beeinflussen lassen? Die Reduktion auf Sprache und Geist – eine Chance für die so hochgehaltenen „inneren Werte“? Es ist ja nicht das Internet oder der PC, die einsam machen, sondern sie machen, wenn schon, die vorhandene Einsamkeit beziehungsweise die gigantische Angst vor dem Alleinsein sichtbar, die Sehnsucht nach dauerndem Kontakt, die Abhängigkeit vom sozialen Tropf. Die Unfähigkeit zum Alleinsein und zur Trauer ist eine generelle Ursache von Sucht – Sehnsucht, Eifersucht, Beziehungssucht, Sexsucht, Drogensucht, Internetsucht. Dass Suchtmittel – von Spielkonsolen über Wein bis zum Chat – Menschen so leicht zu verführen vermögen, übrigens, spricht, zum einen, nicht gerade für die menschliche Gesellschaft, in der sie sich normalerweise bewegen, zum anderen macht es das verbreitete Bedürfnis nach „pflegeleichter“ Beziehung sichtbar – anspruchslos und jederzeit verfügbar. Wo die Fähigkeit zur Trauer, die Bereitschaft, Angst und Verletzung auszuhalten, fehlt – da ist der schnelle Griff zum Linderungsmittel nicht weit.

PC und Internet scheinen alte Menschheits-, insbesondere Männerträume zu erfüllen – den Traum, alles Wissen zusammentragen und so erkennen zu können, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, und den Traum vom ewigen Leben. So wie die Software beim Kauf eines neuen Computers in

die neue Hardware installiert werde, erklärt der Computerwissenschaftler Ray Kurzweil, könne künftig auch beim Menschen die „untrennbare Verbindung zwischen der Hardware und der Software“ beseitigt, das heisst, menschliches Bewusstsein beim Ableben des Körpers in ein neues Hirn eingescannt und so erhalten werden. So wenig sich ComputerkritikerInnen der Suchtpotenz von Büchern bewusst sind, so wenig scheint sich der auf das Ende der „Unterscheidung zwischen Menschen und Maschinen“ Hoffende Rechenschaft darüber abzulegen, dass Literatur, Kunst schlechthin, immer schon menschliche Erkenntnis, hardwareunabhängig, an die Nachgeborenen überliefert hat. Ganz ohne ausgeklügelte Scannereien.

Und wenn ich in zwei Wochen in die Niederungen zurückkehre – werde ich dann endlich wieder gesund sein? Oder sollte sich der Computer, wie „meine“ SpezialistInnen schon lange fatalistisch verkünden, als etwas Unlogisches, als launische Nicht-Maschine entpuppen? Auf die so wenig Verlass ist wie auf Menschen? Werden am Ende jene Recht behalten, die mit ihrem PC reden, als wär's ein Hund, und ihn behandeln, als wär's ein Stück von mir? [2001]

Lie **B** erLieber – LiebeLiebste.

¹ Nach der, bestimmt, ohne Computer geschriebenen Autobiografie von Carl Zuckmayer „Als wär's ein Stück von mir“

LieberLieber – LiebeLiebste.

10. Juli

LieberLieber

Flug trotz angekündigter Turbulenzen und hörbarem Aufschrei über dem Wattenmeer lebend überstanden. Flying Air bezahlt Reinigung. Kein Schmerzensgeld für teeüberbrühtes Kinn. Ein zusätzliches Stück Zitronencake ausgenommen. Koffer heil und verschlossen eingetroffen. Vergiss die „Königin der Nacht“ im hinteren Zimmer nicht...

10. Juli

LiebeLiebste

Ohne deine aufgeweckerten Augen fällt mir zum ersten Mal auf, wie trocken diese Buttergipfel sind. Während des gestrigen Konventes stiess ich ganz überraschend auf dich. Erst glaubte ich, ein Fischgräten hätte sich in meinem Mund verfangen, bis ich mich, durch die hohe Biegsamkeit verunsichert, erinnerte – Menu Zwei, Milchreis mit Zwetschgenkompott, gegessen, woher also der Fischgrat? Es war eines deiner Börstchen, wahrscheinlich eins der rötlich aus deinem schwarzen Pelzchen schimmernden. Liess sich von meiner Zungenspitze kosen, ging im Gauss'schen Notengericht verloren, flüchtete sich, erneut aufgespürt, immer wieder in die Tiefen der Schleimhäute, und ausserdem – wohin mit ihm, unter den Ernsthaftigkeit verbreitenden Blicken? Übrigens – wo hast du die Gallseife...

...Beim Auspacken erschrocken festgestellt: Notfalltropfen vergessen. Bitte nachschicken! Chanel 5 – ausgelaufen. Du hast es mir zum vierzigsten. Ohne mir die Bemerkung zu ersparen, damit hätte sich in Somalia eine fünfköpfige Familie wochen-, ja, monatelang. Deshalb das Fläschchen nur bei seltenen Gelegenheiten, um mit Schuldgefühlen das Nachtessen von drei hungernden Kindern ans Ohr läppchen. Jedesmal die Erinnerung an den mir schmeichelnden Fakt – die Erotik war dir wichtiger als deine politische Glaubwürdigkeit...

...Nach sechsunddreissig Stunden, kurz bevor ich dich mit aufklappbarem Christbaum unter dem Arm zur Tür hereinfantasiert hätte, musste ich wieder mit Trinken, Essen und Zähneputzen beginnen. Da ist es natürlich passiert – ich habe dich verschluckt. Jetzt bleiben mir nur noch die Spuren deines Geruchs, die ich mit Verzicht auf tägliches Lauftraining und diszipliniertem Essen vor Knoblauch und Schweiss schütze. Der Sommerhitze wegen bewege ich mich tagsüber ganz langsam, am Abend gebe ich der „Königin der Nacht“ Wasser, lege dann sinnlos Karten, ohne mich mit Zukunft zu beschwindeln, einfach so, einsames Spiel, aber ich mag niemanden sehen, der mir mit seinem Geschwätz die Gedanken an dich vertreibt, freue mich darauf, mich später, an Kopfkissen und Leintuch schnüffelnd, zu dir legen zu können. Vorher schaue ich durchs Dachfenster noch schnell in den Himmel, im Moment sind die Nächte klar, frage mich, ob du den Mond auch siehst, und wenn ja, welche ausgetrockneten Meere dir zugewandt sind. Erinnerst du dich, wie wir uns, damals, versprochen, wir würden in Zeiten der Trennung jeden Abend, zu Beginn der Geisterstunde, nach dem Mond Ausschau halten, wo immer wir wären? Oder glaubst du inzwischen nicht mehr daran, dass Liebende die Physik ausser Kraft zu setzen vermögen?

PS. Deine Mutter hat acht Zucchini vorbeigebracht. Du weisst, das biodynamische Gemüse deiner Mutter ist mir heilig, aber Zucchini! Was soll ich damit?

...PS. Landschaft ausgesprochen beruhigend.

12. Juli

LiebeLiebste

Ich beginne meine Abneigung gegenüber Fotos zu verfluchen. Gestern ist es mir, trotz stundenlanger Bemühungen, nicht gelungen, mir dein Gesicht vorzustellen, und das schon nach dieser kurzen Zeit! Wie beim Anfertigen dieser läppischen Polizeirobotbilder habe ich mich immer wieder korrigiert, deinen Augen eine etwas andere Farbe gegeben, den Mund leicht nachgezogen, die Backen voller gemacht, aber je genauer ich mir dich vorzustellen versuchte, desto

fremder erschienst du mir. In einem Anfall von Panik habe ich die ganze Wohnung nach einem Bild von dir abgesucht. Erfolglos. Ausser ein paar alten Liebesbriefen habe ich nichts gefunden. Keine Angst, ich habe sie nicht gelesen, obwohl ich ganz gern gewusst hätte, wen du zu solch hemmungslosen Fantasien provoziert hast. Im Schlangenhaus! Stehend! Vor den tunesischen Mauergeckos! Jetzt habe ich begonnen, dich zu zeichnen. Aber ich bringe nur das Bild, das ich mir von dir gemacht habe, aufs Papier. Und auch das bloss mit zu breit geratener Nase...

12. Juli

LieberLieber

Mit dem Geruch deiner hoffentlich immer noch gültigen Liebeserklärung in der Nase eingeschlafen. Koffer nicht ausgepackt. Damit mir die Erinnerung an deinen leidenschaftlichen Verrat möglichst lange. Das liebe ich an dir – dass dir alles Absolute fremd. Nie mit jemandem den Wein so sehr wie mit dir. In jener Nacht, in der du gegen deine Gewohnheit verstossen. Grundlos. Am Siebzigsten deines Vaters hast du noch als einziger Wasser. Den ganzen Abend. Kann aber auch ganz grässlich sein, diese Langmut. Das gänzliche Fehlen von Rechthaberei macht den Menschenfreund zum Komplizen des Schlächters.

Gestern bis drei Uhr morgens am Strand. Es ist noch sehr warm. Du weisst, wie ich das Geräusch der Wellen liebe. Und die klare Sicht in den sich krümmenden Weltraum. Faszinierender Blick in die Vergangenheit. Der Stern über der Kirche – womöglich schon vor Jahren verglüht?

Im übrigen volles Programm. Kaum Zeit zu schreiben.

PS. A propos Gallseife – siehe Verbandskasten. Wein? Oder Pfirsich?

...PS. Deine „Königin der Nacht“ ist bei mir in besten Händen. Das solltest du eigentlich wissen! In der Beilage die Notfalltropfen, sicherheitshalber ein grosses Fläschchen – falls du eine reizbare Kuh triffst.

13. Juli

LiebeLiebste

Heute morgen musste ich es tun. Du weisst, wie sehr Lehrer, selbstverständlich auch Lehrerinnen, von ihren Schülern, und natürlich auch von ihren Schülerinnen, beobachtet, auf den kleinsten Makel abgecheckt werden, wie die Kids das nennen. In den letzten Tagen ertappte ich mich zunehmend dabei, wie ich mich bei jedem ihrer Kicheranfälle betroffen fühlte. Und wenn dann noch eine oder einer demonstrativ herumschnüffelte, zuckte ich zusammen, versuchte, mich möglichst klein zu machen, um erst wieder erleichtert aufatmen zu können, wenn irgendeine oder –einer das Wort „Furz“ herausprustete. Es war nicht mehr zu umgehen. Wehmütig habe ich die Spuren unseres Abschieds in die Abwasserkanäle geschwemmt, nachdem wir schon seit Tagen kaum mehr zu unterscheiden gewesen waren – Unigeruch. Jetzt braucht es schon ein feines Näschen, um zwischen Laken und Decke noch deine letzten Duftmarken auszumachen.

Vor einem Picasso – ich habe meine alte Gewohnheit, Zwischenstunden für Abstecher ins Kunsthaus zu benützen, wieder aufgenommen – habe ich ihn wieder gesehen, den „Marabu“, wie wir ihn, damals, seines halbgerupften Kopfes wegen getauft haben. Erinnerst du dich noch? Die Kleine war bei uns zu Besuch, sie muss damals etwa drei, vier Jahre alt gewesen sein, wir besuchten irgendeine Sonderausstellung, ich glaube „Fantasie und Wirklichkeit“ oder so, die Kleine rannte herum und quietschte vor Freude eins ums andere Mal. Dann stand er plötzlich da, der „Marabu“, funkelte sie über seine Brillengläser hinweg an und schrie: „Das ist eine Ausstellung und kein Kinderspielplatz! Welchen Barbaren gehörst denn du?“

Wir beide sahen uns an, ein zärtlicher Händedruck von dir machte mich mutig, und ich schwindelte: „Uns, das ist unser Kind, allerdings – Kinder gehören nicht ihren Eltern, falls Sie das nicht wissen sollten...“ Ich hätte ihm am liebsten seine Härchen ausgerissen, was du gemerkt, meine Hand noch fester gehalten und dem „Marabu“ in die Visage gelächelt hast: „Aber der Ignorant, scheint mir, sind Sie...“

Worauf der krächzte: „Was fällt Ihnen ein, Sie, Sie...“, und während er nach einem ihm geeignet scheinenden Wort suchte, das er mit sich überschlagender Stimme in die hohen Hallen hätte hinausschreien

können, spürte ich Beschützerinstinkte in mir aufsteigen. Dich, meine Liebe, hätte ich mir dann nicht beleidigen lassen. Aber damals hattest du schon keinen männlichen Schutz mehr nötig. Inzwischen hatte der „Marabu“ zwar nicht das gesuchte Wort gefunden, fühlte sich aber genötigt, sich zu legitimieren. „Was fällt Ihnen ein, ich bin der Redaktor des ‚Kulturboten‘...“

„Und mein Mann“, entgegnetest du, mich in den Rücken stossend, „mein Mann ist Dozent für moderne Kunstgeschichte an den Universitäten Basel und Freiburg in Breisgau.“ Ich weiss nicht, wem es die Sprache mehr verschlagen hat – dem „Marabu“ oder mir. Jedenfalls warst du es, die das peinliche Schweigen nach wenigen Sekunden, die mir wie sechzehn Stunden vorkamen, brachst: „Aber wenn Sie die aus dem Bild hervorspringende Allegorie nicht sofort erkannt haben...“, der „Marabu“ blickte grimmig und verständnislos ins Leere, „...die Allegorie...“, fuhrst du gnadenlos fort, „die das Kind zum Hoffnungsträger erklärt, ja, sich gewissermassen an das Kind als **den** Kunstkonsumenten, der die ursprüngliche Sprache der Kunst als einziger wirklich versteht, richtet, wenn Sie diese Allegorie nicht erkannt haben, dann würden Sie auch mit der von meinem Mann entwickelten Theorie der transzendentalen Interdependenz im modernen Kunstschaffen kaum etwas anfangen können – oder haben Sie schon einmal etwas vom dreiundzwanzigsten Dichotomie-Gesetz gehört?“ So ähnlich hast du auf ihn eingeredet, bis er, die Haare, die er noch zu fassen kriegte, raufend, aus dem Kunsthaus gewankt ist. „Alles erfunden“, lächeltest du schelmisch, als ich dich hinterher fassungslos nach dem Inhalt dieser Transzendenz-Theorie fragte.

Als mich der „Marabu“ heute Nachmittag sah, presste er sofort erfreute Höflichkeit in sein verknittertes Gesicht, riss den Hut vom Kopf und säuselte unterwürfig: „Guten Morgen, Herr Doktor, einen schönen guten Morgen, Herr Doktor.“ Mit abweisender Miene - du weisst, ich kann ein richtiges Ekel sein - verhinderte ich jede Frage nach der Weiterentwicklung meiner Kunst-Theorien.

PS. Was soll ich mit der angebrochenen Sparpackung Tampons? Deiner Mutter schicken?

14. Juli

LiebeLiebste

Gestern bin ich in meiner Verlassenheit sogar zu einer Klassenzusammenkunft gefahren! Alles Männer! Es kommt wie befürchtet. Schon nach dem Salat beginnen sie, die mit der Einladung angeforderten Familienföteli herumzureichen. Nicken einander anerkennend zu: „Reizende Kinder.“ Vergewissern sich bewundernd: „Schon siebzehn Jahre mit derselben Frau?“ Allgemeines Augenzwinkern, als einer bekannt gibt, er habe in zweiter Ehe eine fünfzehn Jahre jüngere Frau geheiratet. „Da musst du dich aber in Form halten.“ Er schaut stolz in die Runde: „Ja, sie hält mich jung.“ Der ehemalige Pfadfinder unterwirft sich als Oberst und Hobbyjäger dem Klischee, zeigt neben Frau und Kinderchen vor allem Mann mit Gewehr, Mann auf Pirsch, Mann mit Trophäe.

Irgendwann ist es, natürlich, soweit – einer will es wissen: „Und du?“ Kein Bildchen. Kein Bübchen. Kein Mädchen. Keine Frau. „Ich sehe das nicht so eng“, bluffe ich mich in ihre zwiespältige Betretenheit. Nach „Spaghetti à discrétion“ die grosse Verbrüderung. „Ein Foto!“ „Wir wollen ein Foto.“ Ich verpasse es, mich anzubieten. „Ja, ein Foto von uns allen!“ Einer holt die „Serviertochter“. Sie wird auf einen Stuhl gehoben, die freie Sicht auf Beine wird raunend registriert. Sie bekommt eine Kamera in die Hand gedrückt und erklärt. Dann männliches Aneinanderdrängen. Der Rückzug aus dem Kamerabereich wird mir verwehrt. Vom zweifachen Klicken getroffen, werde ich als Mitläufer registriert. „Halt“, schreit einer, „jetzt noch ein Foto von Ihnen!“ Die „Serviertochter“ steht schon wieder mit beiden Füßen auf dem Boden. Sie versteht, weil Ausländerin, nicht, was die Männer von ihr wollen. Nach ein paar eindeutigen Gesten begreift sie, wird wieder auf den Stuhl geschubst, imitiert die Pose französischer Cancan-Tänzerinnen, lässt Blitzlicht, Männergrölen und –klatschen mitlachend über sich ergehen.

Noch vor Dessert, Schnaps und Zigarren flüchte ich. „Der Zug“, murmle ich entschuldigend. Am See angekommen, lasse ich mich gerade noch rechtzeitig ins sommerwarme Wasser gleiten, schwimme dir im Mondschein entgegen, den Blick immer aufs „Meer der Entscheidung“, lateinisch „Mare Crisium“, gerichtet.

15. Juli

LieberLieber

Ein paar Zeilen in Eile. Schön, dass du das Versprechen der romantischen Tage nicht vergessen. Mondsicht hier sehr klar. „Meer der Heiterkeit“ deutlich erkennbar. Verzeih bitte gelegentliche Verspätungen. Habe manchmal erst nachts um zwei Zeit für Strandspaziergänge. Aber Liebe nicht auf Geister angewiesen, oder? Zucchini in Traube abgeben. Haben immer Bedarf. Im übrigen genieße ich es, nur unter Frauen. Vermisse deine Augen.

PS. Lege dir ein Foto bei. Damit du dir kein falsches Bild. Alte Briefe bitte nachschicken. Möchte wissen, wer es mit den tunesischen Mauergeckos. Aber „proviziert“, mein Lieber! Wer Strapse trägt, muss sich keine Vergewaltigung gefallen lassen.

PPS. Stichwort Tampons: Kein Kommentar.

16. Juli

LiebeLiebste

Noch immer meide ich, soweit es die Höflichkeit erlaubt, die Gesellschaft anderer Menschen. Die Karten sind schon ganz abgegriffen. Ab und zu genieße ich die einsamen Abende sogar. Und immer wieder lasse ich die Bilder laufen. Madonnas neuste Strapse, die dritte Zeitungsfusion in diesem Jahr, sechshundert „Personalfreisetzen“ und die schwimmenden Leichen von Ruanda flimmern durch unser Wohnzimmer. Irgendwo verschlingt jemand einen Läu-setoast. Eine andere gesteht unter tosendem Applaus. „Ich habe den Zwerghamster meines Chefs vergewaltigt.“ Natürlich mit Perücke und verzerrter Stimme. Ich mute mir auch noch die neusten Bomben auf Sarajewo zu, dann bleibe ich an einer dieser Bekenntnis-Sendungen hängen. Heute: „Geizige Männer und die Rache der Frauen.“

Eine berufstätige Frau, die dem Ehemann ihr ganzes Einkommen abliefert, berichtet, sie erhalte von diesem hundert Mark pro Woche, und damit müsse sie, Miete ausgenommen, alles bezahlen.

„Soviel brauchen ja zwei starke Raucher pro Woche nur schon für Zigaretten“, rechnet die Moderatorin und will wissen, ob sie denn

„diesem Pfennigfuchser“ gegenüber ihrerseits schon mal zu geizen begonnen habe.

„Jaja, ich habe ihm...“, will die Frau ihre Geschichte zum Besten geben.

Das will die Moderatorin noch nicht hören. „Nein, ich meine, ob Sie sich, beispielsweise, auch schon mal gesagt haben, wenn der mich so knapp bei Kasse hält, dann bin ich halt umgekehrt mit Zärtlichkeiten zurückhaltender?“

„Neinnein“, schmunzelt die Frau, „das macht doch zu viel Spass.“ Dass der Mann sie schlägt, bestätigt sie beiläufig: „Selbstverständlich.“

Die Moderatorin gibt der Frau das vereinbarte Zeichen.

Jetzt darf sie es, vor laufender Kamera, bekennen: „Ich hab ihm Hundefutter zum Essen gegeben.“

Die Moderatorin mimt Überraschung: „Richtiges Büchsenfutter?“

„Ja“, bestätigt die Frau, das Gewieher und die Sympathien des Publikums sichtlich genießend.

„Aber da ist doch eine Etikette auf der Büchse“, wundert sich die Moderatorin.

„Die muss man natürlich abnehmen und verschwinden lassen“, erweist sich die Frau durchtriebener als ihr die Moderatorin zutraut, „die guten Stücke fischt man raus, dann wird das Ganze mit Zwiebeln und Champignons gedämpft, und fertig ist das Essen.“ Sie schaut triumphierend in Kamera und Publikum. Der Applaus ist der Frau, die Humor trotz allem zeigt, gewiss.

„Und er hat nie etwas gemerkt?“, die Moderatorin will es nicht glauben.

„Nein, der lebt ja noch.“ Noch einmal wird die Frau mit Gelächter, Klatschen, Füsstampfen für ihr jahrelanges Leiden entschädigt.

Was Frauen so alles mitmachen!

PS. Der Servicemonteur hält mir kopfschüttelnd das verstopfte Ablaufsieb der Waschmaschine unter die Nase: „Das Geld hätten Sie sich mit regelmässiger Reinigung sparen können.“ Du hast das anscheinend immer gemacht, ohne mir etwas zu sagen.

PPS. Vielleicht hat sie die ganze Story auch nur erfunden, womöglich mit ihrem Mann zusammen, um zu einem Fernsehauftritt zu kommen.

20. Juli

LieberLieber

Täglich erschütternde Begrüssungsszenen. Aus aller Welt kommen sie. Gedeemütigt. Geschlagen. Vergewaltigt. Manchmal auch nur erschöpft. Und immer der Blick zurück. Ob sie auch tatsächlich nicht verfolgt. Nicht selten waren ihnen bekannte Männer die, vor denen sie die Frauen immer gewarnt. Die Angst ist berechtigt. Gerade gestern wieder blinden Passagier entdeckt. Haben ihn als Warnung für weitere Eroberer zurückgeschickt. Nach entsprechender Behandlung. Kleider ausgezogen. Salz, natürlich Bio, eingerieben. Unter besonderer Berücksichtigung der empfindsamen Stellen. Auf die Wiese gelegt. Bauch nach oben. Arme und Beine verschnürt. Die Ziegen aus dem Stall. Hat sich erst gegen das vielzüngige Kitzeln gewehrt. Mit zunehmender Erschöpfung doch noch widerwillig Lust gezeigt. Ovationen nach Höhepunkt offensichtlich nicht genossen. Anschliessend ins kalte Wasser. Bis der kleine Unterschied auf vernachlässigbares Mass geschrumpft. Mit durchsichtigem Floristenpapier und rotem Geschenkbündel verpackt. Eine Schere um den Hals und auf ein kleines Floss gebunden. Segel gehisst. Aufschrift: „Dem Finder zur Warnung. Der Finderin zum Vergnügen. Die Weiber von der Insel.“ Dann ins Wasser. Mehrere Tests haben ergeben – Festland wird bei günstigen Windverhältnissen nach wenigen Stunden erreicht. Ungewiss nur, was Finderinnen oder Finder mit der Schere. Es sollen auch schon Ohrläppchen gestutzt worden sein.

PS. Am Abend gemeinsames Schwimmen. Mond wird sich über die vielen nackten Weiber gewundert. Und über ihr ungehemmtes Treiben. Fern von unerwünschten Männerblicken. Mit freier Sicht auf das „Mare Humorum“. Bei dir auch? Und weisst du, weshalb es in Deutsch „Meer der Feuchtigkeit“ genannt?

22. Juli

LiebeLiebste

Gestern habe ich die Sehnsucht über die Vernunft siegen lassen und bin losgefahren, ins Wallis, wo der Rest der eh schon kleinen Schweiz als „Üsserschwyz“ gilt, nach Zermatt, wo sie die ehemaligen BrigerInnen und StaldenerInnen, der durch die Moderne ultimativ geforderten Mobilität trotzend, wo sie Zugezogene auch nach vierzig Jahren noch als Fremde behandeln. Heute Morgen der Aufstieg zum Castor, der einen Hälfte jener sogenannten „Zwillinge“, die schon seit Jahrhunderten fest auf europäischem Boden stehen und sich einseitiger nationaler Vereinnahmung spätestens seit dem 16. Jahrhundert widersetzt haben. In dieser Höhe sind die Länder grenzenlos, und du hättest, damals, nicht zu erschrecken brauchen, als du bei unserer gemeinsamen Besteigung, mitten in den italienischen Gletscherspalten, bemerktest, dass du dich nicht hättest als amtlich verbriefte Schweizerin ausweisen können, womit du bei italienischen Zöllnern wahrscheinlich eh nicht (oder vielleicht gerade doch?) auf den gewohnten Respekt gestossen wärst, so kurz nach der Abstimmung über den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum, die, noch einmal, den Mythos Schweiz restaurierte. Aber die kleine Schweiz interessiert mich, trotz klarem Blick auf das „Horu“, das SchweizerInnen weltweit soviel Bewunderung einträgt, dass sie selbst zu glauben begonnen haben, sie hätten es, gewissermassen, als Symbol einheimischen Schaffens, in einem nie mehr erreichten nationalen Effort eigenhändig in die gemeine europäische Alpenwelt hineingemauert, die grosse Schweiz kümmert mich auch an diesem Morgen nicht. Ich sehe nur die Spur zwischen den wenigen drohenden Spalten und ein paar unsicheren Schneebrücken, bin froh, dass es keinen Neuschnee gibt, habe nur Augen für die nächsten paar Schritte und Gedanken an dich. Ich weiss, und deshalb erwähne ich es auch, in geradezu pädagogischer Absicht, von solchen Alleinbesteigungen ist dringend abzuraten, auch wenn mein heutiges Ziel keinerlei klettertechnischer Kenntnisse oder Erfahrungen bedarf, aber ich erinnere mich noch genau an unseren Bergführer, einen Zermatter Burger und überzeugten Streiter gegen die zugewanderten EinwohnerInnen im Kampf um den Besitz des Matterhorns, sehe es noch vor mir, wie er jenen älteren Haudegen anschaute, der, schon jenseits der heiklen Spalten, fragte: „Wo geht’s denn hier zum Cas-

tor?“ und auch durch Hinweise auf zugeschnittene Spalten sowie fehlende Seilsicherung nicht zu erschüttern war, höre noch, wie unser „Führer“ - jetzt, da ich es dir schreibe, erschrecke ich ob diesem Wort - wie „de Sepp“ sagt: „In Ihrem Alter spielt das ja keine grosse Rolle mehr.“

Ich aber möchte unser Wiedersehen noch erleben, kann deshalb die Abgeschlossenheit der Gletscher nur mit Vorsicht und leisen Skrupeln geniessen, aber du weisst, ich meide die Leute, die redend zertrümmern, was sie beschwören. Nicht, dass sie das sanfte Streicheln der letzten Sonnenstrahlen, die Berg und Tal in den Schlaf wiegen, nicht nach alter Dichter Sitte besingen, stört mich, nein, sie könnten wie Goethe, Brecht oder Kaschnitz sprechen – dass sie mit ihrem Geplapper in das Staunen einbrechen, lässt mich auf ihre schützende Begleitung verzichten.

22. Juli

LiebeLiebste

In die Geborgenheit menschlicher Gesellschaft zurückgekehrt, beobachte ich, seit deiner Abreise mit geschärftem Blick, wie einer der „Serviertochter“ mit der freien Hand - in der andern hält er die „Stange“ zum „Prost“ bereit -, wie einer der, wohl auf Geheiss des Wirtes, einen schwarzen Mini Tragenden zwischen die Schenkel grabscht, um sich, nach kurzem Widerstand, lachend die Hand wieder auf den Tisch zurückschieben zu lassen. Während sie die Gaststube verlässt, hebt er das Bier zum „Gsundheit Kollege“ und grinst: „Jetzt geht sie den Tampon wechseln...“

22. Juli

LieberLieber

Es ist wie nach einem Umzug – alte Heimat schon nach kurzer Zeit nicht mehr erinnerlich. Nur die letzten Tage der Vergangenheit unauslöschlich in mein Gedächtnis geätzt. Weisst du noch? Das nächtliche Telefon meiner besten Freundin. Die nur sagte: „Bitte, komm‘.“ Ich hin. Ohne Frage. Das Befürchtete. Aus Presseberichten, Dokumentarfilmen und Erzählungen anderer Frauen Bekannte.

Ein guter Kollege. Sie hatte nach Fest dankbar seine Begleitung angenommen. „Ich muss eh noch mit den Hunden raus“, habe er sich empfohlen. Die beiden Dobermänner hätten etwas Beruhigendes gehabt. Aus Höflichkeit, aber ohne Bedenken, habe sie ihm noch einen Kaffee. Den habe er nach kurzem Zögern angenommen. „Mit Cognac?“, habe sie noch gefragt. „Mit Cognac“, habe er bestätigt...

...Fern des Gipfelfirns flüchte ich mich in die Zeitung. „Frau zu Tode gehetzt!“, lese ich. „Detroit (USA). Deletha Word (33) fährt mit ihrem Auto im Stop-and-go-Verkehr von Belle Island in Richtung Detroit. Dann ein Knall: sie verursacht einen harmlosen Auffahrunfall... Sofort springen drei Männer aus dem beschädigten Wagen und fallen über die verdutzte Frau her – schlagen auf ihr Auto, treten auf sie ein, schreien sie an, reissen ihr die Kleider vom Leib.

Über 50 Leute sind Zeugen, wie die Frau verzweifelt um ihr Leben kämpft. Aber nichts passiert. Im Gegenteil. Die Menge klatscht den aufgebrachtten 19- und 20jährigen Männern Beifall. Niemand hilft, niemand ruft die Polizei.

So angestachelt treiben die Irren wie im Rausch ihr halbnacktes Opfer über eine Auto-Brücke. In Todesangst klettert Deletha Word über die Brüstung. Klammert sich dort fest. In der Hoffnung, der Horror gehe endlich zu Ende.

Dann kann sie sich nicht mehr halten. Sie stürzt in die Tiefe, als ihr einer der Täter mit einer Brechstange auf die Finger schlägt.

Jetzt erst rafften sich zwei Augenzeugen auf – springen in den Fluss, um Deletha zu retten. Zu spät.

Deletha Word glaubt, dass ihre Peiniger ihr nachschwimmen. Sie ertrinkt in der reissenden Strömung...“ [Blick 23.8.1995]

...Der Angriff sei gänzlich unerwartet gekommen. Trotzdem schnelle, klare Reaktion. Die flache Hand ins Gesicht. Die beiden Dobermänner hätten sie, noch mitten im Schlag, angesprungen. Auf den Rücken geworfen. Erst auf Befehl des Meisters von ihr abgelassen. Von diesem Zeitpunkt an habe das Zittern am ganzen Körper nicht mehr aufgehört. Ihn dessenungeachtet noch mindestens dreimal angeschrien: „Hau‘ ab!“ Alles Weitere nur noch in einer Art Trance wahrgenommen. Immerzu gedacht: „Du musst dich wehren. Er muss

dir die Kleider vom Leib reißen. Es muss Spuren körperlicher Gewalt geben. Sonst glaubt dir keiner.“ Aber er habe sie anfänglich überhaupt nicht berührt. Nur Anweisungen gegeben. Schuhe, Jacke, Rock – ausziehen. Strümpfe, BH, Slip – runter. Den Rest hätten die sprungbereiten Hunde besorgt. Als er sich ihr, mit offener Hose, genähert habe – der letzte, verzweifelte Versuch. Aber mit einer kaum wahrnehmbaren Handbewegung habe er ihr erneut die Köter auf den Hals gehetzt. Danach alles mit sich machen lassen. Blackout. Nur Erinnerung an die beiden Dobermänner, die, manchmal nur wenige Zentimeter vor ihrem Gesicht, andauernd die Zähne gefletscht hätten.

„Und ich war doch immer ganz sicher“, heulte sie in meinen Bauch, „dass mir so etwas nie passieren könnte. Dass ich es rechtzeitig erkennen, der Typ zu spüren bekäme: Mit der nicht. Und abhauen würde. Dass ich mich zu wehren wüsste. Ich – immer!“ Dann hat sie aufgeschaut, und ihre Entschlossenheit war wild: „Ich gehe. Bevor es zu spät ist.“

Die Front kam näher...

...Einmal.

Über den Gräben
Der Geschlechter
Balanciere ich
Auf einsamem Seil;
Fremd geworden
Dem eigenen Geschlecht,
Aber gefangen
In diesen unauslöschbaren Bildern
Des langen Krieges,
Geführt von Männern gegen Frauen,
Eingemauert in diesen Körper,
Der erinnert
An anhaltende Gewalt;
Und irgendwo die leise Hoffnung,
Einmal möge
Des Verstrickten Schuld
Abgetragen sein,

Die Unbeschwertheit
Im Spiel der Körper
Wirklichkeit werden,
Befreit von allen Vorstellungen,
In der Unschuld der Liebe.

PS. Wieso hat sie ihm keine runtergehauen? Weil er ein guter Freund des Wirtes ist?

...Nur zwei Tage später der mir unbekannte Nachbar in der Tiefgarage. „Dass Sie sich das trauen, als Frau, so spät am Abend“, spötelte er, und in diesen Tagen schien mir jeder Männerton falsch, „da können Sie von Glück reden, dass Sie mich treffen. Hier würde Sie keiner hören.“ Ich losgeschrien: „Lassen Sie mich in Ruhe!“ Zum Lift. Verzweifelt den Knopf. Mit den Fäusten sinnlos auf die Türe. Als der Lift endlich, war der Typ längst. Im Hof hörte ich irgendwo zwei Hunde. Ich war an vorderster Front. Dann endlich – Türe zu. Entscheid noch in dieser Nacht. Mit deinem Einverständnis.

„Ich will dich nicht verlieren“, flehdest du.

Leben mit Mann – in solchen Verhältnissen nicht nur Verrat an Frauen, auch an der Utopie der Menschlichkeit. Dieser Krieg ist der Vater aller Kriege.

Beim Zurückblicken sah ich dein trauriges Gesicht. Und sehe es noch immer.

PS. Heute Morgen Haut ganz heiss geworden, als ich schwarzen Seidenslip. Verbreitete sofort Geruch deines politischen Verrats zwischen meinen Beinen. Du bist wie der Geist aus der Flasche vor meinen Augen aufgestiegen. Habe mich gerne von dir locken lassen. Über deinen Schultern der aufgehende Mond. „Mare Moscovienne“, entgegen geltender Astronomie, schon nach zwei, „Schrödinger“ nach insgesamt fünf Küssen sichtbar. Erde dreht sich schneller als erwartet. Oder Küsse ausgesprochen lang. Irgendwann mit Händen auf eigener Haut von der Sonne endgültig geweckt. Nur noch kurze Zeit, bis Erinnerung definitiv aufgebraucht.

...PPS. Heute das Bett frisch bezogen und im milchigen Glas, hinter dem Hemden, Slips und Hosen durch die Trommel geschleudert wurden, einen Mann mit Tränen in den Augen gesehen. Als ich mich nach ihm umdrehte, war er weg.

24. Juli

LiebeLiebste

Es ist kalt geworden. Und nirgends ein Ort, wo ich mich wärmen könnte. Kein Platz, wo ich mich sicher fühlte. Kein Mensch, der mich hielt. Die Männer, die alten und die neuen, beschwören ihre Männlichkeit. Die Frauen, die geblieben – Verdächtige. Und schon singen sie die längst vergessen geglaubten Lieder auf offener Strasse. Sie schwiegen nur kurze Zeit, und in den Kellern hat das Grölen nie aufgehört...

24. Juli

LieberLieber

Immer wieder der Blick zurück. Erst vorsichtige Bestätigung. Es ist vorbei. Dann zunehmende Erleichterung. Es ist tatsächlich vorbei. Schliesslich ausgelassene Freude. Nie wieder. Gefühle, die für dich als Mann nicht nachvollziehbar. Erstmals ohne den sichernden Blick im Kriegsgebiet...

...Deine Flucht macht mich zum Kollaborateur. So muss sich ein Mann in Nazideutschland gefühlt haben, wenn ihn seine jüdische Frau, solange dies noch möglich war, allein zurückliess. Oder ein Weissler im Apartheidsgebiet. Manchmal sitze ich an unserem Tisch, schaue lange dein Bild an und würze die Suppe mit Trauer...

...Gestern schwerbehinderte Frau angekommen. Schaute dem weg-fahrenden Schiff lange nach. Dann mit feuchten Augen: „Jetzt fühle ich mich zum ersten Mal in meinem Leben sicher.“ Ich erinnerte mich an ihr Gesicht in der Zeitung. Im Frauenhaus von ihrem Mann. „Er schreibt mir, dass er mich noch immer liebt. Ich finde das nur

noch zynisch. Wie liebt er mich denn, mit einem Messer, mit Blut? Ich dachte, Kolumbien sei ein sehr gewalttätiges Land. Aber die Schweiz muss ein sehr machistisches Land sein, dass Männer in ein Haus eindringen, wo Frauen Schutz suchen, und so etwas tun.“ [Tages-Anzeiger 17.8.1995] Leben unter Menschen – für Frauen eine ferne Utopie. Sie haben es satt, jederzeit mit Feindberührung. Im Büro. Im Park. In der Dusche. Im eigenen Bett. Und auf Vaters Knien.

Übrigens – warum hast **du** ihm keine? Ihr werdet nicht sagen können, ihr hättet von nichts.

PS. Auf keinen Fall nochmals über deinen Schatten. Stichwort Channel 5. Hier fehlt es am nötigsten. Und jeden Tag zwei neue Schiffe.

...PS. „Mare humorum – Meer der Feuchtigkeit“. Im Herkunftwörterbuch findet sich unter Humor: „Gabe eines Menschen, der Unzulänglichkeit der Welt und der Menschen, den Schwierigkeiten und Missgeschicken des Alltags mit heiterer Gelassenheit zu begegnen: Die seelische Gestimmtheit des Menschen ist nach antiken Anschauungen abhängig von verschiedenen im Körper wirksamen Säften... In der mittelalterlichen Naturlehre heissen diese Säfte humores ‚Feuchtigkeiten‘... Das zugrundeliegende Substantiv lateinisch humor (besser: umor) ‚Feuchtigkeit‘ gehört mit umere ‚feucht sein‘, umidus ‚feucht‘ zu einer indogermanischen Sippe, die im Germanischen nur mit Ochse (eigentlich: ‚Befeuchter, Besamer‘) vertreten ist.“

25. Juli

LiebeLiebste

Wie viele Tage noch? Wie viele Nächte? Wenn die Nase nur noch auf eigenen Geruch stösst, beginnen die Gedanken in die Vergangenheit zu reisen. Weissst du noch - das Liebesspiel der Krabben in den Dünen von Saint-Tropez, der Schwur beim Kirschbaum von Gottfried, Romeo und Julia unter den Brücken von Aschaffenburg, Kniegeturtel in der schaukelnden Gondel mit der familia di Napoli oder, damals, Haut auf Haut zwischen den städtischen Glasfaserkabeln? Tempi passati. Jetzt sitze ich da - verlassen, in die Gesellschaft der Meinigen verbannt, gnadenlos mütterlichem Mitleid ausgeliefert.

Ein Opfer des Krieges. Den Frauen ein Feind. Den Männern ein Fahnenflüchtiger. Der ihre Herrenwitze ausplaudert. Dein eigener Bruder fragt es, gegen Morgen zu, die Frauen haben sich schon verabschiedet: „Was ist der Unterschied zwischen einem Abfallsack und einer Frau?“ Wir spielen ihm unsere ratlosen Gesichter zu. „Es gibt keinen Unterschied“, lallt er, „für beide gilt - abfüllen, dann wegwerfen.“ Schmunzelnd verrate ich dich. Früher sind wir jeweils nach dem Kaffee nach Hause gegangen, aber jetzt bleibe ich, aus Angst vor dem leeren Bett, einsam unter meinesgleichen hocken. In den frühen Morgenstunden lässt mich auch der letzte Kamerad, einen bess'ren find'st du nicht, sitzen und kriecht zu seiner Frau, die den Koffer noch nicht gepackt.

Was habe ich getan, dass du mich verlassen? Habe ich dir nicht manches Essen bereitet? Habe ich dich je bedrängt in Zeiten der Lustlosigkeit? Habe ich den Closettrand nicht jedes Mal nachgetrocknet? Warum also ich? Habe ich dich etwa zu wenig bedrängt?

Die Geradlinigkeit der Aufrechten kann manchmal ganz schön grausam sein. Erinnerst du dich - zu zweit haben wir eine eurer Frauen, wie ihr die Geschlagenen genannt habt, von ihrem gewalttätigen Ehemann befreit. Er hatte die Adresse eures Hauses, trotz aller kriegsbedingten Geheimhaltung, irgendwie herausgefunden. Mir hattest du sie vertrauensvoll gegeben, mich dich, LiebeLiebste, sogar ab und zu bis zur Türe begleiten und, nach sicherndem Blick, auf der Schwelle noch einmal küssen lassen. Er hat seiner „entlaufenen Frau“, wie er sich ausdrückte, abgepasst, ihr mit Fäusten klar machen wollen, wo sie hingehört. Mit Hilfe eines Passanten gelang es mir, ihn zu vertreiben. Die Frau bat uns, den Vorfall gegenüber der Polizei, die sie euch zu benachrichtigen bitten wollte, zu bezeugen, wozu wir, selbstverständlich, bereit waren. „In einer Viertelstunde sind sie da“, riefst du aus dem Fenster. Ich erinnerte dich mit über der Brust gekreuzten Armen und zusammengezogenen Schultern an die Winterkälte. Mit unklaren Handzeichen schlossest du das Fenster wieder, kamst endlich, wahrscheinlich nach längerer Diskussion, mit einem Tablett und zwei Tassen heissen Kaffees vor die Türe, verneintest achselzuckend, als ich fragte, ob wir, es war sicher zehn Grad minus, nicht wenigstens im Hauseingang auf die Polizei warten dürften. Ich sah dir an, dir widerstrebte diese fast schon beamtenhafte Korrektheit.

PS. Bist du dir ganz sicher, dass der Mann in der Tiefgarage identisch mit dem Vergewaltiger war? Nur wegen der zwei Hunde? Die verallgemeinerte Wut trifft auch den Freund, und aus Angst vor dem verdächtigenden Blick der langbeinigen Fremden traue ich mich nachts nicht mehr auf die Strasse, obwohl ich ihre Beine gar nicht bemerke.

27. Juli

LieberLieber

Lage verschärft sich fast stündlich. Inzwischen bis zu sechs Schiffe täglich. Kaum angekommen, beginnt für die Frauen der Kampf ums Überleben. Bedingungen ausgesprochen ungünstig. Landwirtschaft nur beschränkt denkbar. Bodenschätze höchstens mit grossem technischem Aufwand. Im Übrigen keine industrielle Entwicklung beabsichtigt. Jedenfalls nicht im klassischen Sinne. Sind in der ersten Phase zwingend auf Technologie-Transfer aus der Alten Welt. Verhandlungen haben begonnen.

PS. Du forderst Applaus für das Selbstverständliche. Die undifferenzierte Angst von Frauen beleidigt deine Eitelkeit. Ist männliche Gewalt differenziert? Will heissen – sie trifft die Richtigen?!

PPS. Eine triste Wahl – nicht beachtet oder vergewaltigt zu werden.

28. Juli

LiebeLiebste

Die Sehnsucht ist kaum mehr zu ertragen. Vergisst du auch den Mond, unseren Mond, nicht? Gestern, am Ufer des Sees sitzend, alle Zeit verloren. Die Rückkehr in die geltende Stunde war grauenhaft.

Verrat.

Ach, mein reicher weisser Bruder –
Wo immer ich hinkam,
Trat ich in deine Blutspur
Von Unterdrückung und Gewalt,
Und deine Opfer trieben

Deine Schulden bei mir ein;
Ich zahlte schweigend, denn
Deine Schulden sind unsre Schulden.

Schwer drückte mich diese Last,
So dass ich mich danach sehnte,
Mich kraftlos in die Arme
Liebender Frauen fallen zu lassen,
Aber auch da stiess ich, Bruder, auf deine Tritte;
Jetzt zahle ich in den Nächten
Einsam Zins und Zinseszins, während du
Unsre Schulden in die Höhe treibst.

Aber jetzt, Bruder,
Ist die Zeit gekommen,
Dich zu verraten,
„Nein“, werde ich sagen,
„Der ist mein Bruder nicht,
Auch wenn er dieselbe Haut trägt,
Aber schaut mir in die Augen –
Ist das derselbe Blick?“

PS. Immer das „Meer der Entscheidung“ im Auge behalten.

PPS. Heimatlose haben in aller Welt ein Recht auf Zuflucht. Das ist Menschenrecht. „Flüchtlinge“, heisst es im hiesigen Asylrecht, das schon mehrfach verschärft wurde, im Kampf gegen die weltweiten Flüchtlingsströme, das ist Menschengesicht an Menschengesicht, „Flüchtlinge sind Ausländer, die in ihrem Heimatstaat... wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Anschauungen ernsthaften Nachteilen ausgesetzt sind oder begründete Furcht haben, solchen Nachteilen ausgesetzt zu werden. Als ernsthafte Nachteile gelten namentlich die Gefährdung von Leib, Leben oder Freiheit sowie Massnahmen, die einen unerträglichen psychischen Druck bewirken.“ Zutreffendes bitte ankreuzen.

Noch ist mir nichts passiert. Demütigendes Hohngelächter ausgenommen. Wie damals, unter der Dusche, als ich mit eingeschaumtem

Kopf gegen einen ihrer Witze protestierte. „Der Lehrer fragt Klaus: ‚Wie heisst die Mehrzahl von Lebensgefahr?‘“ Ich weiss nicht mehr, wer von ihnen es war, das Shampoo brannte in den Augen, als ich mich umsehen wollte. „Nach kurzer Überlegung antwortet Klaus: ‚Lebensgefährtin, Herr Lehrer.‘“ Grosses Haha. Ich rieb mir die Augen frei, fragte mit klopfendem Herzen: „Findet ihr das lustig?“ Allgemeines Schaumgepruste und Grölen, als hätte ich noch einen draufgegeben. „Hast wohl Muttern“, damit meinen sie dich, „hast Muttern versprechen müssen, dass du ein braver Junge bist. Sonst musst du nächstes Mal zu Hause bleiben.“ Sie konnten sich kaum mehr halten. Die mir am nächsten standen, begannen, mich mit Schaum und kaltem Wasser vollzuspritzen. „Muttersöhnchen! Schürzenkind! Halbe Frau! Schwule Sau!“ Noch ist mir nichts geschehen. Aber unter Männern befällt mich regelmässig eine dumpfe Angst, ein falsches Wort, ein falsche Bewegung, und schon kippt der alltägliche Möllerspott, da genügt ein wenig Alkohol, in gewöhnliche Gewalt um. Wobei nicht einmal im vornherein bekannt ist, welches Wort, welche Bewegung falsch wäre. Womöglich stolpert einer nur über meine Füsse. Genügt das Tragen von Ohrringen oder Anhängern. Oder der Widerspruch gegen ihre herrischen Reden. Sicher würde sie mein Einverständnis mit deiner Flucht provozieren. Damit würde ich zum Agenten des Feindes. Ich spüre die Bedrohung, aber ich kann sie nicht belegen. Es gibt keinen festen Ort, keine bestimmte Zeit, keine eindeutigen Kennzeichen. Wo immer Männer Männer sein müssen, droht Gewalt. „Heute noch sichtbare Spuren“ habe ich nicht vorzuweisen. Bloss die Angst davor.

PPPS. Ein liebender Deserteur bittet um Aufnahme.

3. August

LieberLieber

Bilaterale Verhandlungen erfolgreich. Milliardenkredit vertraglich zugesichert. Eine halbe Milliarde zum Ankauf von Basis-Technologien. Als Investitionsspritze für eure Exportindustrie. Zur Sicherung von Arbeitsplätzen. Versteht sich. Eine halbe Milliarde für den Ausbau des provisorisch eingerichteten Lustgartens zu Männerparadies. Mit Abenteuerparcours, Streichelkabinetten, Seelenmassage, Beglü-

ckungsbädern, Brustgärten, Schenkelwäldern, Vaginalströmen und Bumsseen. Berücksichtigung eurer Zementindustrie verbindlich zugesagt.

Bedeutet für uns: Einführung der allgemeinen Dienstpflicht. Zur Verhinderung einer Zweiklassengesellschaft. Begeisterung für gemeinsame Utopie garantiert weibliche Arbeitslust, anhaltenden Devisen- und Spermienfluss.

Schutzmassnahmen erhöhen Wollust der Männer. Noch auf dem Festland Augen verbinden. Nach Betreten der Fähre unverzüglich in Kajüte. Ausziehen. Fesseln und, auf individuellen Wunsch, wickeln, Pampers for men. Kleider wegsperren. Auf Insel direkt in das in sich geschlossene Labyrinth mit meterhohen Mauern. Aus Gründen der Sicherheit und Diskretion keinerlei Kontakt zu anderen Männern. Dauernde Betreuung durch paradise attendants. Danach lassen sie sich widerstandslos für Rückreise präparieren. Auf Deck winken sie uns Lustgärtnerinnen noch einmal erschöpft, aber glücklich, zu.

Unsere Zukunft scheint gesichert. Dank eurer Wachstumszwänge und ungedeckten Begehrlichkeiten.

PS. Asylgesuch: Alles Wünschbare zurückgestellt. Betrifft auch Problem der Gemütsflüchtlinge, die ernsthaft unter Geschlechterprivilegien leiden. Bis auf weiteres besondere Umstände, das heisst – keine Männer. Auch wenn es mir persönlich fast das Herz. Aus übergeordnetem Interesse individuelle Härtefälle.

PPS. Heute Glückstag – ganz überraschend auf Seidenschal gestossen, der meine Nase mit Duft deiner Schwäche tröstet.

5. August

LiebeLiebste

Du hast uns verraten, und ich kann, mag nicht länger vernünftig sein, ich will dich nicht unter den Bäuchen dieser Männer wissen, während ich auf die Tage der Unschuld warte. Du gingst mit meiner Zustimmung, aber das, Geliebte, dass du dieser Art von Männern gefällig bist, das kann ich nicht zulassen. Auch wenn es für einen guten, selbst wenn es für den besten Zweck ist. Glaub mir, ich werde einen Weg finden, es zu verhindern.

7. August

LieberLieber

Deinen Brief mit Besorgnis (und Verständnis). Aber bitte nicht den Helden! Auf keinen Fall versuchen, auf die Insel! Abwehrmassnahmen nach Zwischenfällen mit extremistischen Männergruppen massiv verschärft. Du wirst in den Kontrollen hängen bleiben, und dann werden wir uns nie mehr. Keine Panik, Geliebter, gerade jetzt nicht. Besonnenheit, jetzt ganz besonders!

PS. Nichts trennt mich in den Stunden des Mondes von dir, und einmal wird die Zeit, irgendwann wird unsere Zeit.

7. August

LiebeLiebste

Es ist so weit. Auch der grösste Zauderer kennt Zeiten der Entschlossenheit, der wilden sogar.

PS. Nordöstliche Seite des Mondes heute Nacht leicht verhangen. Als würde er mir zuzwinkern.

8. August

LiebeLiebste

Bald werde ich den Boden wieder mit dir teilen.

PS. Hier sehen die „Alpen“, direkt unter dem „Meer der Kälte“ deutlich erkennbar, schon ganz anders aus.

10. August

LieberLieber

Wo bist du? Deine Briefe verwirren mich. Dass du keine Antwort gibst, macht mir Angst. Gestern brachten sie einen dieser Erholung Suchenden ins Beglückungsbad – mein Wochenenddienst. Aus der Ferne glich seine Gestalt der deinen. Für einen Moment bange Hoffnung. Irma la Douce. Liebender auf Freierrfüssen. Mit Hühnerhaut überm Knie festgestellt – du warst es nicht. Enttäuscht und erleich-

tert. Du bist nicht übergelaufen. Dann mit der täglichen Verachtung Zinsschulden abgetragen.

PS. Verzweifelt aufs „Honigmeer“ gestarrt. Stundenlang. Als könnte der Mond mir Antwort geben.

10. August

LiebeLiebste

Jetzt sehe ich den Mond wieder aus demselben Winkel wie du. Aber fast wäre, im letzten Moment, noch alles schief gelaufen. „Moment!“, prallt es mir entgegen, als ich die Fähre betrete. Die Frau - Sicherheitskontrolle, nehme ich an, zum ersten Mal sehne ich mich nach verräterischen Uniformen - sieht mich prüfend an. Hält mich zurück. Ich bekomme Angst. Sollte ich nicht einmal auf die Fähre kommen? Nachdem mich heute Morgen ein Blick auf meine Beine noch rechtzeitig gerettet und ins nächste Warenhaus hat stürzen lassen. Zu Tausenden, ja, Zehntausenden, drängen Haare durch Nylonstrümpfe, meine Beine glichen, entschuldige den Vergleich, aber irgendwie glichen meine Beine deiner „Königin der Nacht“. Jetzt fühlen sie sich an „wie die Haut eines Neugeborenen“. Das Gesicht ist kräftig, aber diskret geschminkt, der Wonderbra hält Silicon in Form, und die Perücke sitzt perfekt auf der um sich greifenden Glatze. Ich lächle die Amazone an, jetzt nur keine männlichen Überheblichkeiten, lächle ängstlich, lächle freundlich, frage höflich, ob ich irgendetwas falsch gemacht hätte.

„Neinnein“, beruhigt sie, „reine Routinekontrolle. Aber gerade gestern mussten wir fünf Kerle zurückschicken. Bewaffnet. Sie versuchen es immer wieder“, erklärt sie, fast entschuldigend.

Ich schaffe es, die Lippen zu einem erleichterten Lächeln zu formen: „Sie brauchen sich doch nicht zu rechtfertigen, Ihre Arbeit kommt ja auch mir zugute.“

„Schön, dass Sie es so sehen“, wiegt sie mich in Sicherheit, „dann können wir ja.“

Ich erschrecke. Die Gefahr ist längst nicht vorbei. Das Schlimmste kommt, womöglich, erst.

Mit einem „Kommen Sie!“ packt sie mich an der Schulter. Führt mich in ein improvisiertes Büro. Ein Tisch. Zwei Stühle. „Leibesvi-

sitation“, fährt es mir durch den Kopf, und ich beginne, am ganzen Körper zu zittern. Zwingt mich aber, mich ganz ruhig auf den Stuhl hinter dem Tisch zu setzen.

„Nein, stehen Sie noch einmal auf! Umdrehen! Hände auf den Tisch! Beine auseinander!“ Ich spüre, wie sie hinter mich tritt, dann schiessen ihre Hände vor, tasten blitzschnell Jacke, Jupe, Stiefel ab, beinahe unabsichtlich noch ein prüfender Griff, dem SiliconinWonderbra standhält, dann lässt sie mich los. „Bitte!“ Ich setze mich auf den Stuhl, zwar nicht damenhaft korrekt auf die vordere Kante, aber mich immer wieder daran erinnernd, die Beine nicht auseinander klappen zu lassen, die Füße nicht zu selbstbewusst auf den Boden zu stellen. Sie beginnt mit dem Verhör. „Was wollen Sie auf der Insel? Haben Sie Verwandte, Freundinnen, Bekannte oder Ihnen in irgendeiner anderen Weise nahe stehende Frauen auf der Insel? Für wie lange wollen Sie bleiben? Wie viele Devisen haben Sie bei sich? Haben Sie Kinder? Wie viele?“ Während ich antworte, beobachtet sie mich genau, meine Augen, meinen Gesichtsausdruck, meine Hände – ich bin froh um meine Schreibtischhände. Meine Antworten scheinen sie zu befriedigen. Dann die befürchtete Frage: „Und welches ist der konkrete Anlass, dass Sie sich gerade jetzt zu diesem Schritt entschieden haben?“

Ich erzähle die mir zurechtgelegte Geschichte des Arbeitskollegen, der den Kopf eines weiblichen Pornostars mit einem Foto von mir überklebt, die Montage kopiert und mich mit gespreizten Schenkeln im ganzen Betrieb verteilt hat.

„Das wird Ihnen hier bestimmt nicht mehr passieren“, stellt euer Sicherheitspersonal fest, „herzlich willkommen auf der ‚Insel der Weiber‘, wie wir sie nennen.“ Wir schmunzeln beide. „Sie können jetzt gehen“, befiehlt sie. Ich stehe auf, wahrscheinlich etwas schnell, mache zwei Schritte, wahrscheinlich etwas zu grosse – da hält sie mich noch einmal zurück.

Gewarnt flöte ich: „Danke. Jetzt fühle ich mich zum ersten Mal im Leben sicher“, und sehe ihr direkt in die Augen. Sie hat meiner Freundlichkeit nichts mehr entgegenzusetzen.

„Wissen Sie“, erklärt sie, „ich hätte geschworen, dass Sie ein Mann sind. Sie sehen aus, wie ein Mann sich eine Frau vorstellt. Entschuldigen Sie bitte. Und, definitiv, gute Reise.“

„Danke“, lächle ich. Beim Hinausgehen achte ich auf kurze Schritte. Ich spüre ihren misstrauischen Blick in meinem Rücken.

11. August

LiebeLiebste

Wo immer ich hinkomme, werde ich freundlich aufgenommen. Trotzdem fühle ich mich nicht sicher. Die Frage nach meiner Herkunft erscheint mir hinterhältig. Der anhaltende Blick argwöhnisch. Die feinste Berührung bedrohlich. Deshalb meide ich, wo immer es geht, menschliche, will sagen weibliche Gesellschaft und bewege mich abseits der unterhaltenen Strassen.

Auf der Suche nach einem Nachtlager stosse ich auf eine Hütte, halbverfallen oder noch vor der Fertigstellung verlassen. Die Türe lässt sich überraschend leicht öffnen. Noch bevor sich meine Augen ans Dunkel gewöhnt haben, beschleunigt ein Rascheln meinen Herzschlag, das wie eine Bühne ausgeleuchtete Raumsegment ist leer, ein zischelndes Geräusch hält meinen Puls hoch, ich vermute ein wildes Tier, ergreife ein herumliegendes Stück Holz, dann erblicke ich in der hintersten Ecke, in die das Licht nicht vorzudringen vermag, zitternd und in einer mir unbekannten Sprache auf mich einredend – einen Mann. Immer wieder hält er mir die Hände abwehrend entgegen, sich gleichzeitig embryonal in die Ecke drückend. „Neinnein“, versuche ich, ihn, in allen mir einigermaßen vertrauten Sprachen, zu beruhigen. Aber er versteht kein Wort. Allmählich beginne ich seine Herkunft zu erraten. Warum hast du nie etwas darüber geschrieben, dass die Insel bereits bewohnt war? Ich werfe den Prügel, mit dem ich, ohne jede Absicht, drohend herumfuchtle, weg. Strecke dem Fremden meine Hände flach entgegen. Er sieht mich verwirrt an. Zögert. Steht auf. Lächelt. Ich lasse die Arme ermüdet und beruhigt sinken. Sogleich wirft er sich wieder zu Boden, presst sich in panischer Angst in seine Ecke. Ich hebe meine Arme. Wiederholung. Ich gehe ihm einen Schritt entgegen. Er kommt einen Schritt auf mich zu. Wir lächeln einander an. Noch zwei Schritte, einen von mir, einen von ihm. Jetzt riechen wir beide den fremden Atem. Meine Arme beginnen mich zu schmerzen, aber ich traue mich nicht, sie noch einmal sinken zu lassen. Nicke ihm freundlich zu. Er ergreift meine Hände, ganz fest, beginnt, sie abzuschmatzen. Ich fühle mich,

als Frau, bedroht, reisse mich los, zwingt ihn, die Arme fallen lassend, als Mann, in seine Ecke zurück. Mit heftigen Gebärden gebe ich ihm zu verstehen, dass er mich nicht anfassen darf. Er scheint zu begreifen. Ich ziehe mich in den andern Teil der Hütte zurück. Die Angst zwingt uns zum Augenpoker. Irgendwann muss ich trotzdem eingeschlafen sein. Als ich erwache, bin ich allein in der Hütte. Am nächsten Tag fallen sie mir plötzlich auf, die Tafeln, mit denen „alle Männer und Knaben ab vierzehn“ aufgefordert werden, sich „unverzüglich“ bei der nächsten „Registratur“ zu melden. Ich erschrecke. Ist das die ewige Spur der Macht?

12. August

LiebeLiebste

Endlich. Endlich wieder bei dir. Aus allen Ecken quillt dein Duft. Auf dem Tisch eine bis auf drei, vier Beeren abgeessene Traubenrispe. Im Bad der Morgenmantel, in dem du dir, manchmal auch mir, jeden Tag den Kaffee gebraut. Ums Bett liegen verknüllt die Kleider einer unentschlossenen Woche. Auf dem Leintuch die Haare und Härchen der vergangenen Nächte. Ich drücke die Nase in dein Kopfkissen. Es ist wie heimkommen. Wo ist das zweite Kissen? Wo bist du? Ich setze mich an deinen Tisch. Das darf ich doch? Stecke mir achtlos die Traubenbeeren in den Mund. Zwei sind schon angefault.

„Vor zwei Tagen ist sie ganz aufgeregt zu mir gekommen, ob ich nicht ihre Katze füttern würde, sie müsse weg, müsse für eine Weile allein sein. Haben Sie denn Ihrer Schwester nicht gesagt, dass Sie kommen?“, fragt mich deine Nachbarin und ist erstaunt. „Doch-doch“, verrate ich mich. Sie sieht mich an, mir wird ganz heiss, sie schaut mir forschend in die Augen. „Dann ist sie Ihretwegen verschwunden.“ Mir fehlt die Kraft, ihr zu widersprechen. „Ich lasse Sie jetzt allein“, murmelt sie feinfühlig.

Ich mache mir eine Suppe. Esse mit grossen Pausen. Bald ist sie versalzen. Ich habe zu verstehen begonnen.

PS. Wo hast du den Mond heute Nacht gesehen? Morgen schon werden wir nicht mehr dieselbe Sicht haben.

14. August
LieberLieber...

14. August
LiebeLiebste...

...Zu spät. Du bist schon. Mit Tränen im Gesicht nach deinen Spuren schnuppern. Überall dein Duft. Ach, hätt' so gern dein Brüstchen geküsst...

...Verzweifelt zurückgekehrt. Es gelang mir nicht, mich bei der Ausreise zu verraten. Zu Hause bereite ich meine Flucht vor. Zu Hause? Wo ist mein Zuhause? Ich erinnere mich des Mannes der Jüdin. Warum ist er nicht mit ihr geflohen? Wie konnte er den Ort ihrer Bedrohung noch für seine Heimat halten?...

...Du wirst diese Zeilen erst nach deiner Rückkehr von der Insel. Wütend. Enttäuscht. Traurig. Vielleicht. Aber ich musste mich verstecken. Vor dir. Wir hätten uns verraten. Unsere Liebe hätte. Als Mann und Frau. Davor musste ich dich. Musste ich uns. Dies ist nicht die Zeit. Dies ist nicht der Ort...

...Es ist alles für die Abreise bereit. Du wirst, zur Erinnerung, alle Jahre ein kleines, ein ganz kleines Fläschchen erhalten, du weisst schon, und wirst es mir, hoffe ich, nicht als fehlende Unterstützung eurer Sache auslegen...

...Wann werden wir uns wieder? Wenn uns der Mond in derselben Nacht „Hertzprung“ und „Curie“? Ja – spätestens...

...Utopia.
Seht ihr,
Da drüben,
Noch vom Morgennebel
Leicht verhangen
Und im letzten
Schatten der Nacht,
Die Ebene von Utopia?

Nun gilt es,
Mit zarten Händen,
Die süßen Früchte
Zu ernten.

Ich werde zurück sein, wenn es so weit ist...

...Vielleicht, mein Lieber, schickst du mir doch noch so ein kleines Fläschchen. Im Gedanken an den gemeinsamen Verrat würde ich mir in jeder Mondnacht ein Stück wirtschaftliche Unabhängigkeit ans Ohr.

Bis dann
deine

...in verzweifelter Liebe
dein.

PS. Ich hoffe, das „Meer der Träume“ ist dort gut sichtbar. [1996]

e

Das omeback des ärmellosen Lismers.

Das Comeback des ärmellosen Lismers.

Die Winter sind nicht mehr, was sie waren. Vorbei die heimeligen Zeiten, in denen wir im „Windegg-Stübli“ an einem Glas heissen Punsches nippten, nachdem wir ein paar Mal dem Bügellift entlang auf den kleinen Buckel gestapft waren, von dem wir ziemlich „bolzengerade“ hinunterrutschen konnten. Auf der Abfahrt vom Albis kühlten meine Hände einmal derart ab, wahrscheinlich im Jahr der letzten Zürcher Seegfrörni, dass der eidgenössische „Chuenagel“ der Wärme der Radiatoren im Langnauer Wartsäli nicht weichen wollte. Mit den schmerzenden Fingern, auf denen sich Blasen wölbten, konnte ich am Abend keine Gabel mehr halten und war darauf angewiesen, dass „meine Lieben“ mir von allen Seiten in heissem Käse getunkte Brotbrocken in den Mund stopften. Tempi passati.

Auch die grossen Schweizer Seen frieren längst nicht mehr alle fünfundzwanzig Jahre zu, dem Rhythmus der Landesausstellungen folgend, die ihrerseits aus dem Tritt geraten sind. Die Kriege haben sich, zu unserem Glück, schon früher vom Gleichschritt verabschiedet. 1914 – der Erste. 1939 – der Zweite Weltkrieg. Den Dritten beschwor (nicht nur) meine Mutter noch Anfang 1964. Um dann, im Verlauf des Jahres, mit Erleichterung feststellen zu müssen – nichts war mehr, wie es gewesen.

Während wir uns langsam und, womöglich, widerwillig daran gewöhnen, dass kein Schnee mehr bis in die Niederungen fällt, müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass die alte Boxerregel – „They never come back.“ – nicht nur von Muhammed Ali gebrochen wird. In der schnellsten aller Zeiten, in der wir, so sagen uns die Trendscouts, in einer anderen Welt aufwachen, als wir zu Bett gegangen sind, erfahren die Lieder, die die Alten sangen, eine Renaissance, noch bevor wir so richtig registriert haben, dass sie out sind. Wir leben, als sei die Einsteinsche Relativitätstheorie in den Alltag eingebrochen, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich. Und wer stur auf seinem Weltbild hocken bleibt, fährt in der Achterbahn der Moderne bestimmt fünf, sechs Mal im Leben allen anderen voraus. Ach, hätten wir doch nur den Estrich unserer Altvorderen nicht so übereifrig geräumt – wir könnten uns in ihrem Fundus bedienen und wären immer up to date.

Was wir, definitiv, für vergangen hielten, es ist wieder da – Häkeltäschchen, ärmellose Lismer, rosa Herrenhemden, karierte Damenjupes und Naziparolen. Was eben noch mit kritischem Blick bedacht wurde, es gehört wieder

zum guten Ton – die Anhäufung grosser Reichtümer, die Diffamierung von FürsorgeempfängerInnen als „Sozialschmarotzer“, die Ausübung von Macht ohne Zögern, die Propaganda von totalem Wachstum, heiler Familie, genetisch bedingter Homosexualität, natürlichen Geschlechtsunterschieden und Erlösungstod. Als ob in einer Kultur – in der die kollektive Anpassung an Weltmarken und globalisierte Lebensformen flächendeckender durchgesetzt worden ist als der Einheitsbrei im realexistierenden Sozialismus – das individuelle Recht auf einen menschenwürdigen Tod bei denen, die in der Optik von SollundHaben als blosser Belastungsfaktor erscheinen, nicht zur sozialen Verpflichtung verkommen könnte, die Rechnung auszugleichen und sich rechtzeitig zu „entsorgen“. Ein Wort, das ich bei älteren Bekannten, die niemals irgendjemandem „zur Last fallen“ wollen, schon mehr als einmal gehört habe. Und im „Tages-Anzeiger“ vom 24. März dieses Jahres treibt der Berliner Korrespondent Werner Bossardt in seinem Bericht über eine Bundestagsdebatte über Jürgen Trittin solche Terminologie weiter. Es werde sich, schreibt er, wohl bald eine Gelegenheit finden, „den selbstverliebten, überheblichen Intriganten ins politische Endlager zu befördern.“ Kein Zufall, dass in eben dieser Auseinandersetzung aus den Reihen der CDU/CSU verkündet wurde, die Zeit der Political Correctness sei vorbei.

Kaum eine oder einer traut sich heute noch, ernsthaft, für Pazifismus, Einheitslohn und Mitbestimmung einzutreten. Die Sprachregelungen der Macht setzen sich (wieder) durch. Es sei keine Schande, reich zu sein, beteuern selbst SozialdemokratInnen. Als wäre der Satz, hinter jedem grossen Reichtum stecke ein Verbrechen, nie geschrieben worden. Dankbarkeit sei geboten, wenn jemand bereit sei, „Verantwortung“ zu übernehmen, heisst es, wenn einer, seltener eine, eigenen und fremden Allmachtsfantasien erliegt. Der neue Verwaltungsratspräsident und Konzernchef der SAir Group Mario A. Corti erfüllt nahtlos die aktuellen Sehnsüchte nach dem starken Mann. Mit der gleichzeitigen Übernahme beider Spitzenpositionen macht der Mann, der immer ein wenig wie ein Habicht wirkt, deutlich, was er unter einfachen Führungsstrukturen versteht. Im „Arena“-Auftritt an seinem ersten Arbeitstag verlangt er, mann und frau dürfe dann nicht in Wehgeschrei ausbrechen, wenn er, auf dem jetzt die versammelten Hoffnungen ruhen, die „beste Lösung“ gefunden habe und auch „durchziehen“ werde. Wer hätte sich, noch vor kurzem, vorstellen können, dass der Chefredaktor der „unabhängigen“ Zürcher Tageszeitung sich von der ersten Pressekonferenz dieses Zauberers derart hinreissen lässt – „Die Swissair hat

wieder einen Chef. Nicht was er sagte, sondern wie er wirkte, ist ermutigend“, jubelt Philippe Loepfe. –, dass er schliesslich zu einem Satz greift, der Erinnerungen weckt: „Hier stand jemand auf dem Podium, der mit seiner Haltung und seiner Gestik in jedem Moment ausstrahlte, dass er den Willen zur Macht besitzt.“ Der neue starke Mann ist denn offensichtlich auch bereit, alte Sehnsüchte zu bedienen. Die ungeliebte SAir Group, die im grossen Globalisieren unterzugehen droht, soll bald wieder zur vertrauten Swissair werden. Der grosse Magier wird die Welt des Fliegens wieder in eine schweizerische Welt verwandeln. Und wenn es dafür eines Alexanderschen Schwertschlags bedarf.

Im deutschen Bundestag wird in der bereits erwähnten Debatte über Umweltminister Jürgen Trittin die „natürliche Bindung“ an die Nation beschworen. Bundespräsident Johannes Rau, der erklärt hat, er könne nicht stolz sein, ein Deutscher zu sein, er könne höchstens stolz auf seine Leistungen sein, wird als Vaterlandsverräter diffamiert. Wir wollen wieder stolz auf Heimat, Vaterland und Nation sein. Dröhnt es aus den Reihen der CDU/CSU. Und das ist keine deutsche Forderung. Wir wollen wieder stolz auf die Schweiz sein. Echot es vom Albisgütli und aus Schweizer Schulzimmern, in denen – wer hätte das vor Jahren gedacht? – jene „Bewegung“ am Erfolgreichsten zu werden droht, die mit den Instrumenten von morgen die Melodien von gestern spielt. Auch wenn es keine alten Faschisten sind – ihre Töne und Gebärden erinnern daran, dass, jederzeit, zurückkehren kann, was Menschen sich nicht vorzustellen vermochten. Der Faschismus ändert sein Design. Aber wer kann schon mit Sicherheit wissen, dass alle Estriche entrümpelt sind? [2001]



ie Amerikareise.

u. Soldat.

Die Amerikareise.

Er sieht kaum die Menschen um sich. Sieht nicht den Controler, der sich schon in die Dates des angebrochenen Tages verbissen hat. Nicht das Liebespaar, das sich mit letzten Zärtlichkeiten gegen den Einbruch des Gewöhnlichen in seine verzauberte Welt zur Wehr setzt und jetzt, erfolglos, in zwei mürrische Angestellte zerfällt. Nicht die Mutter, die ihr verschlafenes Kind in immer kürzer werdenden Intervallen in die drängende Zeit zu reisen sucht. Nicht die, entgegen aller Kriminalromantik, schon tätigen Taschendiebe, die eben einen in reine Schurwolle gekleideten Herrn routiniert anrempeln und ihm, während der eine dem Gestürzten hilfsbereit die Hand reicht, die Brief- aus der Busentasche fischen. Er bemerkt nicht die Zwölfjährige, die sich mit dem ersten Schuss auf die Beine bringt. Sieht nicht den älteren Mann, dessen gerötete Augen verraten – er ist unterwegs, um die wegen des in der letzten Nacht verschiedenen Kanarienvogels nötig gewordenen Formalitäten zu erledigen.

Seine Beine vermögen das Tempo des schon in der Zukunft gefangenen Kopfes kaum zu halten. Nur aus den Augenwinkeln registriert er, wie sich das Hindernis über das er fluchend gestolpert, als Mädchen entpuppt. Weinend sucht es die paar Batzen zusammen, die es bereits erbettelt. Für einen Moment verspürt er den Impuls zurückzugehen. Das kleine Menschlein da in die Arme zu nehmen. Ihm die Tränen wegzuwischen. Mit ihm Essen zu gehen. Endlich wieder einmal richtig essen. Ihm Geld zu geben. Damit für ein paar Tage die Folgen der grossen Politik aus seinem Leben zu verdrängen. Dann schlägt er die drohende Meuterei der Barmherzigkeit nieder. Männlich und tapfer. Höheres ist ihm aufgetragen. Das am Ende die Tränen von Millionen für immer trocknen soll. Sein Schritt wird wieder entschlossener, raumgreifender, zielstrebig. Der Kopf übernimmt definitiv das Kommando über den Mann da.

Und der darf nicht sehen die Gesichter, die lachen und weinen. Das Lächeln einer Verliebten ist verführerisch, auch wenn es nicht einem selbst gilt. Er ist auf dem Weg zur Tat. Darf nicht nachgeben den Verführungen des Lebens. Muss widerstehen den Gefühlen, die sich beim Anblick von Menschen in einem (oder einer) ausbreiten. Ganz besonders in einer fremden Stadt. Er spürt, wie er Witterung aufnimmt, mit AugenOhrenNase schnuppert, erotische Andeutungen mit Fantasien beantwortet, ungehemmter Tau-

mel im Niemandsland, ohne Fragen und unliebsame Antworten nach dem Woher und Wohin. Der Kopf treibt die Beine unerbittlich weiter. Stramm ist der Schritt. Hier zieht ein Soldat in den Krieg. Tapfer seinen Sehnsüchten widerstehend. Für das HöhereWichtigereMännliche. Die Lust biegt er gerade. Greift nach dem warmen Kunststoff in seiner Tasche. Richtet sich auf an ihm. Hart wie Stahl.

Seit Tagen schon schreitet er diese Strasse ab. Immer zur gleichen Stunde. Immer im gleichen Schritt. Der Popcorn-Verkäufer an der vierzehnten Ecke beantwortet den schon vertraut werdenden Anblick seit dem dritten Tag mit einem kurzen Check seiner Uhr. Schüttelt den Kopf. „Auf die Minute.“ Weiss, er ist nur Kulissee.

Um 16.27 Uhr der Griff in die Tasche. Ein Griff, der beruhigt. Daran erinnert – die Welt, seine Welt, ist, endlich, überschaubar geworden. Die Fragen, die noch bleiben, sind konkret, beantwortbar jede für sich.

Am elften Tag – und das ist der Tag, an dem sich das Puzzle der Antworten zur Tat verdichtet, was der Statist nicht wissen kann - verpasst der Popcorn-Verkäufer seinen Auftritt. Um 16.27 Uhr hängen seine Augen verliebt auf der anderen Strassenseite.

Der Soldat reagiert wie gedrillt. Achtung! Steht! Reisst aufgeregt den Hemdsärmel zurück. Sieht mit einem Blick. Auf die Minute. Dreht sich nach dem Popcorn-Verkäufer um, schreit dem Verdatternden zu: „Sie Trottel!“ Erinnert sich seines Tagesbefehls. Verfällt – um die verlorene Zeit einzuholen – in schnelleren, zu schnellen Laufschrift. Der Präsident verpasst seinen Attentäter. Verspricht, ahnungslos und eben für vier Jahre gewählt, den Vereinigten Staaten zu neuem Selbstvertrauen zu verhelfen. „Great again.“ Und so nimmt die Weltgeschichte den sattsam bekannten Verlauf.

Der Soldat kehrt ohne Souvenirs zurück.

Von Amerika hat der Tourist nichts gesehen.

So entstehen die verrücktesten Liebesgeschichten. [1990-1995]

Du. Soldat.

Du. Soldat.
Jetzt lassen sie dich.
Heissen dich wieder.
Und verraten den Dichter
Unserer Jugend. Der schrieb.
„Du. Mann an der Maschine.“
Kaum war der Weltkrieg,
Der Zweite, zu Ende.
„Du. Mädchen hinterm Ladentisch.“
Und anheizte das allgemeine,
Das Niewiederkrieg.

Du. Soldat.
Verkünden sie. Du seist
Noch immer der beste.
Der beste Pädagoge seist du.
Sagen selbst die, die dir eben noch
Den Waffenrock vom Leib. Lernen.
Doziert der Schreibende und
Gelegenheitspädagoge. Ist eine gute
Sache. Bedeutet. Sich vorstellen können.
Dass es auch ganz anders. Heisst.
Alte Erkenntnis verwerfen.

Du. Soldat.
Bist wieder hoch. Bist im Kurs.
„Wir dürfen nicht wegsehen.“¹
Und sollst wieder marschieren.
Für das Höhere. Wie immer.
Nicht fürs Vaterland zwar. Aber

Für die internationale Staaten-,
Die europäische Wertegemeinschaft.
Und immer erscheint die Gewalt
Als das Reale. Das Zuschlagen als
Einzige Alternative zum Wegsehen.

Du. Soldat.
Es sind die Verzweifelten.
Die dich ins Feld schicken.
Die nicht zur Kenntnis nehmen.
Dass unser Einfluss beschränkt.
Und wir kaum etwas gegen
Das Elend der Welt. Nur wenig gegen
Die Not unserer Liebsten zu tun
Vermögen. Es sind die Ohnmächtigen.
Die der Sehnsucht. Die
Dem Zauber nachgeben.

Du. Soldat.
Hörst du das Ständchen? Und wie sie
Dir schmeicheln. Die bekehrten PazifistInnen.
Du. Singen sie. Seist der Friedensengel.
Und wollen dich. Mit dem Zauberstab
In der Hand. Dem der Gewalt.
Senden nach Ruanda und Kosovo.
Nach Osttimor und Tschetschenien.
Denn die Berührung der Welt mit.
Verwandelt sie in meine.
In eine friedliche Welt.

Du. Soldat.
Nun heissen sie dich wieder.
Der Logik gehorchend. Unmoralisch sei.

Wer dich nicht.² Ohne PazifistInnen kein Auschwitz.
Die Schlächter verstünden nur eine Sprache.
Aber. Abgesandt als Sonderpädagoge.
Zur Erziehung von Kriegsverbrechern.
Hinterlässt du. Zwiespältige Wirklichkeit.
Dem Diktator drohend. Mit dem Tod.
Dem seiner Mäde und Sklaven.
Nur tote Kinder und Mütter, Katzen und Väter.

Du. Soldat.
Ist das? Wirklich? Letzte Erkenntnis?
Fortschreitende? Oder doch nur
Der gemeine Wechsel? Einmal Churchill?
Einmal Gandhi? Ist es gesellschaftliche?
Ist es Entwicklung? Oder doch nur
Der gewöhnliche Lauf des Lebens?
Hätte ich die Hose. Die damals en vogue.
Behalten. Schon dreimal wär' ich. Zum
Letzten Mal schreiend. An vorderster Front.
Und grad jetzt wieder voll geil drauf.

Du. Soldat.
Bist du? Wirklich? Die Lösung?
Oder nicht doch das Problem?
Du drehst. Am Rad. Das du.
Zu stoppen vorgibst. Und nie.
Nie hatte der Friede. Hatten
PazifistInnen so viel Zeit. Wie der Krieg.
Zu beweisen. Was der Realität.
Was dem Menschen mehr entspricht.
Lernen ist auch. Lernen ist vor allem.
Der Kniefall der Utopie vor der Zeit.

Du. Soldat.
Im Stillen denken sie noch.
Und mit Wehmut. An den Neinsager³
Der starb. Vor den Tagen des Lernens.
Aber auch deine Stunden. Soldat.
Sind gezählt. Auf dem Schlachtfeld.
Und der Ehrentribüne. Deshalb.
Wenn sie dich fragen. Sag Nein.
Sag. Ich habe Angst. Bevor sie
Das Buch dessen aus dem Gestell nehmen.
Der dich einen Mörder nannte.⁴ Mit Recht. [2000]

¹ Titel des Kosovo-Tagebuches [Ullstein-Verlag, 1999, Berlin] des deutschen Verteidigungsministers Rudolf Scharping, in dem er unter anderem schreibt: „Ich kann nicht genau sagen, wann ich selbst umzudenken begann. Und mir klar wurde, dass gegenüber diktatorischer, menschenverachtender und letztlich verbrecherischer Politik der Einsatz militärischer Gewalt unausweichlich werden könnte.“

² Die Allgemeinheit, sagte der ehemalige deutsche Verteidigungsminister Volker Rühe, müsse begreifen, „wie unmoralisch es sein kann, Soldaten nicht einzusetzen.“ [„Der Spiegel“, 42/1995]

³ Im Text „Dann gibt es nur eins!“ wiederholt Wolfgang Borchert das Muster der ersten Strophe: „Du. Mann an der Maschine und Mann in der Werkstatt. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst keine Wasserrohre und keine Kochtöpfe mehr machen – sondern Stahlhelme und Maschinengewehre, dann gibt es nur eins: Sag NEIN!“

⁴ „Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder.“ [Kurt Tucholsky am 4. August 1931 in der „Weltbühne“]

Das



in unnützes Leben.

inmaleins.

in Mord mag verziehen werden,
Unhöflichkeit nie.“

Ein unnützes Leben.

Keine Kinder gezeugt.
Keine Familie ernährt.
Keine SchülerInnen ermutigt.
Keine Enten grossgezogen.

Nichts zur Erforschung
Der nächsten Eiszeit.
Wenig zur Steigerung von
KonsumWachstumBeschäftigung
Beigetragen.
Keine erfassbaren
Reichtümer angehäuft.
Keine einleuchtende
Weltformel gefunden.

Den Aarauer Preis
Des schönsten Ellbogens
Verpasst.
Nicht Thurgauischer
Grossmeister im
Eiertütschen geworden.
Keine nachhaltigen
Erotischen Erinnerungen
Hinterlassen.

Keinen Krieg verloren.
Keine Folter erlitten.
Keine Milliarden verspekuliert.
Keinen Müll ins Meer gekippt.
Keinen Bergsturz überlebt.

Keine Massen zum
Lachen gebracht.
Kein freundlicher
Mensch geworden.

Sieben unbeachtete
Einwürfe geschrieben.
Manchmal das Glitzern
Des Bächleins bemerkt.
Zwei Bestseller
Im Kopf gehabt.
Dreimal im Tag gegessen.
Ein rundum
Unnützes Leben.

Zugunsten des
Beschuldigten
Vorzubringen,
Wäre höchstens:
Krankenkasse,
Arbeitslosen- und
Hausratversicherung
Nicht belastet.
Bisher. [1999]

Das Einmaleins.

„Warum“, fragte das Kind den Mann, von dem es wusste, er war reich, „warum wirst du immer reicher, obwohl dir jedes Jahr, wie du beklagst, ein grösserer Teil deiner Einkünfte zur Unterstützung der Armen abgenommen wird? Und warum“, fragte das Kind weiter, „werden die Armen immer ärmer? Warum?“, fragte das Kind noch einmal und schaute den Mann erwartungsvoll an.

Das Kind hatte eben das Einmaleins gelernt, und es wusste: Eins und eins - das ist zwei, acht dazu - das macht zehn, weniger drei - das gibt sieben. Wer seinen Geburtstagskuchen mit seinen drei Geschwistern, der Mutter, dem Vater und der Grosstante, die zum Beispiel Laura heissen könnte, teilen muss, bekommt gerade noch einen Siebtel des Kuchens. Wenn es aber nicht nur einen, sondern fünf Kuchen zu verteilen gibt, erhalten alle fünfmal den siebten Teil eines Kuchens. Ausgenommen der Vater isst wegen seines empfindlichen Magens nur drei der ihm zustehenden fünf Siebtel, dann gibt es Streit. All das hatte das Kind gelernt. Aber wenn die Reichen mit den Armen teilten, hatten am Ende die Reichen mehr als zuvor und die Armen erhielten, obwohl die Ladengestelle Jahr für Jahr grösser und voller wurden, immer weniger.

„Warum?“, fragte das Kind den reichen Mann, denn es hatte gelernt: Wer es zu etwas bringen will, muss rechnen können. Und es hoffte, er würde ihm den Trick verraten, der ihm beim nächsten Mal das Teilen mit seinen Geschwistern leichter machte.

Aber der Mann schaute das Kind nur lange und etwas nachdenklich an. Dann sagte er: „Das, mein Kind, verstehst du nicht.“

„Stimmt“, sagte das Kind, „das kann ich nicht verstehen.“ Und seine Stimme klang trotzig, denn es wusste - wenn da jemand die Mathematik durcheinanderbrachte, dann war es der Mann, der tatsächlich reich war. Das Kind wusste sogar, dass zwei und zwei elf ist. Es hatte gelernt, dass es ganz unterschiedliche Möglichkeiten gab, die Welt zu berechnen. Dass die Höhe des Eiffelturms um Hunderte von Metern, die Länge des Mississippi um Tausende von Kilometern schwanken konnte. Und wenn sich zwei, die je zwei Kinder hatten, im Dreiersystem¹ zusammentaten, waren sie bereits eine zwanzigköpfige Familie. Aber daran lag es nicht, dass der reiche Mann immer reicher wurde. [1995]

¹ Neben dem uns vertrauten Zehnersystem gibt es in der Mathematik eine ganze Reihe anderer Zahlensysteme. Am bekanntesten ist das Zweiersystem, in dem alle Zahlen aus den Ziffern 0 und 1 gebildet werden müssen. Computer rechnen im Allgemeinen im Zweiersystem, weil so alle Zahlen elektronisch in Minus und Plus ausgedrückt werden können. In den Anfängen des Computerzeitalters mussten ComputerbenutzerInnen die Umrechnung ins Zweier- beziehungsweise vom Zweier- ins Zehnersystem noch selbst machen. In der Zwischenzeit wird das direkt durch die Computer erledigt, so dass die BenutzerInnen gar nicht bemerken, dass die Rechenprozesse nicht in dem ihnen bekannten Zehnersystem ablaufen. Unter MathematikerInnen sind auch das Sechser- und Zwölfersystem teilweise noch gebräuchlich. (Im Zwölfersystem werden die zehn Ziffern von 0 bis 9 zusätzlich mit den Buchstaben a und b kombiniert.) Zwei und zwei gibt, im Dreiersystem, elf. Weil das Dreiersystem nur aus den Ziffern 0, 1 und 2 besteht, so dass folgendermassen gezählt werden muss: 0, 1, 2, 10 (=3), 11 (=4), 12, 20, 21, 22, 100 usw. Wenn sich also zwei mit je zwei Kindern, das sind insgesamt sechs Personen, zusammentun, gibt das im Dreiersystem 20, nämlich in der Zahlenfolge 0, 1, 2, 10 (=3), 11 (=4), 12 (=5), 20 (=6).

„Ein Mord mag verziehen werden, Unhöflichkeit nie“ [Chinesisches Sprichwort]

Das Schweizer Fernsehjahr 1986 beginnt mit einem „Anschlag“ auf die guten Sitten. Da verstösst in einer clubähnlichen Diskussionsrunde zum Stichwort „Fasten nach Festtagen“ ein „Elefant im Porzellanladen seiner Gefühle“ [die „Weltwoche“ über den in der Zwischenzeit verstorbenen Basler Künstler Dieter Roth] so gegen ziemlich alle Regeln der hierzulande gängigen Höflichkeitsnormen und provoziert zahlreiche ZuschauerInnen sowie das Boulevardblatt „Blick“ zu einem entsetzt-faszinierten Aufschrei. Da hat einer das, von den Fernsehverantwortlichen womöglich nicht einmal explizit ausgesprochene, „FüüledSisichwiedihai“ allzu wörtlich ge- und sich benommen wie jene Hunderttausenden von ZuschauerInnen, denen das Ganze in die „gute Stube“ übertragen wird, es in ihren vier Wänden auch etwa zu tun pflegen. Hat die Aufforderung, sich an einer „ungezwungenen“ Gesprächsrunde zu beteiligen, allzu ernst genommen und sich – wie ihm einige LeserbriefschreiberInnen aus Protest gegen den Protest attestieren – als „Mensch“ zu erkennen gegeben.

Und das sind die sieben Todsünden des Dieter Roth:

Er konsumiert – und das in einer Sendung zum Thema Fasten! – Snacks und Wein sichtlich mit Genuss und trinkt – als könne er nicht mehr warten – auch noch aus der Flasche.

Er lässt seinen körperlichen Äusserungen freien Lauf; als einer der Gesprächsteilnehmer beinahe genüsslich demonstriert, wie ungesund die vom Fernsehen bereitgestellten Snacks sind und diese vor Roths Augen – wie ein Gerichtsmediziner die Eingeweide eines Toten auf der Suche nach dem Giftmörder – seziert, bleibt dem nur noch ein Rülpsen, aber eben nicht diskret im Hals stecken.

Er gibt seinen physischen Bedürfnissen nach und geht während der Sendung – die Kameralleute mit Worten und vor allem Gesten nach der Toilette fragend – „seichen“, äxgüsi, pinkeln, oder wüssten Sie mir ein Wort, das durch den Gebrauch für die damit bezeichnete Tätigkeit noch nicht derart „beschmutzt“ ist, dass es von einem „anständigen“ Menschen schon wieder nicht mehr in den Mund genommen werden darf?

Er gibt seinen Gefühlen mit Wort und Tat Ausdruck, kommentiert die Diskussion mit „Seich“, „blöds Gschnurr“ (und hat damit nicht einmal so Unrecht); er steht, sichtlich gelangweilt und, als höflich belächelter Fresser und Säuer unter Fasten- und GesundheitsexpertInnen, wohl auch emotional an den Rand gedrängt, auf und „dreht ein paar Runden“ um die (Polster-)Gruppe.

Er spricht mit den Händen, überschreitet dabei die nach guter Sitte zu wahren Schranken zwischen Körper und Körper, indem er, beispielsweise, der neben ihm sitzenden Frau ganz leicht mit der Hand auf den Oberschenkel tippt und einen Mann, als er von seiner „Pinkeltour“ zurückkehrt, halb umarmt, halb in ein Gerammel verwickelt.

Er formuliert seine Bedürfnisse direkt und eindeutig – nachdem eine Gesprächsteilnehmerin erklärt hat, für sie müsse Essen, wie Sex, ein Genuss und kein Muss sein, flachst Roth, er möchte einmal mit ihr, wenn es für sie kein Muss sei, und in seiner Naivität liegt, scheint mir, weniger Frauenverachtung als in der kalkulierten Ritterlichkeit trickreicher Kavaliers, die die „Verweigerung“ einer Frau zur schieren Unhöflichkeit ihnen gegenüber umbiegen.

Er äussert in aller Öffentlichkeit, was er denkt, tituliert einen anderen Gesprächsteilnehmer als „dumme Siech“ und fordert ihn auf: „Löndsi mich doch in Rue.“ Dies, nachdem der betreffende Arzt ihn, in lateinischer Höflichkeit, als „Fresssüchtigen“, der gedankenlos alles in sich hineinschaufte, was auf dem Tisch liege, vorgeführt und in aller Öffentlichkeit zum Demonstrationsobjekt gemacht hat.

Roth verstösst gegen elementarste Gebote der Höflichkeit, die verlangen, wir hätten beim Verlassen unserer privatesten Räume einen Teil dessen, was unser Menschsein ausmacht, zu Hause zu lassen und den anderen nicht unsere „grässliche“ Ganzheit zuzumuten, wobei es uns allen scheinbar als selbstverständlich gilt, dass das, was wir vor den anderen verstecken, der schlechtere Teil unserer selbst sei.

Meine persönliche Reaktion auf das Verhalten Roths ist zwiespältige Faszination, dass da einer tut, was mannundfrau nicht tun darf, zum einen; Ekel ob dieser stilllosen Hautnähe und Unbeherrschtheit zum anderen. Er erinnert mich an eine alte, inzwischen verstorbene Frau aus unserer Verwandtschaft, deren Besuch ich als Bueb immer mit grosser Ungeduld erwartet habe. Diese früh verwitwete Frau wehrte sich ihrer Haut mit einer Sprache – „wienen Bierfuerme“, lästerte mein Vater jeweilen –, die mir selbst verwehrt war. Sprach von „Obertubel“ und „Tschumpel“, als wäre es die natürlichste

Sache der Welt. Ihre Berichte aus dem Leben bewegten sich auf einer Stufe der Sinnlichkeit, die höchstens der patriarchale Lehrsatz meines Grossvaters knapp erreichte, vor der alle anderen aber errötend kapitulierten, der hatte jeweils lautstark verkündet: „D’Löcher laufed nöd de Schwänz na.“ Worauf sich die Grossmutter nur noch mit einem entsetzten „Chind gönd use, d’Schtube isch nöd gwünscht“ zu helfen wusste. Diese Frau aber gab in aller Unbefangenheit zum Besten, wie sie einem aufsässigen und wahrscheinlich leicht verwirrten Nachbarn – der allpott nachts um zwei oder drei, wie weiland am Schulsylvester, das Klingelspiel probte -, als es ihr endgültig zu blöd wurde, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit den während Tagen gesammelten „Seich über de Grind“ gekippt habe. Diese Frau erinnert an eine Welt, der zu „entrinnen“ sich nicht nur die Mitglieder der „besseren“, sondern auch unserer Kreise seit Generationen bemühen, einer Welt, in der Vieles sehr viel hautnaher, direkter und weniger stilisiert angesprochen und angegangen wurde. Kennzeichen für das zunehmende Zurücklassen jener Welt – die hier keineswegs unkritisch als Paradies der gesunden Wilden gefeiert werden soll – ist die zunehmende Mechanisierung einerseits, die Verbreitung der höflichen Sitten und des stilisierten Umgangs mit allem Lebendigen andererseits.

Nicht zufällig vergleicht Madame Berthe de Miéville von der Gesellschaftsschule „Kady“ Höflichkeits- mit Verkehrsregeln. Für sie besteht der Unterschied zwischen Mensch und Tier im Übergang vom „konkreten“ zum „abstrakt-kausalen Denken“. „Zuerst denken und zwar kausal-abstrakt, dann fühlen und dann handeln.“ – Das ist das Ziel ihres „Savoir-Vivre“, denn das „schenkt Sicherheit, macht sympathisch, bringt beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg, steigert die Lebensfreude.“ Der Zweck der guten Sitten, doziert sie, sei es, dass wir „körperlich, geistig und seelisch aneinander vorbeikommen, ohne einander weh zu tun.“

Und als ob sie ahnte, dass bei allzu starker Betonung des höflichen Umgangs die Menschlichkeit verloren gehen könnte, mahnt die erfrischend direkte Berthe de Miéville: In sechs von zehn Fällen sei die Regel aus Takt-, in drei aus Vernunftgründen bewusst – und das betont sie – zu umgehen. Nur in einem von zehn Fällen, wenn weder Herz noch Verstand rebellierten, hätten wir zu tun, was die Regel vorschreibe.

Die zunehmende Ambivalenz gegenüber direkten verbalen, emotionalen und körperlichen Äusserungen ist das „Zwischenresultat“ eines geschichtlichen Verhöflichungsprozesses, der charakterisiert ist durch die „Stilisierung“ des Lebens, wie es der französische Soziologe Pierre Bourdieu for-

muliert. Er erkennt diese „Stilisierung“ u.a. in dem gesellschaftlichen Prozess, der das „Drauflos-Reden der breiten Schichten der Bevölkerung“ durch die „hochgradig zensierte Sprache der bourgeois Kreise“ ersetzt und an die Stelle des „heftigen Gestikulierens und bewegten Mienenspiels“ die „langsame Gebärde“, den „langsamen Blick des Adels“ setzt und in der „Zurückhaltung und Kaltblütigkeit als Zeichen des höheren Ranges“ endlich jene „ständige Selbstkontrolle“ (Fred Sigg) erreicht, die erst die kulturelle Leistung ermöglicht, dass wir „bei keinem noch so genialen Gedankenblitz unversehens stehenbleiben.“

Die „Stilisierung“ meint die Zurückdrängung jener Teile der menschlichen „Natur“, die gekennzeichnet sind durch hautnahe Triebhaftigkeit, direkten Kontakt mit allem, was menschliche Umgebung ausmacht – Menschen, Tiere, Pflanzen, Boden, Nahrung, Ausscheidungen usw.

Die „Stilisierung“ – die in letzter Konsequenz darauf abzielt, das „gefährliche“ und „schmutzige“ Leben durch den „berechenbaren“ und „reinen“ Stil zu ersetzen – ist das Resultat des geschichtlichen Prozesses, der die Kultur der Herrschenden zur herrschenden Kultur macht. Erst der Ersatz des direkten Kontaktes zwischen Mensch und Mensch durch gesellschaftliche Machtstrukturen und –rituale ermöglicht die Erhöhung beziehungsweise Erniedrigung des Individuums und lässt uns nach Absolvierung eines Parcours der Etikette in einer Art „Trance der Unterwerfung“ vor die Füße des Königs oder seiner neuzeitlichen Nachfolger fallen.

Die Ästhetik der „korrekten“ Kleidung und die Regeln des „guten“ Umgangs werden von den oberen gesellschaftlichen Schichten bestimmt beziehungsweise geprägt. Der oder die aus anderen Schichten Kommende ist in diesen Kreisen zum vornherein verunsichert. Das bestätigt auch ein Absolvent der Gesellschaftsschule „Kady“, nachdem er höflich darauf hingewiesen hat, die Frage nach seinem Beruf sei eine „indiskrete“ und mich mit der Andeutung „Unternehmensrevisionen“ abspeist. Für den Unteren sei das Einhalten der Höflichkeitsformen stark mit „Denkarbeit“ verbunden, während dies bei den Oberen zu einem „Automatismus“ geworden sei. „Aber es liegt ein wenig in der Sache, dass sich der Untere dem Oberen anpasst.“ Das Erlernen, Einüben und Verinnerlichen von Höflichkeitsregeln kann denn für Untere zur eigentlichen Strategie werden. Dies jedenfalls war das Verständnis des seiner damaligen politischen Radikalität beraubten Adolph Freiherr Knigge, der seiner revolutionären Literatur wegen sogar ins Gefängnis kam. Iring Fetscher schreibt über ihn:

„Sein Werk war gleichsam als Beitrag im Emanzipationskampf des Dritten Standes gedacht, als ein Hilfsmittel, das die von Knigge erwartete und erwünschte gesellschaftliche und politische Umwälzung reibungsloser und rascher zustandebringen würde.“

Eine pragmatische Haltung scheint denn auch häufig der Grund zur Schulung von Umgangsformen zu sein. SchülerInnen der Gesellschaftsschule „Kady“ betonen, die Beherrschung der Umgangsformen mache freier, nehme einem die Angst im Umgang mit Höhergestellten. So geraten denn die Mächtigen durch die zunehmende, zum Teil von ihnen erzwungene Verbreitung ihrer Höflichkeitsformen in unteren Schichten des eigenen sowie Ober- (und Unterschichten) fremder Kulturkreise in eine paradoxe Lage, denn die guten Sitten haben ja nicht nur Herrschafts-, sondern vor allem auch Statuscharakter, das heisst sie trennen die „besseren“ von den „schlechteren“ Kreisen. Deshalb treiben die herrschenden Schichten die „Stilisierung“ und den geschichtlichen Prozess der „Verhöflichung“, trotz periodischer Enttabuisierung, beinahe kontinuierlich voran, vor allem auch im Dienst ihrer Abgrenzung von breiten Bevölkerungsschichten.

Die Höflichkeit verbietet, sich „wie ein Wilder“, das heisst hungrig, aufs Essen zu stürzen und verlangt, der Form (Sitzordnung, Gangabfolge, Gedeckvorschriften usw.) sei mehr Beachtung zu schenken als dem eigentlichen Zweck des Essens. Wo die Deckung grundlegender Nahrungsbedürfnisse zur Selbstverständlichkeit geworden scheint, kommt es zu einer „Verleugnung der grob materialistischen Wirklichkeit des Ess- und Trinkvorgangs“ (Bourdieu) und zur „Verneinung der zutiefst materiellen Grobschlächtigkeit derer, die sich den unmittelbaren Befriedigungen des Essens und Trinkens anheimgeben“. In meiner Kindheit – als das tägliche Fleisch noch keine Selbstverständlichkeit war – stritten Vater und ich uns jeweils handfest, mit Messer und Gabel, um das letzte Stück Fleisch. Und beim Gedanken daran, dass wir damals, vor allem bei den Grosseltern, Suppe, Salat, Fleisch, Zutaten, Aprikosenkompott usw. aus dem selben Suppenteller assen, schüttelt es mich noch heute. Mein Grossvater, für den es beim Essen noch vordringlich ums Ernähren ging, „protestierte“ auf seine Art gegen die Stilisierung des Essens. Er schnitt die modisch werdenden Cafés mit den „mickrigen“ runden Tischchen, an denen man nicht einmal „richtig hocken“ könne, und hätte, zum Beispiel, um keinen Preis „Fondue Bourguignonne“ gegessen, aus Angst, bei dieser „langwierigen Esserei“ womöglich zu „verhungern“. Ich selbst bevorzuge noch heute „währschafte“

Essen, wenn auch in kleinen Portionen, und mit den in gewissen Lokalen immer länger werdenden Besteck- und Gedeckreihen habe ich – auch wenn ich weiss, immer schön von aussen nach innen – meine liebe Mühe. Als ich in Nizza die „petits pains“ erstmals zwischen zwei Löffel geklemmt serviert erhielt, fielen mir beinahe die Augen aus dem Kopf – und die hätten im Teller nun wirklich nichts zu suchen gehabt.

Madame de Miéville – die gut ostschweizerischer Herkunft zu sein scheint – muss ich bei meinem Besuch gestehen, ich „Barbar“ zerschnitt die Spaghetti noch immer mit dem Messer. Wenn ich’s mit Löffel und Gabel nicht könne, dann solle ich doch, empfiehlt sie seufzend, die Spaghetti mit der Gabel zerdrücken, aber auf keinen Fall mit dem Messer, denn:

„Wenn jemand Artischockenbödeli oder Spaghetti mit dem Messer zerschneidet, tut mir das in den Fingerspitzen weh. Das Messer ist eine Mordwaffe. Wir brauchen das Messer nur, wenn’s nicht anders geht.“

Und Fred Sigg warnt: „Das Messer zum Munde zu führen, ist wohl der Tiefpunkt der verwilderten Tischsitten.“ Beide bestätigen damit Norbert Elias’ Interpretation, der in seinem Werk „Über den Prozess der Zivilisation“ schreibt, der blosse Anblick „eines gegen das Gesicht gerichteten Messers“ erinnere an die Tötung des Tieres. Hinter den sich ständig „verfeinernden“ Tischsitten und der zunehmenden Verfemung des Messers – mit dem unsereiner noch heute Speck- und Käsestücke direkt in den Mund steckt – steht also vor allem auch die Abwehr des Barbarischen, des Wilden. Da wird der, aus ökologischer Sicht übrigens verhängnisvolle, Versuch unternommen, die Verbindung zwischen der Herkunft des Fleisches und seinem stilisierten Genuss zu durchtrennen. Was früher bei Tisch geradezu zelebriert wurde, das Zerlegen des Tieres – woran heute symbolisch noch etwa das Flambieren ausgesuchter Fleischstücke erinnert –, wird zusehends „hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens verlegt. Spezialisten besorgen es im Laden oder in der Küche.“ [Elias] Die Erinnerung an den Ursprung des Fleisches als Produkt eines blutigen Tötungs- und Schlachtvorgangs soll gelöscht und die in der modernen Industriekultur – die erst Zucht und Mast, Töten und Schlachten zur maschinellen Perfektion getrieben hat – langsam entstehende Illusion genährt werden, das oft in Vakuum oder Büchsen verpackte Fleisch sei das Produkt eines maschinell-chemischen Prozesses, der mit dem „barbarischen“ Vorgang des Tötens anderer Lebewesen nichts mehr gemein habe.

Da die Prozesse des „Ausscheidens“ nicht in derselben Weise wie das Essen „stilisiert“ werden können, werden sie aus dem gesellschaftlichen Leben überhaupt verdrängt und intimisiert. So ist das früher noch durchaus übliche Spucken – das mit dem Schild „Bitte nicht in den Wagen spucken“ aus der Bahn verbannt werden musste – heute weitgehend aus der Öffentlichkeit verschwunden, und schon wird auch dem Niesen der Kampf angesagt:

„Sooo appetitlich ist die Nieserei nicht, als dass man sie noch durch das Wort ‚Gesundheit‘ hervorheben sollte. Was sagen Sie denn bei anderen körpereigenen Geräuschen? Eben. Auch das Niesen überhört der gesittete Mensch diskret. Selbstverständlich entschuldigt sich derjenige, der laut geniest hat.“ [Petra Schmidt-Decker]

Wir sind insgesamt in einen „Verhöflichungs-“ und „Zivilisationsprozess“ verwickelt, der uns zunehmend von „unserem eigenen“ Körper, seinen Bedürfnissen, Äusserungen und Ausscheidungen entfremdet, das heisst, uns als ganzheitliche Person regelrecht spaltet. Was, vorerst, mit gesellschaftlichen Geboten und Verboten geächtet wird, beispielsweise das Wasser und Winde lassen vor anderen, wird, hinterher, durch die Belegung mit Peinlichkeits- und Schamgefühlen beinahe restlos aus dem öffentlichen Bereich verdrängt und intimisiert. Die höfliche Zurückhaltung wird „immer weniger durch unmittelbare äussere körperliche Gewalt erzwungen“, sondern

„sie wird durch bestimmte gesellschaftliche Exekutionsorgane, vor allem durch die Familie, dem einzelnen als Selbstzwang, als automatisch wirkende Gewohnheit von klein auf angezüchtet. Die gesellschaftlichen Gebote und Verbote werden damit immer nachdrücklicher zu einem Teil seines Selbst, zu einem streng geregelten Über-Ich.“ [Elias]

Der einzelne nimmt die Unterwerfung unter Höflichkeits- und Sittennormen gar nicht mehr als fremden Zwang wahr, sondern er identifiziert sich, subtile Macht, derart mit diesem fremden Zwang, dass er bei der Überschreitung der genannten Normen „natürliche“ Peinlichkeits- und Schamgefühle entwickelt. Dieser Prozess des Eindringens herrschender Höflichkeits- und Sittennormen in die Psyche des Einzelmenschen muss allerdings in der Entwicklung jedes Kindes wiederholt werden. Es muss im Verlauf seiner Sozialisation lernen, dass, zum Beispiel, sein Kot stinkt. Es muss Ekel- und Schamgefühle – und die bringe ich heute kaum mehr weg – entwickeln. In jedem Kind muss „jene unsichtbare Mauer von Affekten, die sich“ im Verlaufe des Zivilisationsprozesses mehr und mehr „zwischen Körper und

Körper der Menschen zu erheben scheint“ ausgebildet werden; gemeint ist jener

„Wall, der heute oft bereits bei blosser Annäherung an etwas spürbar ist, was mit Mund oder Händen eines anderen in Berührung gekommen ist, und der als Peinlichkeitsgefühl bei dem blossen Anblick vieler körperlicher Verrichtungen in Erscheinung tritt, oft auch nur bei deren blosser Erwähnung, oder als Schamgefühl, wenn eigene Verrichtungen dem Anblick anderer ausgesetzt sind, und gewiss nicht nur dann.“ [Elias]

Das historische Vorrücken der Peinlichkeits- und Schamgrenzen – denen rationale Erklärungen wie Hygiene und Gesundheit immer erst nachgeschoben werden, Erklärungen, die für das Blei in Salat und Luft viel eher zuträfen als für das fremde Haar oder den eigenen Finger im Essen – ersetzt den gesellschaftlichen Konflikt zwischen Klassen durch einen innerpsychischen. Wer diesen Grad der „Selbstkontrolle als Fundament der Umgangsform“ nicht erreicht, dem blüht, was Fred Sigg im „goldenen Buch des Anstandes“ androht: „Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt ewig Knecht.“ Und das kann doch wohl nichts anderes heissen, als dass demjenigen, der sich nicht freiwillig den herrschenden Sitten unterwirft, allemal noch die Mächtigen befahlen, was sich gehört, oder sie verweigern ihm – in Ermangelung des „Eintrittsbillets“ des korrekten Comments – ganz einfach den Zugang zu ihren Herrschaftsbereichen, und das kann einigen ganz schön an die Existenz gehen. Da wird die Macht der Höflichkeit sichtbar, die, so Bourdieu, demjenigen, der „hochkommen will“ als Tribut für den „Zutritt zur Sphäre alles dessen, was den ‚Menschen als wahren Menschen‘ auszeichnet“ einen „wahrhaften Wandel seiner Natur“ abverlangt. Nur so erhält er Zugang zu den modernen Höfen der Macht und des Geldes beziehungsweise zur „gesitteten Gesellschaft“ überhaupt, denn:

„Ein Kind, das nicht auf den Stand der gesellschaftlich geforderten Affektgestaltung gelangt, gilt in verschiedenen Abstufungen als ‚krank‘, ‚anormal‘, ‚kriminell‘ oder auch nur ‚unmöglich‘.“ [Elias]

Ganz zu schweigen von den Erwachsenen, die in ihren Äusserungen allzu „unkontrolliert“ und direkt sind. So zum Beispiel jene Frau, die im Zürcher „Café Bellevue“ dem sie bedrängenden Del-Sey-Managerchen die Zunge herausstreckte und Grimassen entgegenschneit, so dass sie sich, auch mir, als „Spinnerin“ einprägte, der ich wünsche, sie möge durch die gesell-

schaftlichen Fangnetze der Normalität schlüpfen und nicht der Psychiatrie zum Opfer fallen. Das höfliche Kind, das bittet, findet offene Türen vor. Am beliebtesten ist noch immer das Kind, das so höflich ist, dass mannoderfrau es gar nicht bemerkt. Nicht von ungefähr scheinen sich viele von uns noch als Erwachsene durch Wort und Gestik für ihre blosse Existenz zu entschuldigen und andere etwa mal aufzufordern: „Tüendsi nu, wie wänn ich gar nöd da wär.“

So wird die Höflichkeit zu jener Macht, die den einzelnen zur Unauffälligkeit erzieht, klein, leise, „pflegeleicht“ macht und mithilft, gesellschaftliche und individuelle Wirklichkeit zu kachieren, indem sie verbietet, wahrzunehmen, was ist. Wer kennt nicht die jeder Höflichkeitsform spottenden unverfrorenen Kinderfragen und -bemerkungen, die bei Mutter, Vater usw. erst beinahe stolzes Lächeln, dann eher verkrampftes Mienenspiel, schliesslich peinliches Entsetzen und endlich nackte Wut auslösen. Sätze wie „Ich mues go brünzle... Die Frau isch aber tick... De Ma chrazet sich am Füdli... Was hät au dä füren Püggel uf de Nase... Häsch ghört, ich ha görpset... Hou, schtinkt das, häsch du so gfurzet?“ Dem Kind wird beigebracht, es zieme sich nicht, „hinzustarren“, oder „hinzuhören“, wenn Erwachsene miteinander stritten oder sich an den Geschlechtsteilen kratzten, was sich allerdings eh nicht gehört. Damit wird dem Kind verwehrt, einen Teil der Realität wahrzunehmen, den der Erwachsene später höflich übersieht. Die Höflichkeit verbirgt, indem sie es für „unziemlich“ erklärt, die Wirklichkeit beim Namen, die Reichen reich und die Mächtigen mächtig zu nennen.

Die Höflichkeit versucht – und das ist nicht von vornherein verwerflich –, das Unangenehme angenehmer zu formulieren, der „harten“ Wirklichkeit weichere Formen zu geben. Sie bezeichnet den Fremdarbeiter höflich als „Gastarbeiter“, Massenentlassung stilvoll als „Personalfreisetzung“, den im Krieg Krepierenden pietätvoll als „fürs Vaterland Gefallenen“, den Tod von Hunderttausenden in Kriegen und bei Atomkraftwerkunfällen schonungsvoll als „Personenschaden“ sowie, in letzter und zynischer Konsequenz, die Vergasung von Menschen als „Entlausung“ und die Ausrottung des jüdischen Volkes als „Endlösung“. Der Versuch der Höflichkeit, den Wolf in einen Schafspelz zu hüllen und die bittere Pille mit Schokolade zu versüßen, enthält die Gefahr der Verfälschung gesellschaftlicher Wirklichkeit, wenn nicht gar der Lüge.

Im „Brockhaus“ heisst es denn über Höflichkeit u.a. auch: „Sie kann in Spannung mit der Wahrhaftigkeit, ja, in die Gefahr des Widerspruchs mit ihr geraten.“ Petra Schmidt-Decker empfiehlt in ihrem „grossen Buch des

Benehmens“: „Lieber eine höflich taktvolle Notlüge gebrauchen als die taktlose Wahrheit“, und der französische Schriftsteller Sainte-Beuve warnt gar: „Ich war immer überzeugt davon, dass die Gesellschaft zusammenbrechen müsse, wenn alle Leute nur eine Minute lang das sagten, was sie denken.“ Ähnliches wurde offensichtlich, wenn auch in kleinerem Rahmen, in unserer Familie befürchtet. Der Satz „Man kann nicht immer sagen, was man denkt“ war ein gängiger. Und tatsächlich: Wenn da einige gehört hätten, was vor oder nach ihrem Besuch an unserem Familientisch über sie gesagt wurde, sie hätten sich den Besuch noch einmal überlegt. Wie oft erkläre ich selbst „schonungsvoll“, ich hätte leider keine Zeit, zuviel Arbeit, um jemandem die „verletzende“, aber womöglich erahnte Wahrheit zu „ersparen“, dass ich schlicht keine Lust habe, ihn oder sie zu treffen? Wenn Heinz Commer schreibt „Man sollte nur Dinge aussprechen, die angenehm sind und klingen“, dann macht er deutlich, dass die Höflichkeit – auch wenn das längst nicht Absicht aller höflichen Menschen sein mag – eine doppelte Wirklichkeit kreiert, die uns vordergründig vor Verletzung, beispielsweise dem direkten Nein, bewahrt, aber unsere soziale Umgebung in eine vordergründige und eine hinterhältige aufspaltet. Auf der Ebene des zwischenmenschlichen Kontaktes verstricken wir uns mehr und mehr in ein psychologisches Gestrüpp von Interpretationen und Fantasien über das, was „eigentlich“ gemeint ist. Die Folgen sind bekannt: Kommunikations- und Beziehungsstörungen, psychische Grundmuster wie „Wer mich lobt, heuchelt; wer mich kritisiert, ist ehrlich“. Da wird jedes aufrichtige Lob oder Kompliment durch den Verdacht auf blosse Höflichkeitsgebärde abgewertet oder gänzlich zurückgewiesen. Diese Doppelsprache setzt uns der Gefahr eines eigentlichen „Realitätsverlustes“ aus, dann nämlich, wenn unsere Wahrnehmung von Emotionen und Stimmungen, von dem, was da „in der Luft liegt“, durch verbale Höflichkeiten dauernd „widerlegt“ wird. Wie oft erwidern wir auf die berechtigte Bemerkung anderer, wir interessierten uns nicht mehr für sie, liebten sie nicht mehr usw. mit einem „Doch, doch, was hast du denn?“ Damit nehmen wir ihnen nicht nur das Recht, die erlittene Verletzung auszudrücken und zu beklagen, sondern wir verunsichern sie in ihrer Realitätswahrnehmung, indem wir höflich dementieren, was sie spüren und ist. (Wie viele werden sich nach diesen Zeilen fragen, wann ich wo wie höflich gewesen bin?) Dies aber bedeutet in letzter Konsequenz, dass die Höflichkeit verhindert, was sie zu erzeugen vorgibt – Sicherheit im zwischenmenschlichen „Umgang“, der durch die guten Sitten vereinfacht und eindeutig gemacht werde. Die Höflichkeit, die weitgehend unterschlägt, was

wir „wirklich“ denken und fühlen – weil sie die „Wahrheit“, die sich zuweilen in Freudschen Fehlleistungen wie „Wir danken Ihnen für die furchtbare Zusammenarbeit“ Luft verschafft, als das „Unzumutbare“ dämonisiert –, erzeugt eine dauernde Unsicherheit über das, was „eigentlich“ ist.

Diese Doppelsprache schafft, zum Beispiel bei Arbeitszeugnissen, Unsicherheit und kann existentiell-verhängnisvolle Folgen haben. Hätten Sie, beispielsweise, gewusst, dass der Satz „Wir waren sehr zufrieden mit ihr“ bei einem in den ungeschriebenen und womöglich sehr biegsamen Code eingeweihten Personalchef nach der Dechiffrierung „Wir waren nicht immer zufrieden mit ihr“ bedeutet und nur der Satz „Wir waren jederzeit zufrieden mit ihr“ auch tatsächlich meint, was der eingangs zitierte erst höflich vorspiegelt, ausgenommen, er sei von einem nicht eingeweihten Personalchef geschrieben und so gemeint gewesen, wie er da steht, womit die Verwirrung total würde. Und wenn Sie mir nun höflich attestieren sollten, ich hätte mir „alle Mühe gegeben“, Ihnen dies verständlich zu machen, dann weiss ich – es ist mir nicht gelungen.

Sie kennen die Szene: Da schlägt Ihnen einer dieser „Volltrottler“ die Skier über den Kopf. Sie geben mit zusammengeknirschten Zähnen ein „Au“ von sich. Der dreht sich, braungebrannt, um und sagt: „Äxgüsi, das tut mir aber leid. Hat's Ihnen was gemacht?“ Sie lächeln tapfer: „Neinnein. Macht doch nichts. Kann jedem passieren.“ Kaum ist er ausser Hör- und Sichtweite beginnen Sie fluchend die sich wölbende Beule abzutasten. Die Höflichkeit gebietet nun mal, die Gefühle unter Kontrolle zu halten, ja, ihr Ziel scheint eine eigentliche Korsettierung der Gefühle, selbst der positiven, zu sein:

„Es gilt als unfein, in der Öffentlichkeit heftige Gefühle zur Schau zu tragen, seien dies nun heftiger Schmerz, unbeherrschtes Lachen oder eben himmelhoch jauchzende Liebe...“ [Sigg]

Und Petra Schmidt-Decker in ihrem „grossen Buch des guten Benehmens“ macht nur ganz winzige Zugeständnisse: „Mich stört ein Küsschen an der Bushaltestelle nicht... Wird die Küsserei aber zum Vorspiel, gehört das nicht in die Öffentlichkeit.“ Es ginge darum, die Gefühle „zu beherrschen, ohne sie zu unterdrücken“, postuliert eine Kursteilnehmerin von Kady's Gesellschaftsschule. Ich misstrauere dieser subtilen Unterscheidung, obwohl sie meinem eigenen Über-Ich-Bild des unerschütterlich über allen Stürmen Stehenden durchaus entgegenkäme, aber ich habe zu oft erlebt, dass meine „coole Beherrschtheit“ dem oder der anderen meine (abgespaltenen) Emoti-

onen aufbürdet und ihn zu „primitiver Weissglut“ treibt, worauf ich, die Emotionen weiter anheizend, noch „locker“ erklären kann, auf „dieses Niveau“ liesse ich mich denn doch nicht herab.

Die Höflichkeit als Damm gegen die Emotionen dämonisiert, was sie zu dämpfen vorgibt. Zum einen in unserer Fantasie, denn: Was wir um jeden Preis und mit dem ganzen Arsenal der guten Sitten zurückdrängen, muss etwas ungeheuer Schlimmes sein, das, losgelassen, alle anderen tot umfallen liesse. Zum anderen in der Wirklichkeit, in der, im „harmlosen“ Normalfall, die privaten Beziehungen als „Abfalleimer“ der im gesellschaftlichen Umgang höflich zurückgehaltenen Emotionen missbraucht werden. Dass aber ausgegrenzte und ins Irrationale verbannte menschliche Emotionen und Sehnsüchte auch weit brachialer durch den „Panzer“ der guten Sitten in die „Zivilisation“ einzubrechen vermögen, hat die Menschheitsgeschichte an einzelnen und Massen schon mehrmals gezeigt. So muss denn die Frage – so ungeheuerlich sie in den Ohren der „Höflichen“ auch klingen mag – gestellt werden, ob die Höflichkeit – ohne die der „Homo sapiens unweigerlich wieder in den Zustand der unregelmässigen Wildheit verfallen“ [Heinz Commer] würde – nicht gerade jene „Verrohung“ der menschlichen „Natur“ mit hervorbringt, die sie zu bekämpfen vorgibt, und zwar durch ihre Tendenz zur Stilisierung einerseits, zur, durch Unterdrückung hervorgerufenen, Dämonisierung von Gefühlen andererseits. Immerhin heisst es in einem den Chinesen zugeschriebenen Sprichwort: „Ein Mord mag verziehen werden, Unhöflichkeit nie.“ Und bei Petra Schmidt-Deckers hervorbrechenden Emotionen gegenüber sogenannten „Urlaubsproleten“ – damit meint sie jenen „kleinen Mann“, der „zu Hause nichts zu sagen“ hat und „im Ausland auf den Putz haut“ – kann einen schon das kalte Grauen kommen. „Urlaubsproleten“, geifert sie, „sind so überflüssig wie Blattläuse. Nur leider helfen gegen sie weder Marienkäfer noch Sprays.“ Auch wenn es kaum Absicht, sondern „nur“ gedankenlose Sprache sein mag – bahnt sich hier nicht bereits jene Haltung an, die in der nationalsozialistischen Säuberungsmentalität auf eine zynische Spitze getrieben wurde? Wenn, wie Arno Plack beschreibt, „in Auschwitz im Herbst 1942 polnische Kinder getötet wurden, weil die SS-Leute es ‚unmoralisch‘ fanden, sie bei erwachsenen Männern schlafen zu lassen“, dann wurde damit die Erhaltung der guten Sitten absolut und über die Erhaltung des Lebens gesetzt. Darin erkennt Plack die „Konsequenz einer ‚Sittlichkeit‘, nach der als das Schlimmste, was Menschen widerfahren kann, noch keineswegs der Tod gilt.“

Die fantasierten und, auch, durch Unterdrückung erzeugten dämonischen Anteile unseres Gefühlslebens lassen uns den direkten Kontakt zu anderen fliehen. Wir entziehen uns der direkten Auseinandersetzung, trennen uns durch Macht-, Ritual- und Maschinenstrukturen von unserer Umgebung, spalten unsere Person in private und öffentliche Doppelexistenzen, verirren uns im Nebel der doppelsprachlichen Höflichkeit und warten ängstlich den Tag ab, an dem die zurückgedrängten Emotionen das dünne Eis der Höflichkeit durchbrechen und uns in den Strudel des schwarzen Meers der Emotionen reissen. Wir können uns gar nicht vorstellen, dass sich in diesem Meer auch schwimmen liesse, dass wir – nachdem wir die Schleier der Höflichkeit von den Augen und den Panzer der guten Sitten von Leib und Seele gerissen hätten – als bunte Vögel eine uns unbekannte farbige Wirklichkeit zu sehen bekämen, in der sich ein Teil der höflich zurückgehaltenen Emotionen als Liebe, Zuneigung, Leidenschaft oder Kreativität und der andere, gefürchtete, Teil bald einmal als durchaus „handhabbare“ Wut und sozialer Konflikt entpuppen könnte. Mag sein, dass Petra Schmidt-Deckers Horrorvision Wirklichkeit würde und es bei „Empfängen, Banketten, Symposien und ähnlichen Anlässen“ ohne festgeschriebene Formen „ein furchtbares Durcheinander“ gäbe und „die königliche Hoheit womöglich jemanden aus den Kindertagen vor dem Staatsgast“ begrüsst und dieser „den Pfarrer vor dem Erzbischof in den Arm“ nähme. Aber die Welt bräche deswegen kaum zusammen, zumal auch Könige und Staatsgäste den Mut zur Freiheit aufzubringen und sich der Herausforderung zu stellen hätten, einander – ohne den vermeintlichen Schutz der Entfremdungsstrukturen von Macht und Unterwerfung, Höflichkeit und guter Sitte – in einem freien Mensch-zu-Mensch-Verhältnis zu begegnen, in dem die „Lösung“ des sozialen Konflikts nicht länger vorweggenommen würde, sondern im HierundJetzt zwischen Betroffenen „geregelt“ werden müsste.

Wer diese Zeilen allerdings als Argumentationsknüppel für gezielte Un-Höflichkeit, „frei“ herausgewürgtes Furzen und Rülpsen oder für jene „Ehrlichkeit“ – die darin besteht, dem anderen die „Wahrheit“, die häufig nur eine halbe ist, wie ein Holzscheit über den Schädel zu schlagen – benutzen will, der oder die möge dies tun, aber, bitte, in dem selbstkritischen Bewusstsein, dass wir alle noch auf halbem Wege und in den herrschenden Strukturen der Höflichkeit beziehungsweise der guten Sitten gefangen sind, wir Höflichen und Un-Höflichen, wir Schockierten und Schockierenden. Das utopische Potential des freien Menschen aber bestünde doch wohl eher in einer durch Selbstbestimmung und Solidarität geprägten Haltung der

Gelassenheit und Naivität, die uns absichtslos und angstfrei, in einem gewissen Sinne zufällig, allenfalls noch bestehende Formen der Höflichkeit und der guten Sitte „übertreten“ beziehungsweise „einhalten“ liesse. [1986]

Literatur

- Pierre Bourdieu - Die feinen Unterschiede - Suhrkamp, 1982, Frankfurt am Main
- Heinz Commer - Managerknigge - Econ Verlag, 1985, Düsseldorf/Wien
- Norbert Elias - Über den Prozess der Zivilisation - suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1976, Frankfurt am Main
- Fachausschuss für Umgangsformen - Umgangsformen heute - Falken-Verlag, 1970/1982, Köln
- Petra Schmidt-Decker - Das grosse Buch des guten Benehmens - Econ, 1985, Düsseldorf/Wien

Die malende **F**amilie tottal.
ischerin.

Familie tottal.

Wir halten immer zusammen.

Es hatte alles ganz normal begonnen. Irgendwo. Irgendwie. Natürlich mit leuchtenden Augen. Irgendwann kamen die Tage, da ihnen der Abschied zu schwer wurde und sie sich über Nacht zurückhielten. Dann fiel, an bekannten Orten, der Satz von Meinsolldeinsein. Es begann irgendwie unmerklich...

Zwischenfrage.

Gehören Sie zu denen, die in der Familie Schutz vor der Welt da draussen suchen? Oder zu denen, die sich da draussen vor der Familie verstecken? Und wenn es Ihnen am Ort Ihrer Zuflucht ungemütlich wird – in welche Richtung flüchten Sie dann?

Ich bin total unabhängig.

„Und nun zu Ihrem Privatleben...“ Den Protest der Augenbrauen wischt er sogleich beiseite: „Neinnein. Ihr Privatleben interessiert uns nicht, jedenfalls nicht in einem moralischen Sinn. Aber es handelt sich hier um einen Posten, der Ihren vollen Einsatz verlangt.“

Ein paar Minuten später fasst er zufrieden zusammen: „Unverheiratet, keine Kinder, keine pflegebedürftigen Angehörigen, keine erotisch komplizierten Freundschaften, keinerlei soziale Verbindlichkeiten, keine Haustiere, keinen Garten, pflegeleichte Wohnung, nicht liebesgefährdet, nie krank, traurig oder müde, in jeder Beziehung mobil, kurz: total unabhängig.“

Er streckt die Hand zum Zeichen der zustandegewonnenen Geschäftsverbindung aus:

„Sie sind unser Mann, äxgüsi, unsere Frau natürlich!“

Zwischenfrage.

An wie vielen Tagen im Jahr ist Ihnen Ihre Familie lästig? Wenn es weniger als hundert sind – weshalb beklagen Sie dann an zweihundert Tagen den Verlust Ihrer sexuellen Freiheit und Ihrer materiellen Unabhängigkeit?

Wenn es mehr als zweihundert sind – weshalb haben Sie dann nicht auf eine Familie verzichtet?

Wenn Sie das Gefühl haben, Sie hätten sich gar nie wirklich für eine Familie entschieden, die sei einfach so, wie eine Art Lawine, über Sie gekommen – waren Sie zum Zeitpunkt dieses Ereignisses noch nicht über die entsprechenden Zusammenhänge aufgeklärt?

Ohne Familie bin ich nichts.

Eines Tages nimmt das Mädchen die Sache in die Hand und geht auf die Strasse. Stellt sich zielsicher vorbeigehenden Männern in den Weg. Drückt ihnen, mit bittendem Blick, einen kleinen Zettel in die Hand. Schon die ersten Worte ziehen den Männern die vorschnelle Hand wieder aus der Gesässtasche.

„Suche attraktiven und einfühlsamen Mann, 90-60-70, nicht älter als vierzig, der einigermaßen Rollschuh laufen kann. Für meine Mami. Damit wir endlich eine richtige Familie sind, und mein Lehrer nicht mehr sagen kann: ‚Kein Wunder, bei den Verhältnissen!‘ – Und einen Mann für die Freundin meiner Mutter. Damit die dann nicht so allein ist. – Zwei Papis fänd‘ ich überhaupt megageil.“

Zwischenfrage.

Wenn Sie von „der Familie“ reden – meinen Sie dann die Kellers oder die Meiers? Falls es auch nicht die Fischers sind – in welchem Verhältnis stehen Sie zu der sozialen Gruppe, die sich für Ihre Familie hält? Und wie erklären Sie sich den Umstand, dass Sie selbst mit „der Familie“ immer nur die anderen, nie aber sich selbst bezeichnen? Sind Sie, möglicherweise, ein Mann? Wenn nicht – haben Sie schon einmal an eine Geschlechtsumwandlung gedacht?

Endlich habe ich meine Ruhe.

Er seufzt. Öffnet ergeben die Türe. Und dann – diese Ruhe. Kei-neundkeiner schreit „Warumkommstduerst?“ Nichts – nur diese grosse Ruhe. Dann erinnert er sich: Sie sind weg. Wenn das kein Grund zum Feiern ist! Er holt eine Flasche und – zwei Gläser. Schüttelt den Kopf über alte Gewohnheit. Niemand will etwas von

ihm. Er leert das Glas in einem Zug. Keine Schulaufgaben, die korrigiert werden müssen. Keine Puppe, die nach Pflaster schreit. Kein Kind, das einem die Gedärme weicht trampelt. Er nimmt TellerGabelMesser aus dem Gestell. Diese selige Ruhe. Keine Fragen. Keine Vorwürfe. Keine Forderungen. Keine will umworben werden. Tempi passati. Der Reis vom Sonntag ist angegraut. Die Hitze der vergangenen Tage. Er räumt TellerGabelMesser ab. Fast unheimlich diese Ruhe. Er nimmt die Jacke und geht in den Falken. „Was wünscht der Herr?“ Er strahlt.

Zwischenfrage.

Wie gross ist die Zahl der Geschlechtsakte, die Sie benötigen, um sich als Mann beziehungsweise Frau zu fühlen? Weniger als fünf? Mehr als fünf? Pro Jahr? Pro Monat? Pro Woche? Was schliessen Sie daraus? Und wo fordern Sie diese Bestätigung Ihrer Identität, zumindest der geschlechtlichen, ein? Und wenn wir schon dabei sind – ab welcher Rocklänge ist ein Nein ein Nein?

Meine Familie vergisst mich nie.

Alle hatten gelacht, als der Versicherungsvertreter erklärte: „Ihre Familie wird immer an Sie denken, wird Ihnen ewig dankbar sein. Es ist“, fügte er lächelnd bei, „es ist, als ob Sie nie sterben würden.“

Er hatte am lautesten von allen gelacht. „Ihr werdet mich nie loswerden! Wenn ihr die Haustüre öffnet, in eure Schuhe schlüpft, den Fernseher einschaltet und der Toaster das Brot ausspuckt – immer werdet ihr an den guten alten Papa denken müssen.“

Später hatte er, etwas nachdenklicher, gesagt: „Ein Mann muss wissen, wofür er arbeitet. Nur wenn man für eine Familie sorgen kann, hat das Leben einen Sinn.“

Sie nimmt das Salatbesteck aus der Schublade und weint.

Zwischenfrage.

Wenn Sie EhePartnerschaftFamilie für die beste aller Lebensformen halten – wie erklären Sie sich den Umstand, dass ihre AnhängerInnen dauernd auf das zerknirschte Eingeständnis der anderen aus sind, sie möchten natürlich

auch viel lieber, es habe sich nur nicht ergeben, sie seien aufgrund ihrer verkorksten Biografie dazu nicht in der Lage, zu egoistisch, karrieresüchtig, untreu, hässlich? Und weshalb betonen Sie, als glückliche Partnerin, Sie, als zufriedener Familienvater, immer wieder, mit vorwurfsvollem Seitenblick auf die grauen egoistischen Singles, Ihren selbstlosen Verzicht? Warum vertrauen Sie nicht darauf, dass auch die andern alle alle frisch, frei und frohen Mutes ins Paradies von EhePartnerschaftFamilie stürmen? Selbst Lesben und Homosexuelle? Ohne grossflächige Werbekampagnen, finanzielle Anreize und Androhung sozialer Ausgrenzung von Bindungsunfähigen aller Art? Ist Ihnen tatsächlich schon einmal Ihre monogame Bindungswut vorgeworfen worden? Bei welcher Gelegenheit?

Zu Hause bin ich König.

Sie schaut auf die Uhr. Wieder eine halbe Stunde Überzeit. Auf dem Heimweg die Sommerkleider in der Chemischen, die Kinder in der Schule abholen und den Einkauf bei MetzgerBäckerBioladen besorgen.

Eigentlich hätte der Mann da seinem Chef an die Gurgel fahren können.

Sie mahnt die Kinder zur Eile. Streicht die Bettdecke flach. Wäscht das Frühstücksgeschirr ab. Räumt SockenHemdenUnterhosen weg.

Immer muss er es besser wissen. Obwohl er von den neuen Programmen keine Ahnung hat. Aber: „Selbstverständlich, wie Sie meinen.“

Sie zieht die Lidstriche nach. Legt Wangenrouge auf. Öffnet noch einen Knopf ihrer Bluse. Dann ist alles bereit für den grossen Empfang.

Der Mann da lächelt. Der Chef ist gegangen. Und er freut sich auf seine Familie.

Zwischenfrage.

Wenn Sie es für richtig halten, dass nicht jedeundjeder ein Auto fahren oder ein Segelschiff steuern darf, wenn Sie es auch für angebracht erachten, dass für die Leitung von Zivilschutzkursen eine gründliche Ausbildung verlangt wird – was haben Sie dann gegen den Umstand unternommen, dass jederundjede Kinder zeugen, gebären und erziehen darf? Auch Menschen, die Sie niemals in die Rechnungsprüfungskommission Ihrer Gemeinde wählen oder denen Sie auf keinen Fall Ihren kranken Zwerghamster anvertrauen würden?

Die Familie gibt mir Kraft.

„Du wirst dir nichts anmerken lassen. Hast du verstanden?“ Der kleine Bueb nickt heulend. „Und hör‘ mit dem Geplärr auf!“ Das Mädchen drückt dem Brüderchen ein Kleenex ins Gesicht. „Aber ich habe Angst“, protestiert der Kleine. „Wir haben alle Angst“, sagt die Schwester streng. „Du hast doch ihre besorgten Gesichter gesehen, als sie über die Welt da draussen sprachen und glaubten, wir schliefen schon. Und dann hat der Papi zum Mami gesagt: ‚Die Familie ist das einzige, was uns bleibt.‘ Willst du ihnen die letzte Freude wegen deines blöden Hamsters auch noch kaputtmachen?“ Der Kleine schluckt tapfer Tränen, dann sagt er strahlend: „Wir sind ihr Sonnenuntergang, gäll?“ „Sonnenschein! Aber du verstehst es noch nicht besser“, seufzt die Schwester. Und das Brüderchen wagt nicht mehr, zu fragen, ob sein Sonnenschein wegen dieses komischen Ozonlochs wirklich nicht sterben müsse.

Zwischenfrage.

Wenn Ihnen für Ihre Kinder nur das Beste, zum Beispiel Turnschuhe von Nike, gut genug ist – wie sind Sie dann zu der Überzeugung gekommen, dass Ihre Gesellschaft für das von Ihnen so heissgeliebte Kind die bestmögliche ist? Haben Sie, beispielsweise, Ihre Gene durchchecken lassen? Und haben sich dabei Ihr Aussehen, Ihr Sozialverhalten, Ihr IQ und Ihre sexuelle Potenz tatsächlich ausnahmslos als überdurchschnittlich herausgestellt? Wenn Ja – herzliche Gratulation! Wenn Nein – weshalb hielten Sie sich dann Ihrem Kind trotzdem für zumutbar? Weil Sie bereit waren, das Rauchen im Wohnzimmer einzustellen?

In der Familie finde ich meinen Frieden.

Das Kind da versteht die Welt nicht mehr.

Immer ist es nach der Schule auf direktem Weg nach Hause gegangen. Nie zu einem fremden Mann ins Auto gestiegen. Immer hat es SchoggiGummibärchenNidelzältli von Unbekannten tapfer zurückgewiesen. Und am letzten Mittwoch, als die Mutter noch nicht zu Hause war – der Vater kommt eh immer erst am Abend –, als Hagelkörner ihr Stakkato auf Autodächer trommelten, als die dunkelhäutige Nachbarin es zu Zvieri und Asterix verführen wollte, da hat es sich brav und triefend vor die verschlossene Wohnungstüre gesetzt. Und jetzt das! Blut tropft auf den teuren Perserteppich, sein Blut. Und sie sind die, vor denen sie das Kind da immer gewarnt hatten.

Zwischenfrage.

Können Sie sich vorstellen, dass ein Kind einen erwachsenen Mann zum Geschlechtsverkehr verführt? Wenn Ja – wie genau? Und – ab welchem Alter? Wenn Nein – wie erklären Sie sich die Tatsache, dass die Verführungsthese Bestandteil der Verteidigungsstrategie in fast allen Fällen sexueller Ausbeutung beziehungsweise Vergewaltigung ist?

Fällt, Ihrer Meinung nach, Geschlechtsverkehr mit dem eigenen Kind noch unter die eheliche Treue? Wenn Ja – bei welchem Verwandtschaftsgrad beginnt der Seitensprung?

Ich bin immer für die Familie da.

Zugegeben – manchmal ekelt ihn vor diesen grabschenden KinderFrauen-Männerhänden. Aber wenn er da an seine Vorfahren denkt – an den Hunger der freien Wildbahn, den Frost der Sommeralpen, die halbgaren Lungenabfälle –, fällt ihm der kleine Liebesdienst leicht. Aus seinen Maulwinkeln tropft es auf die Satindecke. Angesichts der wachsenden Dosenfutterberge hat er für den Ruf der Freiheit nur ein trockenes Bellen übrig. Hunde sind auch nur Menschen. Und käuflich. Einer muss schliesslich den Platz warm halten. Und seit es nicht mehr selbstverständlich ist, werwemwann zu Willen zu sein hat, sind die meisten, nach und nach, auf den Hund gekommen, auch die Männer – auf den Schosshund.

Zwischenfrage.

Wenn Sie wider jede Vernunft und Erfahrung immer noch auf grosse Liebe und heile Familie setzen – halten Sie sich, angesichts Ihres Alters, für besonders begeisterungsfähig? Oder eher für leicht beeinflussbar? Wenn Sie der Meinung sind, die glückliche EhePartnerschaftFamilie sei ein kapitaler Schwindel der Film- und Märchenindustrie – was haben Sie als Alternative zur Hoffnung wider jede Erfahrung und Vernunft anzubieten? Ausser Pommes Chips vor dem Fernseher?

Und im Übrigen: Wie alt hätten Sie werden müssen, bis Sie sich von der Familie, aus der Sie kommen, so weit erholt hätten, dass Sie einem Kind zumutbar gewesen wären? Wie alt, bis Sie ohne eigene Familie hätten leben können?

Wir halten immer zusammen.

Es hatte alles ganz normal begonnen. Irgendwo. Irgendwie. Natürlich mit leuchtenden Augen. Irgendwann kamen die Tage, da ihnen der Abschied zu schwer wurde und sie sich über Nacht zurückhielten. Dann fiel, an bekannten Orten, der Satz von Meinsolldesein. Es begann irgendwie unmerklich. Unabhängig voneinander stellten sie fest – es bedurfte einer wachsenden Kraftanstrengung. Sie schrieben es dem Alter zu und schonten sich, so gut es ging. Natürlich irritierte es sie anfänglich, wenn sie verschämt feststellten, dass die eigene Hand fremde Zähne putzte. Aber ein kurzes kräftiges Reißen genügte, und das Bein schlüpfte in die eigene Hose. Deshalb schenkten sie ihm keine weitere Beachtung. Aber in den letzten Tagen hatte es danach zu bluten begonnen. Und heute Morgen ist es nicht mehr zu übersehen. „Wir sind endgültig zusammengewachsen“, bellt er. Aus Kindermund. [1994]

Die malende Fischerin.

Niemand schien sie zu bemerken, als sie eines Morgens plötzlich da waren. Eigentlich war Stefanie Winter keine Anglerin. Sie mochte keinen Fisch, hängte ihre Köder nur lose an Silkfäden, fütterte die Fische bloss und fing sie nicht, sehr zum Ärger ihrer Kollegen, die unter der Gelehrigkeit der Fische litten - wenn „die fanatische Tierschützerin“ ihre Korken auswarf, bissen sich die Schuppigen nur noch selten an ihren Haken fest. Trotzdem duldeten die Fischer die Geschäftsschädigende in ihren Gefilden - weil sie sich mit verschämtem Blick auf ihre blut und trotzig in die Morgensonne gehängten Beine entschädigten, Angst hatten, sie könnten wie der Koller Franz, in Bluejeans und Hüftstiefeln steckend, bäuchlings im Wasser landen. Der hatte die Frau, die keinen Fisch anrührte, augenzwinkernd angemacht: „Du hast wohl lieber etwas Rechtes in der Hand.“

Stefanie Winter begann an ihrem Verstand zu zweifeln. War sie verrückt oder sehend geworden? Vor ihren Augen trieben leblose Menschenkörper. Aber keine und keiner schien sie zur Kenntnis zu nehmen, niemand verlor ein Wort über die Toten; in Zeitungen, Radio, Fernsehen und Internet - nichts. Auch Stefanie Winter schwieg - aus Angst, für schwachsinig erklärt zu werden. Aber es wurden täglich mehr, bis der ganze See, von der Roten Fabrik bis zum Damm, zugeleicht war.

Stefanie Winter - sie musste einen Schock erlitten haben - drängte sich in ihrem Ruderboot, mit Farbpalette, Tuben und Pinseln ausgerüstet, zwischen steife Arme, Knie und Bäuche, begann die nicht identifizierbaren Köpfe zu bemalen, malte ihnen Fantasiegesichter, Gesichter aus dem Gedächtnis, Gesichter aus Bildchroniken, Dokumentarfilmen und TV-Berichten, Gesichter längst vermeldeter Opfer gestriger Kriege, ferner Massenmorde und abgefeierter Hungersnöte. Aber Autofahren, Tanzschiffe und Pedalos pflügten sich unbeirrt durch totes Menschenfleisch.

Erst als Stefanie Winter - später berief sie sich darauf, Fantasie und Erinnerungsvermögen hätten sie im Stich gelassen - begann, den leblosen Körpern nicht länger fremde Gesichter aufzusetzen - und für SchweizerInnen sahen nun mal alle VietnamesInnen gleich aus; wer ein ausgemergeltes Kind gesehen hatte, glaubte die Millionen Hungernder zu kennen -; erst als die Fischerin den Verblichenen die Köpfe schweiz- oder auch nur stadtbekannter Lebender verpasste, selbst vor dem vertrauten Antlitz des Oberturners

der Sektion Zürich-West und dem geilen Face der Meilener Discoqueen nicht zurückschreckte; als die Leute - die ein Recht auf durchschnittliche schweizerische Lebenserwartung zu haben glaubten - sich in den Gesichtern von Wasserleichen wieder erkannten, machte sich Entrüstung über diese Störung der öffentlichen Zerstreuung und Ordnung lang.

Stefanie Winter verriet sich, übermütig geworden, als sie nicht nur die Falten, Pickel und Narben ihrer Verwandten und FreundInnen, sondern auch die unverwechselbaren Nasenflügel Kollers auf kalte Haut pinselte. Der nutzte die Chance, stürmte mit trockener Hose zum nächsten Polizeiposten und klagte auf Persönlichkeitsverletzung. [1999]

Der **G** nädige Wipf.

Der gnädige Wipf.

Ich muss vorausschicken, dass ich zu spät, glücklicherweise etwa zwanzig Minuten zu spät kam. Pädagogisch Umtriebige mögen mir verzeihen, dass ich diesen beschämenden Umstand in aller Öffentlichkeit betone, aber in diesem Fall hätte mich Pünktlichkeit um den lustvollen Schauer einer veritablen Überraschung gebracht. Der Gerichtsweibel versuchte erst noch, mich mit rollenden Augen zu erziehen, wies mir dann aber, rasch resignierend, den Weg zu einem freien Platz. Vorbei am Angeklagten, der schon Zeuge stand. Auch der starrte mich vorwurfsvoll an. Ausgerechnet.

Während ich mich, von einer in jungen Jahren erwachten und unstillbaren Neugier getrieben, an angezogenen Knien vorbeidrückte, erinnerte ich mich an meine erste Begegnung mit einem Mörder, juristisch: Totschläger. Was ja in diesem Fall erst noch entschieden werden musste. Wir, mein erster Totschläger - der per Chiffre-Inserat „Briefkontakt mit einem Strafgefangenen“ angeboten hatte -, und ich, der jugendliche Eifere - der sich dadurch zu einer sozialen Tat aufgerufen fühlte -, wir trafen uns - der Vormund hielt diskret Abstand - im Aquarienhaus des Zürcher Zoos. Vor dem Zitteraal gaben wir uns die Hand. Der Vormund blieb bei den Kugelfischen stehen. Ich war etwas irritiert, dass mir kein Schlag durch den Arm donnerte, sich der Händedruck des Totschlägers nicht wesentlich von dem des Pfarrers unterschied, ja, eher angenehmer war. Die pfarrherrliche Hand - und das war nicht berufsbedingt, wie ich bei späteren Gelegenheiten erleichtert registrierte, im Laufe des Lebens und, vor allem, Sterbens, wird einem ja, gläubig oder nicht, immer mal wieder die tröstend gemeinte Hand der Kirche aufgedrängt - fühlte sich immer ein wenig wie eine getrocknete Qualle an, irgendwie knochenlos. Die Hand des Totschlägers, meines ersten wie gesagt, hatte, wie ich, gewissermassen, aus erster Hand zu berichten in der Lage bin, Knochen. Sonst wäre es ihm auch kaum gelungen, sein Opfer, trotz des gerichtlich abgesegneten Totschlags, mit blossen Händen zu erwürgen. Aber das war eine Geschichte ohne Überraschungen, die Quallenhand hatte dem Pfarrer ein perfektes Alibi verschafft, nicht nötig, sie weiter aufzurollen, und im Übrigen kam ich, wie bereits zur Genüge gebeichtet, eh zu spät, so dass ich nun endlich den Richter zu Wort kommen und fragen lassen muss:

„Und bei diesem Unfall wurde Ihre Frau verletzt?“

„Ja.“

Die Erinnerung an den Unfall schien den Angeklagten - ich konnte ihn jetzt in aller Ruhe von hinten betrachten, seine Schultern hingen nach vorne durch, als müsste er mit ihnen die Brust schützen, der Abstand zwischen den Füßen war grösser als jener zwischen den Knien, was mich auf sexuelle Hemmungen schliessen liess, zumal dieser Eindruck durch deutlich zusammengekniffene Hinterbacken verstärkt wurde, aber ich werde unsachlich - in tiefe Melancholie zu stürzen.

„Und welcher Art waren diese Verletzungen?“

„Schwer, sehr schwer“, seufzte der MörderoderTotschläger.

„Lebensgefährlich?“

„Ja.“ Der Angeklagte schien irgendwie abwesend. Seine Stimme klang kraftlos, monoton.

„Ihre Frau wäre also so oder so gestorben?“

„Ja.“

Jetzt wurde es dem Richter zuviel. „Ich muss den Angeklagten bitten, mir genau zuzuhören!“

Der nahm erschrocken Haltung an. „Entschuldigen Sie, Herr Richter, aber das Ganze geht mir doch sehr nahe.“

„Das ist ja verständlich. Trotzdem muss ich Sie noch einmal fragen: Ihre Frau wäre also so oder so gestorben? Antworten Sie bitte nur mit ‚Ja‘ oder ‚Nein‘.“

„Ja.“

Der Richter schüttelte den Knopf, blätterte in den Papieren, die vor ihm aufgetürmt lagen, machte den Angeklagten mit bestimmter werdender Stimme darauf aufmerksam, er beginne sich da in eine der Realität sehr ferne Darstellung des Geschehens zu verrennen.

„Herr Wipf“, zum ersten Mal fiel in meiner Anwesenheit der Name des Angeklagten, „ich muss Sie darauf hinweisen, dass die vorliegenden Akten zweifelsfrei ergeben, dass die Verletzungen Ihrer Frau äusserst leichter Art waren. Nebst einer schwachen Hirnerschütterung, die nach einer Woche ausgeheilt war, trug Ihre Frau ein paar Schnittwunden im Gesicht davon.“

„Eben.“ Der Angeklagte drückte jetzt die Schultern nach hinten, seine Brust wurde etwas breiter. „Diese Gesichtsverletzungen, Herr Richter, mindestens zwei Narben wären zurückgeblieben, die eine über dem rechten Auge und eine direkt auf den Lippen. Haben Sie einmal die Lippen meiner Frau gesehen?“ Er zog, soviel konnte ich von hinten sehen, eine etwas abgegriffene Fotografie aus der Tasche, ging nach vorne zum Richtertisch. „Da,

sehen Sie sich diese Lippen, sehen Sie sich das ganze Gesicht meiner Frau an.“ Der Richter tat dem Angeklagten den Gefallen. Blickte kurz auf das Foto, nickte anerkennend, erinnerte sich dann verlegen seiner Funktion, blickte wieder ernst, während sich der Angeklagte vergass, sich zu mir und den anderen ZuschauerInnen umdrehte, stolz das Foto seiner Frau in die Höhe hielt: „Sehen Sie sich dieses Gesicht an, das ist das Gesicht meiner Frau.“ Das Format, 9 x 13, brachte ihn um das erhoffte anerkennende Raunen.

„Ihre Frau hat ein sehr schönes Gesicht“, riss der Richter das Kommando wieder an sich, „zweifelsfrei ein selten schönes Gesicht, Herr Wipf!“

Der Angeklagte drehte sich enttäuscht wieder dem Richter zu, der jetzt endlich zur Sache kommen wollte: „Und wegen dieser möglicherweise zurückbleibenden Narben, total höchstens drei Zentimeter, haben Sie Ihre Frau noch im Spital vergiftet?“

„Es war ein äusserst schnell wirkendes Gift. Sie war tot, noch bevor ihr der Salat serviert wurde. Sie hat einen schönen Tod gehabt.“

Der Richter wirkte etwas überrumpelt, er hatte, anscheinend, erwartet, Wipf würde seine Schuld bestreiten, was keineswegs in dessen Absicht zu liegen schien. „Sie geben also zu“, der Richter hatte sich wieder gefangen, „Angeklagter Wipf, Sie geben also zu, Ihre Frau vorsätzlich getötet zu haben?“

„Ja, so könnte man es natürlich sehen.“

„Was heisst – so könnte man es sehen? So ist es doch!“ Der Richter musste sich zusammenreissen. Fragte dann mit betont milder Stimme: „Wie würden Sie, Herr Wipf, diesen Mord denn sehen?“

„Wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, Herr Richter, aber ‚Mord‘ – das ist kein schönes Wort.“

„Wir sind auch nicht hier, um schöne Worte zu machen. Aber vielleicht können Sie dem Gericht einmal Ihre Sicht dieses nicht gerade schönen Vorgangs darlegen.“

„Gern“, gehorchte der Angeklagte beflissen, zog wieder die Fotografie seiner Frau aus der Tasche, wollte eben zum Richtertisch aufrücken, als ihn die ehrwürdigen Augenbrauen von diesem erneuten Verstoß gegen gerichtliche Gepflogenheiten zurückhielten, so dass er sich damit begnügte, dem Richter das plattgedrückte Gesicht seiner unverletzten Frau entgegenzustrecken. „Sehen Sie sich dieses Gesicht an, Herr Richter, das ist das schönste Gesicht von Oftringen.“

„Wollen Sie sich über uns lustig machen?“, fuhr der Richter den Angeklagten an.

„Keineswegs, Herr Richter, keineswegs.“ Der Angeklagte grabschte nach einem Zeitungsartikel, den er schon oft stolz herumgezeigt haben musste, und faltete ihn ungeschickt auseinander. „Da, sehen Sie selbst. ‚Das schönste Gesicht von Oftringen gehört Cornelia Wipf‘.“ Die Frau des Angeklagten hatte, wie sich im Verlauf der weiteren Befragung herausstellte, vor Jahren den von einer lokalen Zeitung ausgeschriebenen Wettbewerb um das „schönste Gesicht von Oftringen“ gewonnen. „Und dieses Gesicht“, jammerte der Angeklagte, sein Schmerz war deutlich sichtbar, „war durch den Unfall vollkommen entstellt worden. Das hätte meine Frau nicht ertragen.“

Der Richter war fassungslos. „Sie wollen uns also weismachen, Sie hätten Ihre Frau wegen dieser zwei Narben umgebracht, die das vor Jahren prämierte Gesicht, entschuldigen Sie diesen Ausdruck, die das vor Jahren ausgezeichnete Gesicht leicht entstellt, was heisst entstellt, etwas interessanter gemacht hätten, deswegen, so wollen Sie uns offensichtlich glauben machen, hätten Sie Ihre Frau umgebracht?“

„Wie Sie das sagen.“ Der Angeklagte wirkte beleidigt, bemühte sich aber seinerseits, die Geduld nicht zu verlieren. „Meine Frau war, wie Sie sich selbst überzeugen konnten, eine wunderschöne Frau, nicht nur das Gesicht war ausgesprochen schön, aber sie hätte niemals an einer dieser unwürdigen Schönheitskonkurrenzen im Badekleid teilgenommen, natürlich war sie eine insgesamt sehr attraktive Frau. Das haben auch andere Männer bestätigt.“

„Ihre Frau ist Ihnen also untreu gewesen?“ Der Richter schien eine für ihn einsichtige Erklärung gefunden zu haben.

„Sie würden das vielleicht so sehen“, entgegnete der Angeklagte ruhig, „wir haben das nie getan. Wir haben uns nie versprochen, was Sie wahrscheinlich ‚Treue‘ nennen würden. Denn, sehen Sie, mit diesen Treueschwüren ist es doch so eine Sache. Kaum haben Sie den Schwur abgelegt, beginnen Sie sich zu fragen – ist Ihre Frau zärtlich mit Ihnen und niemals mit anderen, weil Sie allein für Ihre Frau begehrenswert sind, oder weil sie, der Treue wegen, das Begehren auf Sie beschränken muss. Ohne Versprechen wissen Sie – die empfangene Zärtlichkeit gilt Ihnen, nur Ihnen.“

„Und Ihre Frau hat Sie immer noch begehrt?“

Der Angeklagte schien protestieren zu wollen, dann sah er resigniert auf seine Beine und murmelte leise: „Manchmal, Herr Richter, manchmal. Aber wissen Sie, ob Ihre Frau Sie noch begehrt?“

„Das spielt in diesem Verfahren keine Rolle. Ich habe schliesslich meine Frau nicht vergiftet“, gab der Richter zu Protokoll. „Aber Sie, Sie, Herr

Wipf, Sie haben Ihre Frau umgebracht. Und mir scheint, Eifersucht könnte da durchaus eine massgebliche Rolle gespielt haben...”

Der Angeklagte Wipf seufzte, der Richter schien nicht zu verstehen, geduldig erklärte er weiter: „Eben gerade nicht, Herr Richter. Sehen Sie, wenn ich meine Frau vor diesem grauenhaften Schicksal nicht bewahrt hätte, dann hätte man mir das als eifersüchtige Rache auslegen können. Aber ich habe sie ja mit dem schönsten Gesicht...”

„...dem schönsten Gesicht von Oftringen...“, präzisierte der Richter.

„...sterben lassen und ihr damit den wohl schwersten Schicksalsschlag ihres Lebens erspart.“

„Sie wollen damit sagen, ein Leben mit zwei Narben wäre Ihrer Frau nicht zuzumuten gewesen?“

„Genau“, der Angeklagte strahlte, endlich schien der Richter zu begreifen.

Aber der runzelte nur die Stirn und wollte wissen: „Haben Sie denn mit Ihrer Frau vorher darüber gesprochen?“

„Bin ich ein Unmensch, Herr Richter? Seien Sie ganz ehrlich, Herr Richter, halten Sie mich wirklich für einen Unmenschen?“

Der Richter schüttelte verwirrt den Kopf. Der Angeklagte fühlte sich dadurch ermutigt.

„Hätte ich meiner Frau erst den Schock ihres Lebens versetzen sollen, indem ich ihr einen Spiegel vors Gesicht gehalten hätte, um sie dann zu fragen, ob sie so weiterleben wolle oder nicht? Und wenn sie nicht hätte weiterleben wollen, hätte ich ihr dann zumuten sollen, mich, ihren geliebten Mann, darum zu bitten, die Schuld auf mich zu nehmen, sie von diesem Schicksal zu erlösen? Nein, Herr Richter, ich liebe meine Frau. Selbstverständlich habe ich nicht mit ihr darüber gesprochen. Der Liebende nimmt der Geliebten das Schwerste, wenn er dazu in der Lage ist, schweigend ab.“

Der Richter, erschüttert ob soviel selbstloser Liebe, schwieg mit grossen Augen vor sich hin, der Angeklagte schien die eingetretene Ruhe zu geniessen, dann erinnerte mich der Richter an meine eingangs erwähnte Verspätung: „Nun ist es aber so, Herr Wipf“, seine Stimme hatte plötzlich einen ganz anderen Klang, „nun wissen wir aber alle in diesem Saal“, der Richter schien sich, was meine Eitelkeit etwas verletzte, nicht an mich zu erinnern, „uns allen, die hier anwesend sind, ist nun aber bekannt, dass es gar keinen solchen Unfall gegeben hat, dass wir nur, auf Ihren Wunsch, Herr Wipf, dass wir nur auf Ihren ausdrücklichen Wunsch hin, hypothetisch, den Fall durchgespielt haben, Ihrer Tat sei ein solcher Unfall vorausgegangen, der das Gesicht Ihrer Frau in der beschriebenen Art und Weise verletzt habe. In

Tat und Wahrheit aber“, der Richter wurde streng, „haben Sie Ihre Frau nicht im Spitalbett, sondern zu Hause, im Ehebett, vergiftet, nicht wahr, Herr Wipf?“

„Ja“, bekannte der Angeklagte ganz ruhig, „zum Glück ist meiner Frau ein solcher Unfall erspart geblieben.“

„Ja, aber“, der Richter war nun endgültig verwirrt ob der anhaltenden Gelassenheit des Angeklagten, „dann hat es doch gar keinen Grund gegeben, Ihre Frau zu vergiften beziehungsweise einen ganz anderen Grund, als Sie uns hier seit Stunden weismachen wollen.“

Der Angeklagte atmete tief durch, bevor er fortfuhr, vorsichtig Wort an Wort reihend: „So ein Unfall hätte doch jederzeit passieren können. Lesen Sie die Zeitungen. Jeden Tag Verkehrsunfälle. Oder Überfälle. Meine Frau hätte ja auch von einem dieser Verrückten mit dem Messer angefallen werden können. Nein, davor musste sie bewahrt werden. Rechtzeitig. Sie war so verletzlich. Ich musste es auf mich nehmen, und es ist mir nicht leicht gefallen, das müssen Sie mir glauben, Herr Richter, aber ich musste sie beschützen. Auch wenn es mir das Herz gebrochen hat.“ Jetzt begann der Angeklagte, erschöpft durch die langen Erklärungen, hemmungslos zu schluchzen.

Der Richter wies den Gerichtsweibel an, dem Angeklagten eine Packung Kleenex – wie sie die PsychotherapeutInnen in ihren Praxen herumliegen haben – zuzustecken, wurde juristisch und entliess den Angeklagten – der den weiteren Verlauf der Verhandlung nur noch durch einen Schleier mitzubekommen schien, sich nicht mehr gegen die ihm unverständliche Darstellung seines Falls zur Wehr setzte –, musste den Angeklagten, juristisch gesehen, als Mörder aus dem Saal in die Zelle schicken, was ihn, den Richter, sichtlich betrübe.

Mir war der Angeklagte Wipf irgendwie sympathisch geworden, ich hatte ihn zunehmend in mein, medizinisch gesehen, zu gross geratenes Herz geschlossen, soviel ehrliches Mitgefühl trifft mann (und frau wahrscheinlich auch) selten. Trotzdem verliess ich den Gerichtssaal, pünktlich im Übrigen, durch die hintere Türe. Ich hatte etwas Angst, der gnädige Wipf könnte sich, nein, nicht wegen meines Gesichts, aber der Sensible hätte bestimmt etwas gefunden, um sich auch meiner zu erbarmen. [1992-1996]



eizperiode.

ablützel.

Heizperiode.

Der Kandidat sei.
Beklagen sie.
Parteiübergreifend.
Verheizt worden.
Und wundern sich.
Über den Geruch
Verkohnten Männerfleisches.
Auch mit Gillette Ladyshave
Behandeltes Frauenbein.
Röche übrigens.
Eingerechnet fünfzig Jahre
Scherkopffortschritt.
Kaum anders.
Als damals.
In Majdanek. [1999]

Hablützel.

Hablützel, wie er sich später vorstellte, steuerte, nachdem er sich kurz umgeschaut hatte, zielbewusst auf meinen Tisch zu und fragte: „Isch da na frei?“ Was ich bejahte. Hablützel las aufmerksam die Karte durch, legte das mit einem erst kürzlich erworbenen PC veraltete Menükärtli zur Seite und entschloss sich, nach kurzem Blick in die grössere, in Leder gebundene Alacarte, für SalatCordonbleuPommesfritesVeltliner. „Und ein Mineralwasser“, rief er dem Kellner nach. „Wissen Sie“, murmelte er, „ich darf nicht zuviel trinken.“ „Mmmmh“, brummte ich und versuchte, meine Neugier hinter einem Buch zu verbergen, was Hablützel mit dem dahingeworfenen Satz „Aber seit dem Tod meiner Frau brauche ich einfach meine tägliche Portion Alkohol.“ sogleich unterband. Ich hörte mich ein idiotisches „Das tut mir aber leid“ brummen, womit ich Hablützel ein „Da können Sie ja nichts dafür“ abnötigte und ihn darin bestärkte, mich genauer in sein Schicksal einzuführen. Mit leichtem Zittern in der Stimme erzählte er, seine Frau sei vor kurzem gestorben. Die ÄrztInnen hätten drei Monate zuvor einen bereits in verschiedene Körperteile vorgewucherten Krebs ausgemacht, hilflos die Achseln gezuckt und „meiner Anna keine Chance mehr gegeben“. Unerwartet sei es also nicht gewesen, dass sie dann vor zwei Monaten gestorben sei, aber noch heute könne er sich eine Zukunft ohne sie nicht vorstellen. Sie hätten Pläne gehabt.

Ohne dass es mir richtig bewusst wurde, begann Hablützel, der mit traurigen Froschaugen durch SalatCordonbleuPommesfrites in jenseitige Welten zu stieren schien und lustlos in seinem Essen herumstocherte, vom Geld zu sprechen. Jetzt arbeite er schon seit fünf Monaten nicht mehr. Nachdem die ÄrztInnen „meine Anna“ aufgegeben hätten, habe er sofort unbezahlten Urlaub genommen. Der Chef habe Verständnis gezeigt, allerdings, wenn auch wortlos, mit Stirnrunzeln Bedenken angemeldet, als die „letzten Tage“ sich zu Wochen und schliesslich gar Monaten auswuchsen, in denen Hablützel und „meine Anna noch ein paar schaurig schöne Stunden“ verlebt, die ihm den endgültigen Abschied allerdings nicht leichter gemacht hätten. Einzweimal sei er nach ihrem Tod noch zur Arbeit gefahren. Aber statt der Druckfahnen, die er hätte korrigieren müssen, habe er immer nur Anna vor sich gesehen. Dann habe er sich, vorerst, krank gemeldet, dem Chef schliesslich gestanden, er könne nicht mehr. Der habe zwar immer

noch viel Mitgefühl gezeigt, aber, wie zuvor die ÄrztInnen, die Achseln gen Himmel geschoben. Er, Hablützel, müsse verstehen, er, der Chef, trage die Gesamtverantwortung für alle ArbeitnehmerInnen, deren künftige Beschäftigung von einem guten Geschäftsgang und damit vom vollen Einsatz aller abhängen. Hablützel verstand – und wurde entlassen.

Dass Hablützel nach Begleichung der laufenden Kosten und der nach Beerdigungen mit mehr oder weniger pietätvoller Verzögerung eintreffenden Rechnungen bald einmal „kein Geld mehr“ hatte, hätte er mir gar nicht, leicht verlegen, wie es schien, zu erzählen brauchen. Es lag auf der Hand. Hablützel – der sich beim Essen, trotz Messer und Gabel, wie eine Katze über den Teller beugte – sah mich aus seinen geröteten Augen an, und, ohne ein Wort zu wechseln, war uns beiden klar: Ich würde Hablützels Rechnung zahlen. Er machte es mir leicht. Zu gegebener Zeit zog er sich an jenen unaussprechlichen, aber allen vertrauten Ort zurück, um mir Gelegenheit zu geben, zu bezahlen, diskret fünfzig Franken in seinen dunkelblauen Veston zu stecken und das Lokal ohne Vergeltsgott zu verlassen.

Ich habe Hablützel im Verlauf der nächsten Jahre vielleicht noch vierfünfmal ausgehalten. Schon beim zweiten Mal, als er mir nach der Suppe von seiner gelähmten Tochter zu erzählen begann, wurde mir klar: Hablützel war ein Schwindler. Aber ich brachte es nicht übers Herz, ihm das beim Kaffee ins Gesicht zu sagen, denn er schien selbst an seine Geschichten zu glauben und trieb sich mit ihnen regelmässig echte Tränen in die Augen. So schlossen wir stillschweigend einen Pakt: Er erzählte mir aus „seinem Leben“, und ich bezahlte ihn dafür. Dass ich nicht sein einziger Mäzen war, konnte ich gelegentlich aus der Ferne und nicht ohne Genugtuung beobachten.

Hablützel wechselte BiografienKindheitenSchicksalsschläge wie andere die Zahnbürste. Oder häufiger. ZahnärztInnen hätten jedenfalls ihre helle Freude an ihm gehabt. Über sein wirkliches Leben erfuhr ich nichts. Offensichtlich war nur – es hatte, zumindest anfänglich, keinerlei Gemeinsamkeit mit den Geschichten, die er erzählte. Hablützel erfand seine Lebensgeschichte immer wieder neu oder raubte sie auf seinen täglichen Streifzügen bei den vom Schicksal tatsächlich Gebeutelten zusammen. Aber keineundkeiner verriet ihn. Weder die um ihr Schicksal noch wir um unser Geld Betrogenen.

Da ich Hablützel nur sehr selten zu Gesicht bekam und, wie bereits erwähnt, im Laufe der folgenden Jahre nur noch etwa vierfünfmal traf, bemerkte ich es anfänglich gar nicht. Erst als mich einer der Mit-Betrogenen mit gehäss-

gem Unterton darauf aufmerksam machte, fiel es auch mir auf: „Der trägt bald die feineren Anzüge als wir.“ Ich weiss nicht, welches der wahre Grund dafür war. War es das erwachende Mitgefühl mit den Beraubten, das ihn, zunehmend, mit diesen Schicksal und Geld teilen liess? Oder war es ein besserwisserischer „Literaturkritiker“, der nach „mehr echter Betroffenheit“ verlangte? Jedenfalls begann Hablützel ganz offensichtlich, das eigene Leben seinen Geschichten anzupassen. (Das Umgekehrte wäre wohl wenig einträglich gewesen.) Aber je mehr er sich in „seine“ Lebensgeschichten verstrickte, desto schlechter konnte er von ihnen leben. Er begann im Sumpf seiner neuen Wirklichkeiten einzusinken und tauchte nur noch für kurze Momente auf, um sein an Wahrheit gewinnendes Schicksal, in immer besser gebügelten Hemden, gegen Bares zu erzählen. Hablützel verfiel der mit Erfolg verbreiteten Überzeugung, derdie Arme sei selber schuld, und Pech klebe, wenn mannoderfrau ihm zu nahe komme. So begann er zu verbergen, was er, mehr und mehr, wurde, und, endlich, zu verstummen.

Ein letztes Mal hörte ich von Hablützel, als er vor einigen Tagen vor dem Hauptportal der Schweizerischen Kreditanstalt, die sich, inzwischen, zur Crédit Suisse fusioniert hat, gefunden wurde. Zerschmettert. Es lässt sich nicht rekonstruieren, ob sich Hablützel aus Verzweiflung über die ihn ergreifenden Geschichten oder das absehbare Ende den Bsezistenen des Zürcher Paradeplatzes entgegengestürzt hat, oder ob er seinen Geschichten mit dem rabenschwarzen Pech des Selbstmörders, der, tölpelhaft, mit gebrochenen ArmenBeinenRippen davonkommt, neue Glaubwürdigkeit verleihen wollte. Sicher ist nur: Hablützel war kein Tölpel. [1989]

Wer  m Namen der Natur.
ch sagt, ist auch allein.

Im Namen der Natur.

Obwohl weder Kletterer noch Hochgebirgler faszinieren mich Berge, und ich hasse es, wenn ich da „draussen in freier Natur“ auf Menschen und ihre Spuren stosse. Gamsen, Steinböcke, Murmeltiere und ihre Spuren trüben mein Naturerlebnis nicht, im Gegenteil. Sie gehören für mich zur „unberührten Natur“. Nur „den Menschen“, mich selbst ausgenommen, versteht sich, das Menschliche schlechthin empfinde ich als störend. In der „Natur draussen“ will ich nicht an meine Gattung und ihre (Un-)Taten erinnert werden, obwohl ich bei meinen Streifzügen durch die „Natur“, zumindest teilweise, auf menschengemachte Pfade angewiesen bin, bei einem Unwetter dankbar in einer Berghütte Zuflucht sucht und mir von einer guten (menschlichen) Seele mit Händen ein Wasser servieren liesse.

„Das Gefühl der Einheit von Mensch und Natur ist verlorengegangen... Aber die Sehnsucht danach ist geblieben, eine Hoffnung, nicht ganz abgetrennt zu werden von dem, was man einmal ‚Mutter Natur‘ nannte...“

Mit diesen Sätzen spricht Manon Maren-Grisebach ein verbreitetes Gefühl, eine gängige These aus, die besagt, der Mensch habe sich mit seiner Kultur und Technologie von der Natur abgekoppelt und durch seine Zivilisation eine „unnatürliche Gegenwelt“ geschaffen. Dabei wird unterstellt, das „Natürliche“ sei das a priori Gute, Gesunde, das Kulturelle das a priori Schlechte, Kranke. „Das blosse Wort ‚Natur‘“, so Norbert Elias,

„wird weithin mit Gesundheit und Zuträglichkeit assoziiert. Wenn man sagt, dass etwas ‚natürlich‘ sei, ist dabei mitgemeint, dass es gut für die Menschen sei... Man muss viel übersehen, um das glauben zu können; und die Leichtigkeit, mit der es oft übersehen wird, verrät die Stärke des Bedürfnisses, das hinter dem Vergessen steckt. Um an die Güte der Natur zu glauben, muss man die Schrecken der Nahrungsketten vergessen, in denen sich die listigeren oder kräftigeren Tiere von den weniger listigen und kräftigen ernähren, und die Todesangst der Gejagten auf der ganzen Welt. Man muss das Gift der Schlangen und Pilze vergessen und fleischfressende Pflanzen, das ständige Fressen und Gefressenwerden in der Natur. Man muss auch die Qualen all derer vergessen, die an Krebs oder anderen schleichenden Krankheiten sterben, von denen Lebewesen – Tiere nicht weniger als Menschen – betroffen werden können. Sie alle leiden, verfallen und desintegrieren, ohne jede eigene Schuld – ein ‚natürlicher‘ Tod, wie wir sagen.“

Wir neigen dazu, das Unabänderliche im allgemeinen und den Tod im Besonderen, den unbesiegbaren – der er trotz aller Bemühungen moderner Medizin geblieben ist – als etwas „Natürliches“ zu sehen. Das scheint uns das Unverständliche, Sinnlose und oftmals auch Ungerechte annehmbarer zu machen. Wir unterscheiden allerdings fein säuberlich zwischen einem „natürlichen“ und einem, in gewissem Sinne, „nicht natürlichen“ Tod, wobei der Mord durch Menschenhand gerade noch der offensichtlichste Fall ist. Wie aber steht es, beispielsweise, mit dem durch Vergiftung von Nahrung, Luft, Boden und Wasser verursachten Krebs? Oder mit „Naturkatastrophen“ wie Lawinenniedergängen, Überschwemmungen, Vulkanausbrüchen usw.? Und welches wäre das Alter, in dem wir den Tod als die „natürlichste“ Sache des Lebens hinzunehmen bereit sind? Wo doch die Lebenserwartung von Region zu Region, Kultur zu Kultur verschieden ist und uns der „natürliche“ Tod letztlich immer schon als ein durch Menschenhand beziehungsweise menschliche Kultur mitbeeinflusster entgegentritt?

Das Paradox ist nicht zu vermeiden: Was wir Menschen als „Natur“ bezeichnen oder als „natürlich“ empfinden – von der „Naturlandschaft“ bis zum „natürlichen Lächeln“, vom „Naturreis“ bis zur „natürlichen Sexualität“ –, ist ebenso stark von kulturellen und sozialen Normen geprägt wie von einer womöglich genetisch gesetzten „natürlichen“ Wahrnehmungsstruktur und Ästhetik. Wahrnehmung ist immer auch eine sozial konstruierte. Auch oder gerade das von Klaus Michael Meyer-Abich gefeierte „Alltagsverständnis der Natur“ ist ein durch menschliche Gesellschaft geformtes, auch wenn ihm das „sozusagen gute Gefühl zugrunde“ liegt, „dass ein kultivierter Garten Natur ist und eine Müllhalde nicht, obwohl beide Menschenwerk sind und gleichermaßen den Gesetzen der Physik genügen.“ Die dringende Notwendigkeit einer radikalen Veränderung industrialisierter Kulturformen – die die Lebensgrundlagen auf unserem Planeten zu zerstören drohen – einmal vorausgesetzt, ist, gerade heute, zu fragen, was denn eigentlich die Chiffre „Natur“ beziehungsweise das Gütesiegel „natürlich“ meint. Denn es scheint, dass ausgerechnet in Zeiten, in denen Technologisierung und Industrialisierung die menschliche Alltagswirklichkeit endgültig durchsetzt und bedroht, die „Natur“ zum positiv überhöhten Zufluchtsort stilisiert, der ehemals unkritische Technologieglaube durch einen ebenso unkritischen Naturmythos vertauscht oder zumindest übertüncht wird. „Natur“, was immer damit gemeint sein mag, hat Hochkonjunktur und – „Chemie ist Natur“ – wird, wie sich’s für diese Kultur gehört, geschäftstüchtig vermarktet. Mit dem Prädikat „natürlich“ wird alles herausgeputzt und aufpoliert – vom

Waschmittel übers Haarshampoo bis zum Medikament, von der Zigarette bis zur politischen Partei. Auch die Atombarone bedienen sich noch des „Naturbonus“, wenn sie die aus Reaktoren entwichene Radioaktivität der breiten Bevölkerung als „weit geringer als die natürliche Strahlung“ und womöglich noch gesundheitsfördernd schmackhaft zu machen suchen. Als ob die „natürliche“ Strahlung nicht ebenso zur Erhöhung des Krebsrisikos beitrüge wie die „künstliche“. Als ob die im Katastrophenjahr 1986 – dem Jahr menschengemachter Katastrophen – in Kamerun einem Vulkan entwichenen „natürlichen“ Giftgase weniger tödlich wären als menschengemachte. Tausendsiebenhundert Männer und Frauen danken für den „natürlichen“ Tod.

Wir Menschen – wobei fairerweise zwischen unterschiedlichen Kulturen, Geschlechtern und Klassen differenziert werden müsste – haben ein widersprüchliches Verhältnis zu dem, was wir als „Natur“ bezeichnen, und, vor allem, auch zu uns selber. Einmal sehen wir uns als „Krone der Schöpfung“ – in der die Welt erst zum Bewusstsein komme – und den „Rest der Welt“ als blossen Futtertrog und Baustofflieferanten für unsere „höhere“ Zivilisation, das andere Mal erklären wir „den Menschen“ und seine Kultur zum Störfall einer heilen „Natur“. Einmal soll Erziehung und Kultur die „Natur des Menschen“, das heisst das Wilde, Bestialische und Sexuelle überwinden, veredeln, wie Reis, das andere Mal gilt der Mensch als „von Natur aus“ gut, durch Kultur deformiert und verweichlicht, wird das Wilde gefeiert und das Prädikat „roh“ ins Positive gewendet.

Angesichts der zerstörerischen Folgen einer bestimmten, allerdings bald weltumspannenden Kultur kippt die Überheblichkeit des menschlichen Geschlechts – beziehungsweise seiner Herren – von Selbstvergottung in Selbstverteufelung um – bis hin zur Verurteilung „des Menschen“ und seiner Kultur schlechthin als das „Naturfremde“, als „Fehlentwicklung“, die, womöglich, untergehen müsse, wenn das Leben auf diesem Planeten noch eine Zukunft haben solle. Noch in der „Wende“ beziehungsweise am Ende behält „der Mensch“ seine anthropozentrische Sicht, will er das Besondere bleiben – wenn schon nicht das „Höchste“, dann wenigstens der einzige, dafür kapitale Bock, den „Mutter Natur“ geschossen hat. Dies, obwohl gerade unsere Naturwissenschaften längst den Mythos des Aussergewöhnlichen zerstört und aufgezeigt haben. Es gibt im Weltall, wahrscheinlich, Millionen von belebten Sternen, und auf der Erde sind wir Menschen nur eine von Millionen verschiedener (und beseelter) Formen des Lebens, wenn auch eine besonders expansive. Aber lieber noch sehen wir

uns als das der „Natur“ Entgegengesetzte, als Antwort des Teufels auf die Schöpfung Gottes, als dass wir diese über die kopernikanische Wende hinausgehende Verletzung unserer humanen Eitelkeit akzeptierten. Nur, woher soll „der Mensch“ mit seiner „naturfremden“ Kultur in die so harmonisch funktionierende „Natur“ eingefallen sein? Und welche „Natur“ ist da gemeint, wenn ihre Rettung, Erhaltung und Wiederherstellung gefordert wird? Gibt es „Natur“ überhaupt als Zustand? Oder nur als dauernde Entwicklung? Ist „der Mensch“ mit all seiner Technologie und Zerstörungskapazität nicht ebenso Teil der „Natur“ wie die Ameisen mit ihren Staaten? Eine Atombombe ebenso „natürlich“ wie eine Bienenwabe?

„Der Mensch“ ist Produkt der „Natur“ einerseits, Gestalter der „Natur“ andererseits – was, übrigens, auch für alle anderen Formen des Lebens gilt. Alle stehen in einem Wechselwirkungsverhältnis mit dem „Naturganzen“, wobei die Einflussmöglichkeiten anderer Lebewesen, zumindest auf diesem Planeten, ungleich geringer sind als jene „des Menschen“, wenn wir, beispielsweise, den Bau eines Vogelnestes oder eines Ameisenhaufens mit dem Bau eines Nationalstrassen-Netzes oder der Installierung des weltweiten Zerstörungspotentials vergleichen.

Wie es schon Karl Marx – der sich neben der zu seiner Zeit vordringlichen „sozialen Frage“, verständlicherweise, nur am Rande mit der „ökologischen Frage“ beschäftigte – formuliert hat, ist die „produktive Tätigkeit des Menschen... immer zugleich... Produktivität der Natur“. Die Geschichte „als Gestaltung der Welt durch die Menschen“ ist

„Teil der sie übergreifenden Naturgeschichte, die in und durch den Menschen zu einem bewussten produktiven Verhältnis zu sich selbst kommt. Natur ist nicht nur das, was aller menschlichen Tätigkeit vorausliegt und gegenübersteht, sondern auch das, was durch diese selbst lebendig fortwirkt. So führt das Bewusstwerden der Menschen, dass sie es sind, die durch gesellschaftliche Praxis Geschichte machen, im letzten zur Einsicht, dass sie dies nur können im Einklang mit der durch sie selbst wirkenden Produktivität der Natur.“

So besehen, ist es absurd, „den Menschen“ als Gegenpart der „Natur“ zu betrachten beziehungsweise „den Menschen“ mit seiner von ihm entwickelten Technologie – zum Schutz des „Naturganzen“ vor „Fehlentwicklungen“ – aus der „Natur“ auszugrenzen. Er ist unauflöslich Teil der „Natur“. Oder wie es Serge Moscovici formuliert:

„Wenn man mit grossem Geschrei beklagt, die moderne Technik raube uns unsere Natur, so erliegt man einem Fehltrug... Die natürliche Umwelt wird nicht von Techniken zerstört oder in ihrem Bestand gemindert, sondern von einer anderen natürlichen Umwelt modifiziert, in die sie sich einfügt. Die künstlichen Schöpfungen unserer Zeit bilden eine Komposition von Elementen, Kräften und Gesetzen; sie zeigen eine Architektur des Universums... Menschliche Kunst drängt nicht die Natur zurück; vielmehr wird ein Zustand dieser Natur durch das Erscheinen eines anderen Zustands umgestürzt. Das bedeutet jedoch nicht die Umwandlung der natürlichen in eine technische Welt, sondern die Evolution der natürlichen Welt als solcher.“

Die „Natur“, der wir heute begegnen, ist, innerhalb der irdischen Biosphäre, zu einem grossen Teil immer schon eine soziale, das heisst vom „Menschen“ und seiner Geschichte mitgestaltete, auch jene Teile, die uns ihrer Vertrautheit (oder Unvertrautheit) wegen noch als „unberührte Natur“ erscheinen mögen. Sie sind in den meisten Fällen längst „berührt“, durch unsere Vorfahren. „Was man heute oft als den Frieden und die Schönheit der Natur geniesst“, so Norbert Elias, „ist weithin menschengeschaffen. Es ist eine selektiv vom Menschen kultivierte und zivilisierte Natur, die wir bewundern.“ Wo „Natur“ im Sinne eines „reinen“ Zustandes zum Fetisch gemacht wird, wo „Natur“ das Unberührte, Zurückliegende, das Ursprüngliche, das einmal Gewesene und Wiederherzustellende meint, da wird sie als Leerformel beliebig manipulierbar und für ganz unterschiedliche gesellschaftliche und kulturelle Konzepte (miss)brauchbar. Und: Welches wäre überhaupt jener ominöse Zustand der Welt, der zurückgewonnen werden soll? Die Zeit der „reinen“ Agrarwirtschaft, die Zeit der Jäger und Sammler oder der gasförmige „Urzustand“ unserer Erde?

„Mensch“ und „Natur“ bilden eine dialektische Einheit. Dass diese Einheit zwischen „Mensch“ und „Natur“ – die ich als eine unauflösliche postuliere – auf dem Planeten Erde im Moment „den Menschen“, ja, sämtliche Lebewesen und ihre Lebensmöglichkeiten zu zerstören droht, ist kein Beweis dafür, dass diese Einheit zerbrochen ist. Im Gegenteil, gerade, weil zwischen „Mensch“ und „Natur“ eine Einheit besteht, hat die unselige Entwicklung von Teilen menschlicher Kultur die heute sichtbar werdenden verheerenden Auswirkungen auf menschliche und nicht-menschliche Bereiche der „Natur“. Und wem es nur um die Erhaltung der Einheit zwischen „Mensch“ und „Natur“ beziehungsweise die Wiederherstellung des „ursprünglichen“, das heisst gasförmigen Zustands der „Natur“ auf diesem Planeten geht, der oder die kann dem, was da kommt, getrost entgegensehen – es wäre ein weiterer, wenn auch tödlicher, Beweis für diese Einheit. Die

Postulierung eines Protagonisten-Verhältnisses zwischen „Mensch“ und „Natur“ durch die Fetischisierung einer „harmonischen“, von Menschen „unberührten, reinen Natur“ einerseits, des zerstörerischen Menschen mit seiner „naturfremden“ Kultur andererseits, die Postulierung eines solchen Freund-Feind-Verhältnisses provoziert gerade, was kritisiert wird, die Spaltung von „Mensch“ und „Natur“, und verschleiert, dass die Zerstörung menschlicher Lebensgrundlagen auf der Erde mit der Zerstörung der Lebensgrundlagen schlechthin identisch ist. Nur das Eingeständnis der unauflöslichen Einheit zwischen „Mensch“ und „Natur“, auch zwischen „dem Menschen“ sowie seiner zerstörerischen Technologie und dem „Rest der Natur“, vermag uns zu einer anderen Form der Einheit zwischen „Mensch“ und „Natur“ führen als dem sich heute am Horizont abzeichnenden makabren, aber schlüssigen Beweis dieser unauflöslichen Einheit durch eine einheitliche Zerstörung aller Lebensformen und -möglichkeiten auf diesem Planeten.

Dass wir uns als Individuen und Gesellschaft künftig „ökologischer“ verhalten müssen, ist ebenso unbestreitbar wie, letztlich, nichtssagend. Wenn die Ökologie aber von denselben Leuten, die der traditionellen Naturwissenschaft, zu Recht im Übrigen, ihre Mitverantwortung für die heutige Zerstörung vorwerfen, zum Absoluten erhoben wird, kippt Wissenschaftskritik in neuen Wissenschaftsfetischismus um. So schreibt die deutsche Publizistin Manon Maren-Grisebach über die Grundlagen der Grünen: „Das ist nicht Glauben, Überzeugung, sondern Wissen.“ Wolf-Dietrich Hasenclever fordert die „Einordnung allen materiellen menschlichen Handelns in die Zusammenhänge der Natur“ und postuliert das „Primat der Ökologieverträglichkeit“. Wenn ökologische Erkenntnisse als „Sozialökologie“ auf das „Gebiet des Menschlichen“ übertragen werden, wird „Natur“ bald einmal, dem religiösen Himmel gleich, zur Projektionsfläche, die geduldig reflektiert, was je gesellschaftlichen Interessen entspricht. Das Naturbild wird nach den Plänen irdischer Verhältnisse konstruiert, um deren Erhaltung beziehungsweise Herbeiführung über den Umweg des „Natürlichen“ zu erzwingen und gegenüber der breiten Bevölkerung zu legitimieren. Es ist offensichtlich, dass die Propagierung „natürlicher“ Hierarchien, „natürlicher“ Autorität, „natürlicher“ Geschlechterunterschiede, „natürlicher“ Selektion usw. ebenso wenig mit „Natur“ zu tun hat wie der bemitleidenswerte liebe Gott mit all den angeblich von seiner Hand eingesetzten Königen, Kaisern und Päpsten.

Wenn, beispielsweise, im Zusammenhang mit der Krankheit AIDS erklärt wird – wie dies der amerikanische Journalist Buchanan getan hat –, die „Natur“ fordere nun „ihre furchtbare Vergeltung“, weil wir ihr „mit Laster und Ausschweifung den Krieg erklärt“ hätten, dann wird deutlich, dass hier zur Verfolgung missliebiger, „widernatürlicher“ Sexualformen, zum Beispiel der Homosexualität, und zur Durchsetzung einer ganz bestimmten Sexualmoral die „Rache der Natur“ bemüht wird, als wäre diese „Natur“ ein gottähnliches Subjekt. Wenn Konrad Lorenz erklärt, das grösste „Verbrechen der pseudodemokratischen Doktrin“ sei es, „das Bestehen einer natürlichen Rangordnung zwischen zwei Menschen als frustrierendes Hindernis für alle wärmeren Gefühle zu erklären“, wenn das neofaschistische Organ „Nation Europa“ die „Überflutung Europas mit afro-asiatischen Einwanderern“ nicht nur als „wirtschaftlich und kulturell, sondern auch als ökologisch unsinnig“ bezeichnet, dann wird im Namen der „Natur“ Gesellschaftspolitik betrieben. Immer wieder ist in der Geschichte „der Menschen“ das gesellschaftlich Unerwünschte als „unnatürlich“, „entartet“, „gegen den Willen der Natur beziehungsweise Gottes verstossend“ diffamiert, ausgegrenzt und in letzter Konsequenz ausgerottet worden.

Und wenn die Nazis die Ermordung von Millionen von Menschen in ihren Vernichtungslagern als der dem „Gesetz der Natur“ folgende Sieg des Stärkeren über den Schwächeren feierten, dann haben sie damit „nur“ den Missbrauch des „Mythos Natur“ in seiner letzten und brutalsten Konsequenz sichtbar gemacht. Während die Nazis die „Natur“ als „grausame Königin aller Weisheit“ [Adolf Hitler] zur Komplizin totalitärer und mörderischer Herrschaft machten, kritisiert Murray Bookchin „die alte Darwinische Vorstellung von der Natur als einem brutalen Dschungel“ und meint, hier werde eher der „bürgerliche Markt“ mit „seiner Maxime des ‚Wachse oder stirb!‘“ gespiegelt als die „Ökosysteme, die sich in der natürlichen Welt entwickelt haben.“ Für ihn liegt

„die Bedeutung der sozialen Ökologie vor allem darin, dass sie keine Argumente für die Existenz von Hierarchie in Natur und Gesellschaft liefert, sondern vielmehr die Funktion von Hierarchie als stabilisierendes oder ordnendes Prinzip in beiden Bereichen grundsätzlich in Frage stellt.“

Aber auch jene, die unkritisch auf die „friedliche Natur“ setzen, machen, einfach von der anderen Seite her kommend, deutlich: Was „Natur“ ist, bestimmen immer „Menschen“. Die „Natur“, welche auch immer, gibt,

vorläufig, keine Antwort, oder dann verstehen wir sie nicht. „Natur“ ist, so oder so, ein menschlicher, ein ideologischer Begriff. Da macht auch Klaus Michael Meyer-Abich keine Ausnahme, wenn er schreibt: „Wie ich sie verstehe, ist Natur im menschlichen Handeln und mitweltlichen Geschehen die auf das Gute gerichtete Kraft in der Welt.“ Schon das „Gute“ ist ein zutiefst ideologischer Begriff, der im Übrigen bei Klaus Michael Meyer-Abich, nach eigenen Worten, der „zunächst paradoxen Konsequenz“ zum Opfer fällt, „dass nach dem hier vorgeschlagenen Naturverständnis nicht einmal notwendigerweise alles ‚natürlich‘ ist, was ‚in der Natur‘ entsteht.“ Aber:

„Wir sagen ja auch nicht, dass alles, was ein Mensch tut, bereits deshalb menschlich sei, weil es von einem Menschen getan wird, sondern einiges, was Menschen tun, ist menschlich, anderes nicht. So kann auch die Natur ihr Ziel verfehlen und dann sind Naturprozesse nicht natürlich.“

Mit dieser Art von Mythologisierung machten einige aus der „Natur einen Gott“, wie Norbert Elias schreibt:

„Aber die ‚Natur‘ ist eine Metapher; sie ist nur eines der vielen Symbole, auf die Menschen die Wunschphantasie projizieren können, dass sie von einer Elternfigur, die den rechten Weg weiss, an die Hand genommen und zu Gesundheit und Wohlergehen hingeführt werden. Die Schwierigkeit ist, dass niemand als die Menschen selbst die Entscheidungen treffen und niemand als sie selbst den Weg wissen können.“

Alles ist „natürlich“. Wir können uns der unbequemen Tatsache nicht entziehen, dass uns die „Natur“ allein lässt, dass „Natur“ weder a priori „gut“ oder „schlecht“ ist, sondern die Gesamtheit der verwirklichten und potentiellen Möglichkeiten des Lebens ausmacht, was schon bei Johann Wolfgang Goethe nachzulesen ist:

„Auch das Unnatürlichste ist Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht... Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt, man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.“

„Natur“ in diesem Sinne ist das Existierende und Machbare schlechthin. Es gibt nichts von Menschen (oder anderen Lebewesen) in die Welt Gesetztes, das in der Welt, das heisst, in der „Natur“ als Ganzem, nicht schon als Möglichkeit enthalten ist. So wie der Totschlag, anscheinend, eine durchaus „natürliche“ Angelegenheit ist, wäre selbst ein Atomkrieg die „natürlichste“

Sache der Welt. Beides ist in diesem „Naturganzen“ vorgesehen, potentiell machbar. So wie die nationalsozialistischen Vernichtungslager eine in der „Natur“ insgesamt und in der „menschlichen Natur“ im Besonderen vorhandene Möglichkeit waren, die durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts zur brutalen Faktizität gemacht worden ist. Der Faschismus ist das Menschenmögliche, das dem Menschen Mögliche, so wie die industrielle Kultur, die heute mit der Vernichtung sämtlicher Lebensgrundlagen auf dem Planeten Erde droht, zum Menschenmöglichen im Besonderen und zu dem der „Natur“ Möglichen im Allgemeinen gehört. Das heisst, so Norbert Elias:

„Wenn man es mit einiger Distanzierung betrachtet, kann man leicht erkennen, dass die Natur weder gut ist noch schlecht, weder wohlwollend noch böswillig gegenüber den Menschen, sondern nur völlig indifferent. Von allen Manifestationen der Natur besitzen lediglich die Menschen die Fähigkeiten, den ziellosen Fortgang des Naturgeschehens so zu beeinflussen, dass er für sie selbst erfreulicher und nutzbringender sein wird. Sie können auch das Gegenteil tun: sie können Naturereignisse in eine Richtung steuern, die zu Massenvernichtung und grossem Leid für Menschen führt.“

Die in diesem Sinne verstandene „Natur“ enthält auch das Potential zum Utopischen, während der Mythos „Natur“ häufig propagandistisch dazu missbraucht wird, die Hoffnung auf Aufhebung von Macht- und Ausbeutungsverhältnissen, Beseitigung geschlechtlicher und sozialer Ungleichheit als „den Gesetzen der Natur entgegengesetzt“ zu diffamieren und deren Erhaltung als „natürlich“ zu rechtfertigen. Der Begriff „Natur“ wird als Korsett gedacht und dazu missbraucht, das Utopische in den Bereich des Illusionären auszugrenzen. Da ist denn etwa zu hören, Krieg, Ungerechtigkeit, Herrschaft, Kapitalismus usw. gehörten nun mal zur menschlichen „Natur“, Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit, Kommunismus in seinem visionären Anspruch aber seien, so traurig es auch erscheinen möge, der menschlichen „Natur“ fremd, entgegengesetzt. Der Mensch sei nun mal des Menschen Feind, das Recht des Stärkeren, so brutal es auch klinge, das „eherne“ Gesetz der „Natur“. Wie es Adolf Hitler in letzter Konsequenz formuliert und mit seinen Gefolgsleuten praktiziert hat: „Der Stärkere hat zu herrschen... Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht.“ Korsetthaft ist allerdings auch die Vorstellung all jener, die ihre Utopie einer auf Gleichheit und Gerechtigkeit ausgerichteten Gesellschaft als das von der „Natur“

Vorgesehene reklamieren. Sie vertrauen auf einen „natürlichen“ Automatismus der Verwirklichung des Utopischen.

Korsetthafte Konzepte der „Natur“ verschleiern, dass die „Natur“ alle Möglichkeiten enthält – den Faschismus und die bisher uneingelöste Utopie der sozialen Vision, Krieg und Frieden, die Zerstörung der Lebensgrundlagen auf der Erde ebenso wie das friedliche Miteinander der verschiedenen Formen des Lebens. Es trifft eben gerade nicht zu, dass die „Natur“ sich gegen „Verstösse“ rächt. Sie lässt, weil sie als Subjekt nicht existiert, auch die Zerstörung als das „Natürliche“ zu. Der Mensch kann auf dem Planeten Erde nur selbst des Menschen (und der übrigen Lebewelt) „Retter“ sein. Und so kann denn nicht das „Natürliche“ der Massstab unseres künftigen Handelns sein, sondern nur die „Verträglichkeit“ (neu: Nachhaltigkeit) unserer Kultur- und Lebensformen – die ja ganz andere Ausprägungen als die heute dominierende annehmen können – mit unseren und den Lebensgrundlagen auf diesem Planeten insgesamt.

Das vorläufige „Schicksal“ der Erde und ihrer BewohnerInnen ist also unter Menschen auszumachen. Unter ihresgleichen muss ausgehandelt werden, welches unsere Zukunft sein soll: Die „natürliche“, weil mögliche Zerstörung des Lebens auf diesem Planeten, oder die ebenso „natürliche“ Einlösung des Utopischen, das ist die Verwirklichung einer menschlichen Kultur, als Teil der „Natur“, die weder auf Ausbeutung und Beherrschung „des Menschen“ noch auf Ausbeutung und Beherrschung des Nicht-Menschlichen durch „den Menschen“, sondern auf dem friedlichen Miteinander aller Formen des Lebendigen beruht.

Nach dem Faktischwerden dieser Variante der „Natur“ müsste ich in den „unberührten“ Bergen die Spuren „der Menschen“, „die Menschen“ selber nicht länger fliehen. Denn das Menschliche erinnerte mich dannzumal ebenso wie das Nicht-Menschliche an die im „Naturganzen“ vorgesehene Möglichkeit einer „besseren“ Welt. [1984-1987]

Wer Ich sagt, ist (auch) allein.

Wer Ich sagen, denken oder fühlen kann, ist auch, ist ganz grundsätzlich allein. Der Preis für individuelles Sein und Bewusstsein, für die Erfahrung, eine andere, ein anderer zu sein, der Preis der Autonomie ist die Erfahrung des grundlegenden Alleinseins. Ich sagen heisst auch, getrennt sein. Getrennt von allen anderen. Von der Welt. Der Preis für individuelles Sein und Bewusstsein ist der Verlust des Eingebettetseins in die Welt, des Gefühls der allumfassenden Geborgenheit, das in unserem kulturellen Rahmen - der das Ich mehr und mehr absolut setzt - höchstens noch Säuglinge kennen, bis auch sie sich endgültig abnabeln von der Welt, der Mutter, und Ich sagen. Ich sagen heisst, sich als einzelne und einzelner als ein Ganzes wahrzunehmen. Ich sagen bedeutet aber auch, mit dem Tod als definitives Ende dieser Individualität konfrontiert zu sein, dem der anderen, dem eigenen. Die verbreitete Unfähigkeit zu trauern, das heisst, die eigenen Grenzen - die sich in Form körperlicher Versehrung beziehungsweise des Todes am deutlichsten bemerkbar machen - wahrzunehmen und sich dem damit verbundenen Schmerz auszusetzen, weckt das Bedürfnis nach (Wieder-)Aufweichung des Ichs, danach, in einem grösseren Ganzen aufzugehen, in Momenten der Bewusstlosigkeit diesen bedrohlichen Tod zu überwinden. Das ist das Bedürfnis danach, sich (wieder) zu verlieren - in der Ekstase, im Rausch, in der Symbiose mit einem geliebten Menschen, in einem diffusen, zum Beispiel nationalen Wir.

Eine Kultur, die individuelle Freiheit zum Ziel jeden menschlichen Lebens macht, zugleich aber die Mehrheit der Menschen in die Bedeutungslosigkeit der unbekannten Masse zurückdrängt, in wesentlichen gesellschaftlichen Bereichen zu fremdbestimmten Sklaven des Geschäfts und, angesichts der Bedrohungen unserer Lebensgrundlagen, zu ohnmächtigen Verzweifelten degradiert, eine Kultur, die individuelle Autonomie zum sozialen Zwang macht, ihr aber ein subtiles Herrschaftssystem entgegenstellt, drängt den übersteigerten Wunsch nach absoluter Autonomie ins Private ab. Hier, wenigstens, soll individuelle Freiheit, Unabhängigkeit und Autonomie Wirklichkeit werden. Damit aber drohen so zentrale Erfahrungen wie Aufgehobensein, Erkannt- und Bestätigtwerden, Lieben und Geliebtwerden zu punktuellen Ereignissen zu werden, was sie, ehrlicherweise, schon immer waren.

Literatur

- Gernot Bohme und Engelbert Schramm (Hrsg.) - Soziale Naturwissenschaft. Wege zu einer Erweiterung der Ökologie - Fischer Alternativ, 1985, Frankfurt am Main
- Ökologie - Naturaneignung und Naturtheorie - in „Dialektik“, Nummer 9, 1984 - Pahl-Rugenstein, Köln
- Norbert Elias - Über die Natur - in „Merkur“, Klett-Cotta, Juni 1986, Stuttgart
- Hans Immler und Wolfdietrich Schmied-Kowarzik - Marx und die Naturfrage - VSA-Verlag, 1984, Hamburg
- Ulrich Linse - Ökopax und Anarchie - Eine Geschichte der ökologischen Bewegungen in Deutschland - dtv, 1986, München
- Thomas Kluge (Hrsg.) - Grüne Politik - Fischer Alternativ, 1984, Frankfurt am Main
- Manon Maren-Grisebach - Philosophie der Grünen - Günter Olzog Verlag, 1982, München
- Serge Moscovici - Versuch über die menschliche Geschichte der Natur - Suhrkamp, 1982, Frankfurt
- Wolfgang Abendroth u.a. - Nicht links, nicht rechts - VSA-Verlag, 1983, Hamburg
- Wolf Schäfer (Hrsg.) - Neue Soziale Bewegungen: Konservativer Aufbruch in buntem Gewand? - Fischer Alternativ, 1982, Frankfurt am Main

Die fortschreitende Überwindung und Zerstörung traditioneller Zwangsbeziehungen – die durch hohe soziale Geborgenheit und Kontrolle zugleich geprägt sind –, die zunehmende Auflösung von dörflichen Gemeinschaften, Verwandtschaftsverbänden, stabilen kulturellen und sozialen Organisationen weckt – wo die Fähigkeit zur Freiheit noch nicht errungen, und wo ist das schon? – die Sehnsucht nach symbiotischen Beziehungen, danach, wenigstens jemanden immer zur Verfügung zu haben, wenn mannoderfrau sich gerade einsam fühlt, wenn mannoderfrau gerade jemanden braucht. Bis mannoderfrau sich wieder nach der Autonomie des Alleinseins sehnt. Die Erfüllung dieser Sehnsucht wird – nachdem auch der Rettungsanker der die gesamte Kälte der Welt heilenden Kleinstfamilie nicht gegriffen hat – mehr und mehr an das Konzept der romantischen Liebe gebunden. Sie soll zwei Bedürfnisse, die sich grundsätzlich widersprechen, gänzlich abdecken. Zum einen das Bedürfnis nach LiebeErotikLeidenschaft, das letztlich immer vom Wechsel von DistanzundNähe, KommenundGehen, AbschiedundWiederkehr, in gewisser Weise von Unsicherheit lebt. Zum anderen das Bedürfnis nach GeborgenheitundSicherheit. Nicht verwunderlich, dass längst auch die Überforderung dessen, was heute als Ehe, eheähnliche Lebenspartnerschaft o.ä. praktiziert wird, überdeutlich sichtbar wird. Der Wunsch nach Sicherheit, der in Form von Eheversprechen oder eheähnlichen Vertragsverhältnissen zum Ausdruck kommt, droht Liebe und Leidenschaft zu ersticken.

Wer Ja sagt zum Konzept der romantischen Liebe müsste eben auch Ja sagen zu Freiheit und Autonomie, zur Unsicherheit. Denn wie gross ist die Wahrscheinlichkeit, dass zwei autonome Individuen mit beruflichen Ambitionen, einem eigenen Freundes- und Bekanntenkreis sowie dem zentralen Lebensziel der Selbstverwirklichung gleichzeitig aufeinanderzugehen, zum gleichen Zeitpunkt, spontan, Liebe empfinden oder Lust auf eine sexuelle Begegnung haben? Liebe, erotische Beziehung und sexuelle Leidenschaft zwischen freien Individuen gehören zum Schönsten, was menschliches Leben für uns bereithält. Aber es ist selten. Vor allem in Verhältnissen, die Menschen in soziale und Geschlechterklassen spalten, das Leben insgesamt der schnellen Zeit unterwerfen und alles, selbst SexualitätErotikLiebe, zur käuflichen und verkäuflichen Ware machen. Und vor allem: Es ist anstrengend. Denn Lust und Liebe sind nicht planbar. Sie können nur durch gegenseitige, zum Beispiel nach punktueller Ablehnung, wiederholte Annäherung und Umwerbung geweckt und geschürt werden. Beziehungen unter freien Menschen gehören zum Verworrensten, was es im Leben gibt, denn das freie Gegenüber ist nicht brauchbar für die einfache Befriedigung eigener

Bedürfnisse. Das freie Gegenüber kann jederzeit „Nein“ sagen. Nicht umsonst schrieben unsere Vorfahren – die auch schon konfrontiert waren mit dem grundlegenden Gefühl des Alleinseins, hervorgerufen durch die wachsende Konstituierung des Ichs und das Zusammenbrechen traditioneller Zwangsbeziehungen –, verunsichert schrieben unsere Vorfahren – deren Struktur gewordene Vorstellungen noch immer wirksam sind – die eheliche Pflicht und das LiebeteureEltern verbindlich fest. Sie institutionalisierten, was sich zwischen freien Individuen nicht so leicht ereignet.

Die sich langsam abzeichnende Veränderung der Geschlechterverhältnisse in einem Teil der Welt bringt diese institutionalisierten Verhältnisse durcheinander. Das führt bei allen, wenn auch in ganz unterschiedlicher Weise, zu Verunsicherung, teilweise zu einer Entsexualisierung des Geschlechterverhältnisses und, so ist zu befürchten, zu verstärkter emotional-sexueller Ausbeutung Abhängiger aller Art. Aus dem in Teilen der Gesellschaft langsam und vorsichtig entstehenden Ja- und Nein-Spiel wird nur zu gern die Flucht in unkomplizierte Beziehungswelten angetreten. Von Männern, aber wohl zunehmend auch von Frauen. In pornografische und andere sexuelle Ersatzwelten. In weiterhin bestehende Abhängigkeitsverhältnisse aller Art. Zum Beispiel zwischen Freier und Hure, Erwachsenen und Kindern – die von ihren trennungs- und scheidungsgeschädigten Müttern und Vätern mehr und mehr als LebenspartnerInnen missbraucht werden –, zwischen BetreuerInnen und Betreuten, LehrerInnen und SchülerInnen, ÄrztInnen und PatientInnen usw. An diesen Ausbeutungsverhältnissen wird sichtbar: Das Konzept der romantischen Liebe hat versagt als letzter Zufluchtsort des verlassenem Individuums. Und so droht es – über das grundlegende Allein-Sein menschlicher Existenz hinaus – der Einsamkeit zum Opfer zu fallen. Die Entwicklung moderner Städte, Agglomerationsgemeinden und zunehmend auch ländlicher Dörfer ist geprägt durch eine rasante Zunahme von sogenannten (freiwilligen und unfreiwilligen) Single-Haushalten, durch eine Vereinzelung des Menschen, Ausdruck dafür, dass die traditionellen Konzepte von Zwangsbeziehungen zwar beendet, aber (noch) nicht durch Konzepte freier Beziehungen zwischen Individuen, durch Wahlverwandtschaften, abgelöst worden sind. Die Ablösung der Zwangsbeziehungen durch Wahlbeziehungen erzeugt einen hohen Mobilitätsdruck. Das mühevolle, unorganisierte Zusammentreffen findet nur noch in beschränkten sozialen Räumen statt. Zum Beispiel am Arbeitsplatz. Aber auch da wird die Mensch-Mensch-Kommunikation zunehmend durch die Mensch-Maschine-Kommunikation ersetzt – oder in Freizeitclubs aller Art.

Sonst aber hat das für die individuelle Berufskarriere meist notwendige Verlassen des angestammten sozialen Beziehungsraumes zu einer Situation geführt, in der Beziehung, auch unter Bekannten und FreundInnen, gepflegt werden muss.

Die punktuelle Aufhebung des Alleinseins, das heisst die Abwendung des Verlassenseins als endgültiger Lebenssituation, bedingt neue Verhaltensweisen. Die Absolutsetzung von (ökonomischer) Unabhängigkeit, Autonomie, Lust und Freiwilligkeit in allen Beziehungen hat ihren Preis. Beziehung wird zu etwas, das immer wieder erarbeitet werden muss. Beziehungen sind nicht mehr selbstverständlich, sind anspruchsvoller und erfüllter geworden. Wer den Anforderungen freier, unabhängiger Beziehungen, dem Zwang zu Mobilität und Initiative nicht zu genügen vermag, wer aufgrund seiner individuellen physischen oder psychischen Voraussetzungen, wer durch soziale Strukturen an der Erfüllung dieser Anforderungen gehindert wird, wer nicht zu den Erfolgreichen, gut Aussehenden, Mobilien, Finanzkräftigen, Interessanten usw. gehört, ist auf dem freien Markt der romantischen Liebe chancenlos und droht definitiv in die Einsamkeit abzustürzen.

Das gilt insbesondere, aber keineswegs nur für behinderte Menschen. Ihre Aktien auf dem freien Markt der romantischen Liebe sind denkbar schlecht. Schlimmer noch: Als Folge pränataler Untersuchungen, die, meist, zur Abtreibung behinderten, unzumutbaren Lebens führen, von Gen-Technologien, die, in ferner Zukunft, die Beseitigung von Erbkrankheiten ermöglichen sollen, und der dadurch provozierten „neuen Euthanasie-Debatte“, die Leben wieder in zumutbares und unzumutbares, wertvolles und unwertvolles zu scheiden droht, werden sie mehr und mehr einem Legitimationsdruck ihrer blossen Existenz unterworfen. Behinderte Menschen sind früher als wir anderen mit der Erfahrung konfrontiert, dass das Leben Grenzen hat, dass der Tod eine mögliche (und letztlich sichere) Perspektive ist. Das heisst sie erleben früher als wir anderen das Getrennt-Sein von allen anderen. Anders-Sein und damit in gewisser Weise auch Individuum-Sein ist die Grunderfahrung ihres Lebens. Ihnen ist der Grundzustand des Menschen, das Allein-Sein, vertraut. Sie sind zum vornherein von der Welt getrennt, konnten niemals der Illusion unterliegen, Teil eines Wir zu sein. Andererseits sind sie im freien Spiel der Beziehungen, auf der Suche nach der romantischen Liebe, durch ihre Behinderung und, vor allem, durch den sozialen Umgang dieser Gesellschaft mit Behinderung benachteiligt und diskriminiert. Sie erfüllen im Allgemeinen gerade nicht die Norm der Erfolgreichen. Nicht als Arbeitskraft. Nicht als potentiell Liebesobjekt und -subjekt. Sie sind nicht

mobil. Nicht unabhängig. Beziehung zu Behinderten heisst immer auch, eine Verpflichtung einzugehen, Verpflichtung auf Dienstleistungen aller Art. Das heisst, Behinderte sind zum vornherein mit der Situation konfrontiert, dass sie auf Dienstleistung in Beziehungen, ja, auf Beziehung als Dienstleistung angewiesen sind. Das ist eine diskriminierende und stärkende Erfahrung zugleich. Sie lernen, lange vor uns anderen, mit „tieferen“ Ansprüchen an Beziehung zu leben. Lernen, dass auch das bezahlte Lächeln ein Stück Lebensqualität ausmachen kann. Lernen vor uns anderen, jene stolze Unabhängigkeit und absolute Autonomie – die immer nur Fiktion sein kann – aufzugeben, Hilfe anzunehmen, einzufordern und, dies vor allem, nicht länger als Demütigung zu empfinden. Der behinderte Mensch ist zum vornherein, existentiell, auf Zwangsbeziehungen angewiesen, auf Hilfsbeziehungen beispielsweise, die garantiert sind, unabhängig von Lust und Leidenschaft. Der behinderte Mensch ist in einem gesellschaftlichen Kontext, der Unabhängigkeit zum Mass, Freiheit und Lust zur Grundlage aller privater Beziehung zu machen droht, zum vornherein ein Gescheiterter. Wir anderen, wir Nicht-beziehungsweise Noch-nicht-Behinderten wollen uns zunehmend nicht mehr dem aussetzen, was wir als Demütigung empfinden, dem Gefühl, einen anderen Menschen zu brauchen, nicht mehr ohne ihn oder sie sein zu können. Wir bemühen uns mit allen Mitteln, auch den von uns am meisten geliebten Menschen zu versichern: „Es geht auch ohne dich.“ Das erhöht unsere Attraktivität.

Die Erfüllung des Ideals des unabhängigen Menschen, der oder die (scheinbar) niemanden braucht, gelingt immer nur einem Teil der Menschen, den meisten nur während einer begrenzten Zeitspanne unseres Lebens. Wo Unabhängigkeit attraktiv macht, verliert der auf Hilfe angewiesene Mensch jeden Wert als BeziehungspartnerIn. Er oder sie droht nur noch als Objekt von Hilfs- oder Ausbeutungsbeziehungen gefragt zu sein. Das heisst, zum ausgebeuteten Beziehungsobjekt für jene zu werden, die zwar nicht behindert sind, aber auf dem freien Markt der romantischen Liebe leer ausgegangen, an den Rand gedrängt worden sind und sich nun ihrerseits in durch Hilfe oder Ausbeutung geprägten Zwangsbeziehungen schadlos zu halten suchen. Eine Gesellschaft, die Autonomie absolut setzt, verkommt zu einer entsolidarisierten und grenzt Erfolglose aus. Die Preisgabe traditioneller Zwangsbeziehungen – die, ohne sie zu idyllisieren, auch ein kleines Stück Geborgenheit enthielten – hat gerade für behinderte Menschen unheilvolle Konsequenzen. Wo sich das soziale Umfeld, Dorfgemeinschaft, Verwandtschaft, Nachbarschaft und Familie nicht (mehr) verpflichtet fühlen und in

der Form der Kleinstfamilie damit auch überfordert sind, jemanden „mitzutragen“, wo individuelle Freiheit und Selbstverwirklichung Nicht-Behinderter absolut gesetzt wird, bleibt Behinderten meist nur die professionelle Versorgung.

Das hat auch Vorteile. Es entsteht eine neue Sachlichkeit. Hilfe wird von falschen Opfergesten befreit, wird zur Dienstleistung, zur bezahlten und einforderbaren Dienstleistung. Es stellt sich ernsthaft die Frage, ob Betreuung und Beziehung nicht noch sehr viel stärker getrennt werden müssten, damit auch Behinderten die Erfahrung freier Beziehungen eher ermöglicht würde, freier Beziehungen, die entrümpelt sind von demütigendem Mitleids- und Dienstleistungscharakter. Aber das hat (noch) utopischen Charakter. Voraussetzung dafür wäre, dass auch für behinderte Menschen die gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen geschaffen würden, die ihnen ein autonomes Leben ermöglichen, dass unsere Vorstellungen von sexueller Attraktivität grundlegend verändert würden. Auf dem freien Markt der romantischen Liebe, der sexuellen Leidenschaft allerdings wird es wohl niemals Gerechtigkeit geben. Die romantische Liebe wird für Behinderte und Nicht-Behinderte niemals das Gefühl von Geborgenheit konstituieren können. Das heisst, der Verlust der Zwangsbeziehungen und -verwandtschaften sowie die drohende Vereinsamung können nur überwunden werden durch den Aufbau von Wahlverwandtschaften beziehungsweise sozialer Netze, die nicht vom Konzept der romantischen Liebe, der unsicheren individuellen Lust, der absoluten Autonomie allein geprägt, sondern vom Konzept gesellschaftlicher Solidarität, zuverlässiger Freundschaft, garantierter Hilfe gegenüber Mitmenschen in jeder Lebenssituation getragen sind. [1991]



enseits von Raum und Zeit.

Jenseits von Raum und Zeit.

„Die Jugend ist unsere Zukunft.“ Heisst es etwa. Der Satz ist, vor allem anderen, ein Selbstbetrug. Denn „die Jugend“ ist, für die meisten von uns jedenfalls, unsere Vergangenheit. Alter und Tod sind unsere Zukunft. Und falls der Satz auf eine gesellschaftspolitische Perspektive abzielt, im Sinne von „Die Jugend ist unsere Hoffnung“, wäre er das schmerzliche Eingeständnis, dass es mit uns Erwachsenen nichts mehr zu hoffen gibt. Dass wir darauf setzen müssen, dass „die Jugend“ uns, die Welt und sich selbst rettet. Damit wir noch eine Zukunft haben.

Aber womöglich ist der Satz ja ganz wörtlich gemeint. „Die Jugend ist unsere Zukunft.“ Will heissen: „Die Jugend“ ist unser Vorrat. Symbolisch gesehen vertilgen wir die Beinchen und Ärmchen unserer Kleinsten, gut gehäutet, à point gebraten und mit sämiger Morchelsauce serviert. Weil wir wissen – sie werden ihre Beinchen, zum Gehen, nicht mehr brauchen.

„Die Jugend ist unsere Zukunft.“ Das heisst, „die Jugend“, „die Kinder“ auch – als letzte Kolonie. Wo alle Räume erobert und sämtliche Ressourcen verteilt, bleibt nur der verzweifelte Vorstoss in die Zeit. Gut getarnt, mit Rollerblades und Bauchpiercing, tun wir uns an den Vorräten unserer Nachkommen gütlich und geben ihnen zu verstehen: Euch braucht es nicht mehr. Schaut her, wir sind die Jugend von heute.

Es gibt in einer begrenzten Welt immer einen Interessengegensatz zwischen Alteingesessenen und Neuankömmlingen. „Das Kind“ drängt sich in die Räume „der Erwachsenen“, muss sich in RaumundZeit derer drängen, die schon da sind, denn es gibt keine andere Welt als die existierende, und die ist besetzt. „Der Jugendliche“ wächst in eine verteilte und geregelte Welt hinein, in der ihm, bestenfalls, ein nummerierter Platz zugewiesen wird. Selbst „das Wunschkind“, das mit Aufmerksamkeit erdrückt und Allmachtsfantasien vollgepumpt wird, ist nicht in erster Linie ein erwünschtes Kind, sondern ein Kind von Wünschen, das heisst, es muss ganz bestimmte Erwartungen und Sehnsüchte erfüllen. Es soll, beispielsweise, der Kälte des Erwachsenenendaseins, als „kleiner Sonnenschein“, Wärme, soll der Erwachsenenexistenz in einer Welt, in der nur die „Überdurchschnittlichen“ gefragt sind und gebraucht werden, Sinn verleihen, soll den eigenen Eltern in Zeiten wechselhafter oder zerbrochener Liebe stabile Bezugsperson, soll ihnen Vater oder Mutter sein. „Ich habe mich in meinem ganzen Leben

nicht geliebt gefühlt.“ Zitiert der amerikanische Psychohistoriker Lloyd de Mause eine Mutter. „Als das Baby kam, dachte ich, es würde mich lieben. Als es schrie, bedeutete das, es liebt mich nicht. Deshalb habe ich es geschlagen.“ Das Kind, auch das verwöhnte, wird den Interessen der Erwachsenen unterworfen, missbraucht und ausgebeutet – nicht nur, aber auch sexuell. Es wächst in eine Welt hinein, die nicht nur räumlich besetzt, sondern von den Besetzern auch durchreglementiert ist. Das heisst, es wird ihm - und dann gehört es noch zu den Glücklicheren -, in dieser gebauten Welt, ein fester Zweck zugewiesen, und dann muss es kämpfen, muss die Besetzerinnen aus dem eigenen Leben hinauswerfen, muss kämpfen, um das eigene Leben, denn das wird ihm nicht geschenkt.

Unter diesen Bedingungen erscheint der Wunsch „der Jugend“, „die Alten“, die Hunde wollten nicht ewig leben, nur allzu verständlich. In der „Sonntags-Zeitung“ vom 22. Oktober 2000 findet sich der beklemmende Satz: „Er ist zwar alles andere als ein Komposti...“ Sagt „Popstar Kisha“ über Adolf Ogi. Auf die Frage, ob sie den zurücktretenden Bundesrat in einem Heimatfilm küssen würde. „Nein. Er ist zwar alles andere als ein Komposti, aber trotzdem zu alt für mich.“ Und in welchem Alter muss die Entsorgung, eigenverantwortlich und freiwillig, erfolgen, damit der oder die Betroffene der Kompostierung entgeht?

Der oder die „Erwachsene“ flüchtet aus den grossen gesellschaftlichen Zusammenhängen, aus den komplexen Macht- und Besitzverhältnissen, denen gegenüber sie oder er sich ohnmächtig fühlt, meist in die „eigenen vier Wände“, die im Allgemeinen einem anderen gehören. Da, macht sie sich vor, kann ich machen, was ich will. Da inszeniert er sich als Herr im Schrebergarten. Solcher Augenwischerei kann „der Jugendliche“ nicht erliegen. Da, wo er oder sie wohnt, ist er nicht zu Hause. Im Heim der Eltern kann er nicht machen, was sie will. Auch wenn rührige Altchen, um die Jungen an sich zu binden, nicht selten einen Bückling machen und den Platz vor dem Fernseher oder im Polstersessel räumen.

„Der Jugendliche“ flüchtet, anders als „der Erwachsene“, in den halböffentlichen und öffentlichen Raum, für den sich niemand so richtig verantwortlich fühlt, und probt da, vor aller Augen, die Autonomie. „Den Jugendlichen“ zieht es hinaus, weg von den kontrollierenden Organen der primären Sozialisation, hinaus in die „freie Welt“. Für sie und ihn wird „der Ausgang“ zur Chiffre für Autonomie. Und das in einer Welt, in der die Existenz von Millionen, von Toulouse bis Wladiwostok, in den Händen eines CEO in Manhattan liegt. Was „dem Erwachsenen“ der Schrebergarten, ist „dem

Jugendlichen“ der Platz vor dem Einkaufscenter, die Treppe am See, die Disco, die Beiz oder das Jugendhaus. Aber die Flucht in die Öffentlichkeit ist eine trügerische, denn kaum ist „der Jugendliche“ draussen, auf der Strasse, angelangt, steht da – wie im Märchen vom Hasen und vom Igel – schon wieder so eine Sozialisationsinstanz, wenn auch nur eine sekundäre, und sagt ihm, mit oder ohne Diplom für soziokulturelle Animation im Sack, was gut für sie oder ihn ist. Der vielbeklagte Vandalismus in S-Bahnen, an Hauswänden und in öffentlichen Gärten ist auch ein Indiz dafür, dass viele von der Gestaltung des gemeinschaftlichen Raumes ausgeschlossen sind und sich in ihm als Fremde fühlen. Und im Übrigen – wie glaubwürdig ist die Forderung an „die Jugendlichen“, dem öffentlichen Raum Sorge zu tragen, in einer Kultur, die den Lebensraum ihrer Nachfahren behandelt, als wär's ihre eigene Vorratskammer oder ihre ganz private Abfalldeponie.

Was bedeutet Autonomie heute? Die Flexibilität des Erwerbstätigen, die emotionale Unabhängigkeit, das heisst, Beziehungslosigkeit, des modernen Individuums in einer globalisierten Welt, die Arbeitskräfte um den Erdball schiebt wie Wurstwaren und Computerchips? Oder die wehmütige Erinnerung an alte Zeiten, in denen „die Jugend“ noch für die Autonomie auf die Strasse ging? Auf der sie, in Zürich wenigstens, seit ein paar Jahren ihr eigenes Sechseläuten zelebrieren darf. Autonomie meint Unabhängigkeit. Aber Unabhängigkeit wovon? Von wem? Von den Naturgesetzen? Von genetisch fixierten Trieben? Von existentiellen Bedürfnissen? Von menschlicher Zuwendung? Von der Sexualität, die sie, wie „die Männer“ nicht selten beklagen, abhängig von „den Frauen“ mache? Unabhängigkeit meint auch, und das ist eine, vor allem männliche Allmachtsfantasie, alles unter Kontrolle zu haben, nichts oder niemanden zu brauchen, alles aus eigener Kraft zu schaffen, nie auf Hilfe oder Unterstützung angewiesen, nie abhängig von der Liebe anderer, niemals ausgeliefert zu sein. Am Ende der Gebärde der Befreiung des Menschen vom Menschen steht die Verschiebung der Abhängigkeit von Menschen zur Abhängigkeit von Technologien. Und das sind perfekt maskierte Menschen.

Das Natel, beispielsweise, befreit uns von uralten menschlichen Ängsten. Jetzt haben wir es jederzeit in der Hand, Handy eben, zu checken, wo unsere Liebsten sind, wann sie kommen und wohin sie gehen. Nie mehr werden wir mit zitternden Knien unter Strassenlaternen oder in überfüllten Cafés warten und innerlich Margeriten zupfen. Sie kommt. Sie kommt nicht. Sie kommt. Sie kommt nicht. Sie kommt. Sie kommt nicht. Nie mehr die minutenlange Panik, der Geliebte sei auf dem Abstieg vom Gipfel Hun-

derte von Metern in die Tiefe gestürzt oder habe sich bei einem Briefing in Singapur in seine britische Verhandlungspartnerin verliebt. Ein schneller Griff, ein paar feinmotorisch eingespielte Bewegungen, und die Welt ist wieder in Ordnung. Wenn da nur nicht die Angst vor den leeren Akkubatterien wäre.

Die Autonomie „des Erwachsenen“, „des Jugendlichen“ und „des Kindes“ war und ist immer eine Fiktion. Das wahre Reich der Autonomie liegt jenseits von Raum und Zeit. Die Autonomie, die Unabhängigkeit „des Menschen“ endet, paradoxerweise, mit der Menschwerdung. Zum lebenden Menschen gehört zwingend die Abhängigkeit. Und sei es nur die Abhängigkeit von Nahrung und Wärme.

Wo sich die Forderung nach Autonomie aus dem Privaten ins Öffentliche vorwagt, ist fast immer die Befreiung von staatlichen Regelungen, die Unabhängigkeit von staatlicher Macht gemeint. Es ist, als hätten die Autonomiebewegungen die sich seit Jahrzehnten abzeichnende Ablösung des Primats der Politik durch das Primat der Wirtschaft nicht mitvollzogen. Zwar versammelt sich „die Jugend“ auch schon mal protestartig vor den Kongresssälen des Welthandels, aber wenn von Autonomie die Rede ist, sofern das überhaupt noch in politischen Zusammenhängen geschieht, scheint mir, ist vor allem die Unabhängigkeit von staatlichen Eingriffen gemeint. Und wenn es nur der Kampf gegen Gurtenobligatorium oder Antirassismugesetz ist. Mit dem Schlagwort des „rechtsfreien Raums“ haben die gesellschaftlich Mächtigen die Forderung nach autonomen Jugendhäusern mit 24-Stunden-Betrieb jeweils bekämpft. Keine Beschneidung des freien Marktes, verlangen sie heute. Das heisst, unbeschränkte Öffnungszeiten für Supermarkt und Warenhaus. Das heisst, von Umwelt- und Sozialgesetzgebungen „befreite“ Märkte. Auf dass der Rubel und der Dollar rollenundrollen. Rund um die Uhr. Aber wer fordert heute noch „wirtschaftsfreie Räume“, das sind Räume, in denen das Gesetz des Marktes nicht gilt. Nicht Timeismoney. Nicht Dubistwasduhast. Wenn traditionell staatstreue Organisationen und Parteien neuerdings das Motto der 80er Jugendbewegung - „Macht aus dem Staat Gurkensalat“ - auf die Schweizer Fahne sprayen, stellt sich die beängstigende Frage, was denn Unabhängigkeit in einer Zeit bedeutet, in der Deregulierung und Privatisierung die Autonomie des privaten Wirtschaftens so absolut setzt, wie es sich nicht einmal die MarxistInnen in ihren Alpträumen vorzustellen vermochten; in einer Zeit, in der das Kollektiv mehr und mehr der Möglichkeit beraubt wird, zum einen die wirtschaftlich Schwächeren zu schützen, ihnen eine

sichere Existenz und ein autonomes Leben zu verschaffen, zum anderen Rechte und Vorrechte der Stärkeren zu begrenzen. „Freiheit statt Sozialismus“, rufen sie und meinen: Alle Macht den Börsen.

Ist in solcher Zeit die individuelle Konsequenz, „Stutz“ zu machen, nicht die ultima ratio aller Autonomiebestrebungen? Denn die ist am unabhängigen oder autonomsten, der sich kaufen kann, was er will. Auch die Zeit. Gibt es, in einer Welt, in der keine und keiner einen Platz auf sicher hat, in der mann und frau aber nur überleben kann, wenn mann oder frau gebraucht wird, einen Marktwert hat, überhaupt einen autonomen Raum? Was kann mit Autonomie gemeint sein, in einer Welt, in der, zum einen, das autonome, das heisst, flexibilisierte Individuum gefordert wird, in der, zum anderen, alle voneinander abhängig sind, an jeder Banane die WTO hängt, kein Land sich mehr selbst versorgen könnte und ein Internetvirus aus Kiribati die Börse in London lahm zu legen vermöchte?

Da erscheint plötzlich der wieder aufflammende Nationalismus als Autonomiebewegung, als Befreiungsversuch von einem Weltmarkt, der das Individuum definitiv den globalisierten Marktgesetzen unterwirft und ihm die alten Heimaten raubt. Der moderne Mensch – und noch sind das die wenigsten von uns – ist überall zu Hause. Und nirgends. Die mondiale Welt des Geschäfts verlangt von ihm, und ihr, geradezu Verlorenheit, das heisst, völlige geografische und zeitliche Verfügbarkeit für die letzte der Utopien – das totale Wachstum. Die Bedürfnisse der schnellen Zeit und der globalisierten Wirtschaft stehen sozialer Verwurzelung und Zugehörigkeit entgegen. Soziale Verbundenheit erlebt sie oder er nur gerade noch punktuell – an Grossanlässen der Funkkultur. Aber Heimat ist das nicht. Und gab es vielleicht immer nur in Heimatromanen. Der moderne Mensch ist in der Marke zu Hause. Nichts ist ihm vertrauter als der Geruch von Ketchup und the taste of Marlboro. Vans ist nicht nur ihren Füßen, Calvin Klein nicht bloss seinem Hintern zur Heimat geworden. Glücklicherweise der Mensch, den ein Biss ins vertraute Styropor von MacDonalds von der Verlorenheit befreit, weil ihm ein Hamburger Gesellschaft leistet.

In einer Welt, in der die „Erfolgreichen“ und „Grossen“ ihren Schnitt auf allen Kontinenten machen, bekommen es „die Kleinen“ und „Erfolglosen“ mit der Angst zu tun; in einer Welt, in der vermeintliche Sicherheiten und Trostgemeinschaften, die immer schon mit beschränkter Haftung operierten, zusammenbrechen; in der das Prinzip „Nationalität vor Qualität“ durch die Formel „Qualität vor Nationalität“ ersetzt wird, wächst bei denen, die dem Konzept der grossen Freiheit nicht gewachsen sind, und das sind die meis-

ten von uns nicht, die Sehnsucht nach Zugehörigkeit, nach der Nation als warmem Mutterschoss. Der einen vor global players, UNO und EU schützt. Der uns die fremden Vögte vom Leibe hält, nachdem wir vor den eigenen, und die kommen auch nicht immer aus dem Maderanertal, längst kapituliert haben.

„Spieglein, Spieglein an der Wand – wer ist der Autonomste im ganzen Land?“ Die Autonomie beziehungsweise ihre Gebärde hat viele Gesichter. Sie ist, wie die Schönheit, Moden und Gegenmoden unterworfen. Denn die autonome Bewegung, ob individuell oder kollektiv, ist immer auch eine Reaktion, ein Reflex der Gegenabhängigkeit vielleicht sogar, eine Reaktion auf das, was ist, auf familiäre und gesellschaftliche Autoritäten. Deshalb ändert die autonome Bewegung ihr Gesicht mit beziehungsweise gegen den „Zeitgeist“. Vergebens halten wir im Moment Ausschau nach jener „bewegten Jugend“, der wir, je nach Alter und Gesinnung, womöglich, selbst angehörten oder ihr zumindest mit Sympathie begegneten. Wobei die wenigsten die „bewegte Jugend“ hatten, die sie später zum Besten geben. Vermutlich ist es mit der Autonomie wie mit der Ästhetik – der Blick, mit dem wir das Schöne, das Erotische und das Autonome zu erkennen gelernt, stösst plötzlich ins Leere. Der ärmellose Lisper, der sich, in meiner Jugend, über den Bauch meines jeder sexuellen Eskapade unverdächtigen Onkels spannte, betont neuerdings die Brüste der Sechzehnjährigen. „Die Jugend“ von heute bewegt sich, ganz offensichtlich, anders als „wir“ es erwarten. Ihr autonomes Projekt ist, vielleicht, der Last-minute-Flug nach New York. Auch das ist eine Bewegung, und erst noch eine internationale. Aber vielleicht glaubt „die Jugend“ von heute gar nicht mehr an die Autonomie. Was in der durchfusionierten Welthandelszone ganz realistisch wäre.

Oder sie hebt, Variationen der Autonomie, den Arm zum autonomen Heil. Der Gedanke ist beklemmend, dass der autonome Gestus zu Zeiten in den Stechschritt verfallen kann. „Die einzige Jugendbewegung“, schreibt der Historiker und Journalist Beat Brunner in der neusten Ausgabe von „laut & leise“, dem „Magazin der Stellen für Suchtprävention im Kanton Zürich“,

„die einzige Jugendbewegung, die heute ernsthaft Unruhe verbreitet, sind die Skinheads.“ Und begründet das mit dem „Verlust der typischen jugendlichen Attribute“. Da diese von der Allgemeinheit „okkupiert“ würden, verlören sie ihren „Wert als Identitätsmerkmal für die Jungen“.

Als Leiter und Moderator eines Soziokulturprojekts an einer Berufsschule mit Internat bin ich mit einer Welt konfrontiert, die, in gewisser Weise, auf dem Kopf steht. Ein sich als Skin und Rechtsextremer inszenierender, aber, in diesem Rahmen jedenfalls, vorläufig, nicht politisch aktiv werdender Jugendlicher, der, damals, womöglich, bei „den Autonomen“ gewesen wäre, macht sich phasenweise zum Sprecher der SchülerInnen und fordert, im Rahmen von Schulversammlungen, unbeschränkten oder zumindest verlängerten Ausgang. Bei Abstimmungen gebärdet er sich wie der Fraktionschef irgendeiner Bundesratspartei als „Einpeitscher“. Die, falls überhaupt politisch festgelegt, vermutlich zwischen Sozialdemokratie und AUNS verstreuten Angehörigen der Institution Schule empören sich, zum Teil, über die undemokratischen Praktiken und appellieren an „die schweigende Mehrheit“ der SchülerInnen, sich ihrerseits zu äussern. Womit sie, Autoritätskonflikt und „Familienreflex“ zugleich provozierend, die Reihen der SchülerInnen von aussen schliessen. Wer wollte sich schon vor KollegInnen als braver Musterschüler lächerlich machen, indem er oder sie den Autoritäten nach dem Mund redet und sich mit der vorgegebenen Nachtruhe um halb elf zufrieden gibt? Das ist das eine. Das andere ist die paradoxe Forderung einer hierarchischen Organisation an die Gruppe der SchülerInnen, sie sollten sich alle zu Wort melden und es nicht einem beziehungsweise einer kleinen Gruppe von Sprechern überlassen. Einige erinnern sich vielleicht noch daran, dass während der „Zürcher Unruhen“, Anfang der 80er Jahre, der Stadtrat nachdrücklich, wenn auch erfolglos, immer wieder die Forderung stellte, „die Jugendlichen“ sollten Verantwortliche benennen, was diese, bei ihrem Verständnis von Autonomie, trotzig verweigerten. Als reichlich anarchistischer Intellektueller und neutraler Moderator komme ich in diesem Kontext in die zwiespältige Rolle, aus Gründen der Fairness und zur Sicherung des dem Projekt zugrundeliegenden Verhandlungskonzepts, Jugendliche zu schützen, deren Ideologie bei mir, wenn ich denn sicher wäre, dass sie wissen, was sie tun und sagen, nur Angst, Wut und Abscheu hervorrufen könnte; komme in diese paradoxe Situation, weil ich nicht mithelfen kann und will, dass die Gesinnung des einen oder anderen Sprechers „der Jugendlichen“ zum Vorwand genommen wird, die Forderung „der Jugendlichen“ nach mehr Autonomie, das heisst für sie längeren Ausgang, zu unterdrücken und sich dabei noch als Antifaschist vorzukommen, obwohl es eine klassisch repressive Reaktion wäre.

Zur Gebärde der Autonomie gehört wesentlich die Ablehnung der Autoritäten, und wenn sich die Erwachsenenwelt in „politischer Korrektheit“ übt,

was sie, meiner Meinung nach, durchaus, noch etwas konsequenter und glaubwürdiger tun dürfte - es spricht einiges, es spricht alles dafür, sich nicht auf Kosten von „Randgruppen“ und anderen Kulturen lustig zu machen -; wenn die etablierte Kultur, zum Teil wenigstens, auf „politischer Korrektheit“ besteht, und das, auch mit Repression, durchzusetzen bereit ist, provoziert sie, zum Teil wenigstens, jenen autonomistischen Reflex, der am Ende zum politisch unkorrekten und schlimmstenfalls faschistischen Befreiungsschlag verkommt. Dieser wäre nur die letzte Konsequenz des Ausbruchs der „Tapferen“ aus dem Gefängnis der „political correctness“, das heisst jenes Phänomens, das sich nicht auf rechtsextreme Gruppierungen oder Teile der SVP beschränkt. Ich meine die Lächerlichmachung von „Gutmenschen“ und „Sozialromantikern“, den Kampf gegen die „Diktatur der Minderheiten“ und den sogenannten „Stalinofeminismus“ sowie die „Tabubrüche“ gegenüber Angehörigen fremder Kulturen und anderer Minoritäten. Sei es am Stammtisch oder in der Fasnachtszeitung, in TV-Talk- oder Late-Night-Shows. Da wird jede Gelegenheit wahrgenommen, unter Gebrüll und Gelächter zu sagen, was mann und frau sich in der alltäglichen Wohlanständigkeit nicht mehr zu sagen traut. Zum Beispiel Harald Schmidt, der Spezialist für, von ihm so genannte, „Brachialwitze“. Beispiel gefällig? „Was haben eine Kloschüssel, ‘Emma‘ und TV-Moderatorin Bettina Böttinger gemeinsam? – Kein Mann würde sie anfassen.“ Mag ja sein, es ist, wie einige Kabarettisten und Satiriker uns glauben machen wollen - das Gelächter ob ihren „schonungslosen“ Witzen sei Zeichen der Satirefähigkeit des Publikums -, aber es ist zu befürchten, dass sich in das selbstkritische Schmunzeln auch das befreite Brüllen derer mischt, die froh sind, dass mann und frau endlich wieder Türkenwitze machen darf. Wo der Kampf gegen reale und vermeintliche Autoritäten zur inhaltsleeren, ritualisierten Geste verkommt, erscheint das Beharren auf altbekannten Gedankenlosigkeiten und Diskriminierungen als Akt der Befreiung. Ich lass’ mir meine „Schlitzaugen“ nicht nehmen. „Wenn den Menschen untersagt wird, unverkrampft über augenblicklich unerwünschte und heikle Themen zu sprechen,“ sagt der Ethnologe Hans Peter Duerr, „verdrängen sie das Tabuisierte ins Unbewusste. Und daraus kann es irgendwann unkontrolliert ausbrechen.“ Frei nach dem Motto: Lässt du mich heute nicht „Albaner- raus“ schreien, darfst du dich nicht wundern, wenn ich sie morgen erschlage. Eine Überlegung, die nicht zwingend falsch ist. Wer das Wort „Neger“ ächtet, erspart Menschen, zum einen, eine Demütigung, und wiegt sie, zum andern, in falscher Sicherheit.

Auch das in verschiedensten Ländern quotenbringend durchgespielte Rattenexperiment „BigBrother“ variiert auf seine Weise das Projekt Autonomie. Während die einen, zum Beispiel die Lehrlinge und Lehtöchter im Internat, das sie als Gefängnis empfinden, hinaus in die Welt, die Konsumwelt, drängen, stürzen sich die andern hinein, ins Gefängnis, weil sie, den Titel der Sendung, „BigBrother“, und die Orwellsche Inszenierung ignorierend, glauben, hinter Gittern müsse die Freiheit wohl grenzenlos sein. Die Beteiligten von „BigBrother“ flüchten in die Öffentlichkeit und die Privatheit zugleich. Sie lassen sich, vor laufenden Kameras, einschliessen, um dann in dem rund um die Uhr öffentlichen Container so zu tun, als wäre es ihre eigene Mülltonne.

Mann und frau muss sich den Text des Titelsongs einmal ganz genau anschauen:

„Bi öis im Container isch s'Läbe na in Ornig
Egal öb Räge oder Sunneschi
Mir lueged sälber für öis wo's duregaat
Und niemert ret öis dri...“

Da erkennen, Spitzenleistung in Sachen „Verdrängung“, da merken die „Fische im Aquarium“ nicht, dass sie unter ausgeklügelten Laborbedingungen beobachtete Versuchskaninchen sind, die zwar beim Eintritt und Austritt als Helden gefeiert werden und kreischenden Teenies Autogramme geben dürfen, aber sonst für jeden Baldriantröpfchen Männchen machen und sich vor versammelter Öffentlichkeit blödsinnigsten Beschäftigungsprogrammen unterziehen müssen, als hätten VerhaltensforscherInnen die neusten Erkenntnisse der Tierhaltung auf sie angewandt. In „BigBrother“ muss mann und frau, was mann und frau sonst nicht darf. Und treibt, was mann und frau will, ohne zu merken, dass längst eingeplant, was mann und frau so spontan tut. Die neuen TV-Formate Robinson und BigBrother schaffen künstliche Inseln in einer rundum vernetzten Welt, kappen einseitig die Verbindungen zur modernen Kommunikationsgesellschaft, von aussen sieht mann und frau ja, wie unterm Mikroskop, jede Bewegung im Container, und inszenieren, abgenabelt von der Alltagswelt, den Mythos der Unabhängigkeit. Das heisst, so ganz wird die Nabelschnur nicht durchschnitten – häppchenweise werden „den Ratten“, je nach Resultat des letzten Intelligenz-, Psycho- oder Feinmotorik-Tests, zur Belohnung, Leckerbissen aus dem globalen Konsumparadies in die Schleuse geschoben, so dass auch sie,

an Halloween, im Besitz der notwendigen Utensilien sind, um, den internationalen Warenhausketten zur Freude, mitzuhelfen, diesen amerikanischen Brauch auch bei uns zu lancieren. Und das alles, weil der oder die Überlebende des sonntäglichen Nominations- und Abwahlverfahrens am Ende 150'000 Franken erhält und sich damit, womöglich, für kurze Zeit ein wenig Autonomie kaufen kann? Weil einem und einer die kurzzeitige Zugehörigkeit zur sogenannten Cervelat-Prominenz die Illusion vermittelt, gefragt zu sein und nicht mehr um Zuneigung und ökonomisches Überleben kämpfen zu müssen? Oder ist ihr eigenes Alltagsleben, draussen in der „freien Welt“, derart von Zwängen und Abhängigkeiten durchsetzt, dass sie sich von der vorübergehenden Einschliessung eine derart fundamentale Wahrnehmungsveränderung erhoffen, dass ihnen, hinterher, ihre reale Existenz als autonomes Paradies erscheint?

Variationen der Autonomie. Und weil es mit dem unabhängigen Leben nicht so recht klappen will, propagieren einige das selbstbestimmte Sterben, das, im Einzelfall, durchaus die letzte und sinnvollste Variante des Lebens sein mag und darf. Aber beängstigend ist es schon, mit welcher Gedankenlosigkeit - oder ist es gezielte Vorbereitung? - Worte wie „Sterbehilfe“ und „Schöner Sterben“ gesellschaftsfähig gemacht werden. Von der Hilfe beim Sterben, Dienst an Kunde oder Kundin gewissermassen, zum Dem-Sterben-Nachhelfen, „Euthanasie“ und „süsser Tod“, im Auftrag oder als Erfüllung der Erwartungen einer gesunden Gesellschaft, das ist die Gesellschaft der Starken, ist es nicht mehr weit. Aber ich übertreibe – die professionellen, aber idealistischen SterbehelferInnen stehen ja nur bereit, weil in unserer individualistischen, auf Autonomie und Fun rund um die Uhr bedachten Kultur keine und keiner mehr allein sein mag, aber in verzweifelter Lage meist allein ist. Und wer das Handy nicht mehr halten kann, um sich von Tochter oder Freund - der oder die sich im November auf den Malediven für den Winter unter der Nebeldecke bräunen - zu verabschieden, ist ganz glücklich, irgendein menschliches Wesen am Bettrand zu spüren, und sei's bloss ein frisch diplomierter Sterbebegleiter.

Aber, verlassen wir den tristen Ort, der uns allen sicher ist. Es gibt ein Leben vor dem Tod. Und wieso nicht, statt Begleitung zum selbstbestimmten Sterben, Begleitung zum selbstbestimmten Leben? Mögen sich einige, Professionelle, fragen? Womit wir, rhetorischer Salto mortale, bei Ihrem Thema angelangt wären. „Sollen die Jugendlichen auch im öffentlichen Raum von Animatoren und Animatorinnen begleitet werden?“ Heisst es in meinem und, vermutlich, auch in Ihrem Programm. Ich will mich nicht oder

wenigstens nicht ganz um diese Frage drücken. Obwohl sie mir auf dem Magen liegt, denn sie ist, leider, nicht falsch zu verstehen. Gerne hätte ich gefragt – wer soll denn da eigentlich von Ihresgleichen begleitet werden? Die Eltern, die bei der Flucht ihrer Kleinen aus dem warmen Nest in den öffentlichen Schrebergarten nicht selten gefährliche Symptome produzieren? Oder die in wechselnden Masken auftretenden Sozialisationsfaktoren ausser Haus, die in der Auseinandersetzung mit Jugendlichen auch nicht immer das feinste Händchen zeigen? Leider haben die OrganisatorInnen mir diesen rhetorischen Spielraum arg beschnitten und nur die Frage offen gelassen, ob die Jugendlichen „auch im öffentlichen Raum von AnimatorInnen begleitet werden“ sollen. Womit sie unterstellen, letztere, die AnimatorInnen, seien, bisher, ausschliesslich in privaten, das heisst, geschlossenen Räumen aktiv gewesen und drängten nun ihrerseits ins Freie.

Die Frage stürzt mich in einen Zwiespalt – entweder vermiese ich einigen von Ihnen den, bei schönem Wetter jedenfalls, recht angenehmen Arbeitsplatz, oder ich helfe mit, die Begrenzung jugendlicher Autonomie als „Begleitung“ schönzureden. Stopp, das Programm muss genau gelesen werden, die AutorInnen gehören offensichtlich einer neuen, abgeklärten Generation von AnimatorInnen an, sie fragen unmissverständlich:

„Haben sie [die Jugendlichen, Jm] im öffentlichen Raum das Recht auf Selbstbestimmung/Autonomie oder sollen die Jugendlichen auch im öffentlichen Raum von Animatoren und Animatorinnen begleitet werden?“

Entweder – oder. Entweder Sie – oder die Autonomie „der Jugendlichen“. So steht es im Programm. Aber ich werde im Folgenden „unterstellen“, dass auch einige von Ihnen noch mit jenen Utopien liebäugeln, die zu meinen eigenen Animationszeiten hoch gehalten wurden – Animation als Befreiung „der Jugendlichen“, als Hilfe zur Selbstbestimmung - bis sie überflüssig werden. Nicht „die Jugendlichen“, die AnimatorInnen. Dafür, dass wir Masochistinnen und Masochisten, damals, nicht erfolgreich gewesen, sind Sie der beste Beweis. Animatorinnen und Animatoren befolgen offensichtlich ganz gerne das biblische Gebot: Gehet hinaus und vermehret euch. Oder so ungefähr. Aber ich werde polemisch. Und bleibe es noch ein wenig. Wenn Sie „die Jugendlichen“ in der schon mehrfach zitierten Frage durch eine andere Bevölkerungsgruppe ersetzen, Autofahrer beispielsweise, oder Politikerinnen, wird die Zumutung der Fragestellung schnell einmal deutlich: „Sollen Autofahrer oder Politikerinnen auch im öffentlichen Raum von

Animatoren oder Animatorinnen begleitet werden?“ Seien Sie nicht zu bescheiden, meine Damen und Herren, behaupten Sie nicht, diesen Bevölkerungsgruppen hätten Sie mit Ihren vielfältigen Kompetenzen nichts zu bieten. Und wenn es in der Programmausschreibung heisst, es werde von AnimatorInnen „erwartet, die Jugendlichen dort aufzusuchen, wo sie ihre Freizeit verbringen“, dann stellt sich die Frage: Wer erwartet, dass die Jugendlichen bis in all ihre Schlupfwinkel verfolgt werden? Die Jugendlichen sind es, bestimmt, nicht. Die Eltern? Die Lehrerinnen? Die Politiker? Die Betreiber der neuen Disco? Die Inhaber der grössten Schweizer Warenhauskette? Oder die Polizei? Und mit welcher Absicht? Nacherziehung? Das heisst, tertiäre Sozialisation, nachdem es die primären und sekundären Instanzen nicht geschafft haben, die Rabauken zu bändigen? Achten Sie darauf, wer Sie ruft, und Sie wissen, was von Ihnen erwartet wird. Die Förderung jugendlicher Autonomie ist es kaum.

Denn autonomes Verhalten ist, per Definition, unabhängiges Verhalten. Autonomes Verhalten ist selten das Verhalten, das andere erwarten oder sinnvoll finden. Freiheit ist auch die Freiheit, zu tun, was andere einen Missbrauch der Freiheit nennen würden. Und es ist eine Frage der Macht, wer seine Freiheit, in den Augen anderer, missbrauchen kann und darf, wer nicht. Die Angst vor der Autonomie „Jugendlicher“ ist letztlich die Angst, „die Jugendlichen“ könnten das „Falsche“ tun? Aber was wäre das „Falsche“? In wessen Augen? Einige von Ihnen würden es, womöglich, klammheimlich feiern, wenn „die Jugendlichen“ Farbeier ans Zuger Domizil von Marc Rich klatschten. Andere hätten ihre helle Freude, sie würden blutt durch den neuen Luzerner Konzertsaal jumpen oder den verdutzten Gästen in einem Fünfster-Hotel in die Sherrysuppe spucken. Und es gibt bestimmt auch einige, natürlich nicht unter Ihnen, die genüsslich eine Flasche Bier öffnen würden, wenn Jugendliche in Viererkolonne und altbekannter Uniform durch die Innenstadt von Sursee marschierten. Die Angst vor der Autonomie „der Jugend“, das ist auch die Angst, sie könnte mit der Freiheit so umgehen wie die Altvorderen, die den Alkohol als gesellschaftlichen Zwang installiert, den Planeten Erde an den Rand eines atomaren Schlagabtauschs gebracht haben und weiter in den ökologischen Kollaps zu treiben gewillt scheinen, die Führern aller Art zugejubelt haben und im Namen von höheren Ideologien vor keinem Massenmord zurückgeschreckt sind. „Jugendliche“ übernehmen und variieren das Autonomiemodell einer Kultur, und plötzlich heisst es, sie würden die Freiheit missbrauchen. „Après nous le déluge“, ist das Motto, das diese Gesellschaft mitprägt. Wenn „Jugendli-

che“ es praktizieren, schreien „die Erwachsenen“ auf, sie überschritten ihre Grenzen. Als ob diese Kultur nicht die Grenzüberschreitung zur Normalität gemacht hätte. Hinter dem Wunsch, „die Jugendlichen“ zu begleiten, steckt auch die Sehnsucht, an ihnen die Welt doch noch zu heilen.

„Die Jugendlichen auch ausserhalb ihrer Jugendtreffs und –zentren anzusprechen.“ Verlangen neue Konzepte der offenen Jugendarbeit. VolkswirtschaftlerInnen würden das „Erschliessung neuer Marktsegmente“ nennen. Als ob die Jugendlichen potentielle KundInnen von Ihresgleichen wären. Die Terminologie des New Public Managements ist denn auch längst in Bildungs- und Sozialwesen eingedrungen. SchülerInnen, heisst es etwa in Schulentwicklungsprogrammen tatsächlich, seien KundInnen. Nur behandelt werden sie da nicht grad wie KönigInnen. Stellen Sie sich einmal vor, der Supermarkt ist offen und Sie gehen hin. Da faucht Sie die Verkäuferin oder der Verkäufer an: „Nächstes Mal können Sie gleich zu Hause bleiben, wenn Sie zu spät kommen!“ Und drückt Ihnen irgendetwas in die Hand. „Da, bezahlen können Sie an der Kasse.“ Kennt er Sie so gut, dass er Ihnen jeden Wunsch von den stummen Lippen liest? Nein. Er hat sie noch nie gesehen und gibt allen dasselbe. Genau so geht es SchülerInnen. Das Marktsegment Schule ist ein äusserst reguliertes. Da ist Konsumzwang, Pflichtstoff und Einheitskost angesagt. Wenn es um die Schule geht, scheuen noch die fleissigsten Trommler der Deregulierung den freien Markt wie der Teufel das Weihwasser. Denn, so befürchten sie alle, ohne Absenzenkontrolle, Notendruck und Schulpflicht – die einst als Recht aller auf Bildung gedacht war – wären die Schulen so leer wie die Kirchen ohne Tod und Beichtstuhl. Oder das totale Chaos bräche aus: SchülerInnen stellten die Welt auf den Kopf. Lerneten nach Lust und Laune. Liessen sich von eigenen Interessen treiben, wenn ihnen nicht schon jede Neugier auf die Welt ausgetrieben worden wäre. Und, womöglich, sicher sogar, käme jede und jeder, wann’s ihm oder ihr grad passte. Kundenorientiertes Angebot und flexible Öffnungszeiten würden gefordert. LehrerInnen erhielten Aufträge von ihren KundInnen, die sich, Konfusion total, benähmen, als wären sie die Königinnen und Könige im Schulzimmer.

Geben Sie den Rachegelüsten Ihren alten LehrerInnen gegenüber nicht zu sehr nach, lachen Sie nicht allzu hämisch, es könnte Ihnen vergehen. Natürlich, bei Ihnen ist alles ganz anders, Sie sind keine Pauker, Sie sind Begleiter und ErmöglicherInnen, keine Sozialisationsinstanzen, sondern AdvokatInnen „der Jugendlichen“. Aber vergessen Sie nicht – wer ruft Sie? Und

mit welchem Ziel? Autonomie oder Begleitung durch AnimatorInnen. Heisst es in Ihrem Programm.

Autonomie und Animation stehen, vermutlich, tatsächlich in Widerspruch zueinander. Denn die Animation ist auf dem Boden gesellschaftlicher Verhältnisse gross geworden, die Abhängigkeit und Entfremdung hervorbringen. So gerät die Animation in das Dilemma, dass sie die Struktur der Fremdbestimmung noch fortsetzt, während sie schon die Utopie der Selbstbestimmung propagiert und sich als Hilfe zur Entfaltung der eigentlichen Bedürfnisse und Talente „des Menschen“ inszeniert. Sie enthält – wie die Forderung nach Spontaneität – das unausweichliche Paradox jedes Aufrufs zur Befreiung. Sei spontan! Frei musst du sein!

Und zum Schluss noch eine kleine, eine ganz persönliche Frage: Wenn Sie sich als AdvokatInnen „der Jugend“ sehen, der sie zur Autonomie verhelfen wollen, wobei Autonomie immer auch bedeutet, sich der Auseinandersetzung mit anderen autonomen Individuen und Gruppen zu stellen; wenn Sie sich als Anwalt „der Jugendlichen“ sehen – weshalb lassen Sie sich dann nicht, wie jede anständige Advokatin, von Ihren KlientInnen bezahlen? Weshalb verdingen Sie sich als halbherziger Pflichtverteidiger bei Vater Staat? Weshalb lassen Sie das Geld, das Sie, im Moment, als sicheres Gehalt beziehen, nicht direkt den Jugendlichen auszahlen? Auf dass diese, sollten sie, auf dem Weg in die Freiheit, Bedarf nach professioneller Begleitung verspüren, Sie, als AnimatorInnen, in ihre Dienste nehmen könnten. So dass Sie, im wahrsten Sinne des Wortes, BegleiterInnen würden, die – wie es die SterbegleiterInnen allesamt von sich behaupten – ausschliesslich den Willen der Betroffenen ausführen. Diesen, und nichts anderes. [2000]

Literatur

- Lloyd deMause (Hrsg.) - Hört ihr die Kinder weinen - Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit - suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1997, Frankfurt am Main

K ein Urlaub für Salatköpfe.

Kein Urlaub für Salatköpfe.

Ich begann gerade, mir's in einem ziemlich grossen Sommerloch gemütlich zu machen. Bis Ende August keine abgelöschten Schüler, keine Kolleginnen, die sich das Unternehmen Schule, insgeheim, als eines ohne Kundenschaft erträumen. Und der Kapitalismus, so scheint es, ist drauf und dran, sich selber aufzufressen. Herrliche Aussichten, um sich in Sonne und Sommerregen dem langweiligen Nichtstun hinzugeben.

Was ich (als „Hauptlehrer im Nebenamt“ mit ein paar anderen Professionen), das sei zu meiner Ehrenrettung bekannt, auch ohne Evelyne Binsack nicht getan hätte. Die eben gerade unter Beweis gestellt hat, dass auch Frauen das „Konzept Mann“ einzulösen vermögen. An dem, übrigens, die meisten real existierenden Männer scheitern, was sie aber nicht zugeben dürfen, sondern immer noch lieber irgendwelche (feministischen) Allmännlichkeitsklischees auf sich sitzen beziehungsweise sich diese wie eine Krone aufsetzen lassen statt sich als „feige“ Nicht-Männer zu erkennen zu geben. Evelyne Binsack aber hat den Gipfel erkrochen, der den meisten verwehrt bleibt, the top of the world, um, heil zurück, die beklemmende Debatte über lebenswertes Leben in der „SonntagsZeitung“ vom 10. Juni mit dem Satz zu bereichern: „Das Leben ist so lange lebenswert, als es interessant ist.“ Wenn sie bei ihrem nächsten Bummel durch die Zürcher Bahnhofstrasse nur nicht dauernd über die Leichen derer stolpert, die sich aus ihrem öden Leben verabschiedet haben, weil ihre Kondition nicht zulässt, dass sie sich aus der gemeinen Gemütlichkeit in die Gipfelzone retten. Ein Problem, das den ärmeren Teilen der Weltbevölkerung erspart bleibt – sie verbringen ihr ganzes Leben in der spannenden „Todeszone“.

Vielleicht, versuche ich mich zu beruhigen, ist der Binsacksche Beitrag zum unwerten Leben nur das Resultat jener medialen Nötigung, die jedem Schönheitskönig und jeder Siegerin des Bümplizer Sackgumpens ein Gestotter über Sex unter Fischottern, europäische Fiskalpolitik und postmoderne Rollendekonstruktion abverlangt. Kein Grund also, sich die Aussichten auf Himbeereis in Meeresbrise vermiesen zu lassen, zumal uns die „Bonzen“ den Gefallen tun, sich als das zu erweisen, was die alten „Linken“ immer behauptet haben – raffgierige Geldsäcke. So dass selbst Alt-Bundesrat Friedrich ein „unappetitlich“ entfährt und Heiner Geissler im „Magazin“

vom 9. Juni zu dem für einen ehemaligen Generalsekretär der CDU bemerkenswerten Schluss kommt, den modernisierte VoralpensozialdemokratInnen nicht mehr ziehen mögen: „Man muss deutlich machen, dass der Kapitalismus genauso falsch ist wie der Kommunismus.“ Kein Grund zur Beunruhigung, wenn da nicht ein Tag vor Binsacks Lebensweisheiten im „Magazin“ der „gefährlichste und vielleicht der bedeutendste Philosoph der Gegenwart“ [Chefredaktor Roger Köppel über Peter Singer] Gelegenheit erhalten hätte, einmal mehr seine krude Logik, die er Ethik nennt, zu verbreiten. „Die Tatsache, dass ein Lebewesen ein menschliches Lebewesen im Sinne der Zugehörigkeit zur Spezies Homo sapiens ist“, doziert er auf die Frage, weshalb Säuglinge „bei Bedarf getötet“ werden dürften,

„ist für die Unrechtmässigkeit seiner Tötung ohne Bedeutung. Entscheidend sind vielmehr Eigenschaften wie Rationalität, Autonomie und Selbstbewusstsein. Säuglinge haben diese Eigenschaften nicht. Sie zu töten kann daher nicht gleichgesetzt werden mit der Tötung menschlicher Personen oder anderer selbstbewusster Wesen wie beispielsweise Affen.“

Der Tier- und Pflanzenfreund Singer, der nicht nur Pränataldiagnostik & Abtreibung, sondern auch die Tötung behinderter Neugeborener als Mittel zur Steigerung des gesellschaftlichen Gesamtglücks propagiert [siehe „Praktische Ethik“], greift tief in die Trickkiste der Gleichheitslogik, wenn er uns das nächste Provokationshappchen serviert:

„Der frühe Embryo hat kein Gehirn, kein Nervensystem. Es ist vernünftig anzunehmen, dass – insofern man sein geistiges Dasein betrachtet – er nicht über mehr Bewusstsein verfügt als ein Kopfsalat.“

Auch wer, spätestens seit Darwin, den Menschen nicht mehr als überlegenen Sonderfall sieht, muss da nach der Absicht fragen. Sollen Salatköpfe vor Massenmord bewahrt, Abtreibung=Tötung eines Embryos ethisch mit dem Schneiden eines Kopfsalats gleichgesetzt werden? Oder bereitet uns Singer auf das vor, was der Entdecker der Doppelhelix James D. Watson in der gleichen Juniwoche in der „Weltwoche“ von sich gibt? „Ich nenne ein Leben sinnvoll“, setzt er die, in diesem Text, von Evelyne Binsack eröffnete Debatte über das unwerte Leben fort,

„von dem man eine Zukunft erwarten kann... eine Chance darauf, einmal heiraten zu können, einmal als gleichberechtigt akzeptiert zu werden, sobald man einen Raum betritt...“

Und dann, ungefragt: „Hitler sagte, tötet alle, die diese Chance nicht besitzen. Ich meine, sie sollten erst gar nicht geboren werden.“ Kein Aufschrei unterbricht den Nobelpreisträger, als er fortfährt, schliesslich wolle keine Mutter ein Kind mit Down-Syndrom, denn „man liebt Menschen, weil sie menschlich sind, nur dann strömt die Liebe auf natürliche Weise.“ Begründet er die kulturelle Imitation „natürlicher“ Auslese, der, in letzter Konsequenz, auch Süchtige und Depressive unterzogen werden müssten, denn wer wünschte sie sich schon als Eltern? Kein Aufschrei. Keine und keiner will sich ins gleiche Boot setzen wie jene, die das holländische Schiff mit Abtreibungsklinik an Bord am liebsten versenkten, weil sie die „Heiligkeit des Lebens“, die den Modernen und Coolen ähnlich abgestanden erscheinen mag wie Gerechtigkeitsutopien, als Keule gegen jede Art von Geburtenverhütung und Schwangerschaftsabbruch schwingen. Niemand will sich den unbeschwerten Urlaub trüben lassen, der auch schon gerichtlich gegen die Konfrontation mit Behinderten auf Ferienreise geschützt worden ist.

Möglicherweise, versuche ich mein Sommerloch zu retten, ist das allgemeine Schweigen nur clevere Taktik. Schliesslich scheint der Kapitalismus, nachdem ihm der „Erzfeind“ abhanden gekommen ist, schneller von innen heraus zu verfaulen, als es im „Kommunistischen Manifest“ geplant war. Womöglich richtet sich das Bekämpfte am Bekämpfer auf. So wie sich Christoph Blocher gierig mit der Entrüstung von „Lieben“ und „Netten“ voll stopft, bis das Buebli aus Herrliberg wie ein Schwingerkönig aussieht, und zwar ein ganz „böser“. Vielleicht hätte ich die beklemmenden Sätze „des Unmenschen“, der sich noch immer als der ganz gewöhnliche Nachbar von nebenan erwiesen hat, besser dem Shredder der schnellen Zeit überlassen. Vergessen Sie's! Geniessen Sie die Sommerflaute, lesen Sie Tucholsky (zum Beispiel „Schloss Gripsholm“) und baumeln Sie mit der Seele... [2001]

Mein

iebes Kind.

asst endlich die Kinder in Ruhe.

Mein liebes Kind.

Das Lied der Traurigkeit.

Du hast es gut,
Du bist befreit von Raum und Zeit,
Aber uns, die wir liegen in
Den Gossen von HerrundKnecht
Und den Gräben des Geschlechts;
Uns, die wir träumen von
Den Gärten ohne Klassen
Und der Liebe ohne SollundHaben,
Uns unbefreiten Kindern
Bleibt doch nur die Traurigkeit.

Du hast es gut,
Du bist befreit von Raum und Zeit,
Aber uns, die wir stehen auf
Den Bergen der Skelette
Und in des Blutzolls Lachen;
Uns, die wir träumen von
Den Tagen ohne Elend
Und den Stunden der Unschuld,
Uns schuldbeladnen Kindern
Bleibt doch nur die Traurigkeit.

Du hast es gut,
Du bist befreit von Raum und Zeit,
Aber uns, die wir hausen in
Den Zeiten des Digital
Und den Räumen von Asbest;
Uns, die wir träumen von

Den Zeiten ohne Ende
Und den Räumen ohne Grenzen,
Uns längst gebornen Kindern
Bleibt doch nur die Traurigkeit.

Mein liebes Kind

Du solltest nicht vorschnell urteilen. Du musst versuchen, zu verstehen, was damals geschah, dir geschah. Es gibt Gründe, weshalb es zu diesem Ereignis gekommen ist. Das ist eine lange Geschichte. Aber dir ist sie zu erzählen. Denn, sie wollten, sagen sie, nur dein Bestes.

Die Geschichte, mein liebes Kind, spielt in einem Land, von dem es heisst, es sei eines der reichsten der Welt. Was nicht bedeutet, dass alle Menschen in diesem Land reich sind. Aber es geht den meisten besser als den meisten in jenen Ländern, von denen gesagt wird, sie seien arm. Was durchaus nicht bedeutet, dass es dort keine reichen Leute gibt.

Es waren einmal, in diesem Land, Mommanien, ein Mann und eine Frau. Der Mann hatte schon als kleiner Bueb die anlässlich des Nationalfeiertages blendendweiss, blau, rosa, violett, grün, goldgelb gen Himmel zischenden Raketen verpasst, weil er nur Augen für diese Frau, die damals noch ein kleines Mädchen war, gehabt hatte. Es vergingen allerdings drei Jahre, bis er ihr seine heimliche Liebe gestand. Als sie ihn beim schüchtern-heimlichen Haarezupfen ertappt und verschmitzt-lächelnd gefragt hatte „Was wottsch?“, da fasste er sich ein Herz und – dann sagte sie es: „Wottsch mit mir ga?“ Der kleine Bueb nickte erleichtert. Worauf die beiden HandinHand ums Feuer herum hüpfen. Die Erwachsenen sahen ihnen wohlwollend zu, weil sie im Gehopse der beiden eine besonders patriotische Haltung ausmachten. Womit sie einmal mehr bewiesen, dass sie von Kindern nichts, aber auch gar nichts verstanden. Auch in der Freien Republik Mommanien lachten die Erwachsenen, um sich nicht zu verraten, über ihre Kinderträume.

All dies wäre ohne Bedeutung, wenn der Mann und die Frau sich nicht, erwachsen geworden, erneut getroffen hätten. Worauf es kam, wie es kommen musste. Die beiden wurden FrauundMann. Und auch in Mommanien enden Märchen, Romane und Filme an dieser Stelle mit einem „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“ Dies aber ist das Leben, und im wahren Leben ist dies erst der Anfang aller Dinge.

Das Lied vom Alltag.

Alle waren da, die Freunde,
Dann hiess es Abschied nehmen,
Der Wein war eingetrocknet,
Auf dem neuen Ledersessel,
Einsam badet sie die Hände,
In Fischeud, klar wie unsichtbar,
Die Party ist aus,
Und wenn die letzten Lacher verklungen sind,
Bleibt von der Gemütlichkeit
Nur noch das Loch im Teppich.

Wenn der Alltag nicht so hart
Und Utopia nicht so fern
Der Traum nicht unsre Heimat wär.

Dornröschen wurde wachgeküsst,
Putzt jetzt Stiefel und Florett,
Der Held schaut in die Glotze,
Die Diva legt die Gurken auf,
Der Täter ist endlich gefasst,
Derrick lässt sich den Zahnstein schleifen,
Der Film ist aus,
Und wenn die letzten Abenteuer überstanden,
Muss James Bond stempeln geh'n,
Sue Ellen Steuern zahlen.

Wenn der Alltag nicht so hart
Und der Traum nicht unsre Heimat
Utopia so fern nicht wär.

Alles floss, die Küsse brannten,
Dann, der Wecker, es ist sechs,
Sie muss, er muss, die Pflicht ruft,
Kaffee verschüttet, die Agenda weg,
Das Tram steht schon an der Ecke,
Das Leintuch schwingt in der Maschine,
Vorbei die erste Nacht,
Und wenn die letzten Seufzer ausgehaucht,
Bleibt von der grossen Liebe
Nur die Ehe übrig.

Wenn Utopia nicht so fern
Und der Traum nicht unsre Heimat
Der Alltag so hart nicht wär.

Es war alles eins und ganz leicht,
Dann hiess es Ewigkeit ade,
Die Allee ist eine Strasse,
Du liegst allein im Graben,
Du bist du, sterblich und verzweifelt,
Verkottzt, das Blut voll Alkaseltzer,
Aus der schöne Traum,
Und wenn sich die rosa Nebel verzogen,
Bleibt von der Illusion
Der Mundgeruch zurück.

Wenn Utopia nicht so fern
Und der Alltag nicht so hart
Der Traum nicht unsre Heimat wär.

Alle waren gleich, die Sünder,
Dann hiess es: An die Arbeit,
Die Erste macht ihm Kaffee,

Er zitiert die Direktoren,
Der Zweite lötet seine Chips,
Die Dritte tippt ihm alle Briefe,
Sonntag ist vorbei,
Und wenn auch die letzten Glocken verhallt,
Bleibt vom heil'gen Tag des Herrn
Nur das Oben und Unten.

Wenn der Traum nicht unsre Heimat
Und Utopia nicht so fern
Der Alltag so hart nicht wär.

Alle sangen Halleluja,
Dann hiess es: Grosser Umtausch,
Alte Händel ausgegraben,
Goldlamé und Knochen abgeräumt,
Der schwarze Flüchtling rausgestellt,
Am Tag danach kommt die Müllabfuhr,
Friedensfest vorbei,
Und wenn die letzten Wunderkerzen ausgelöscht,
Wird wieder scharf geschossen,
Fällt der Kopf des Mörders.

Wenn der Traum nicht unsre Heimat
Und der Alltag nicht so hart
Utopia so fern nicht wär.

Mein liebes Kind
Du ahnst es längst – der Mann und die Frau schickten sich an, sich dir als Eltern aufzudrängen. Aber sie machten es sich nicht leicht. Als du durch Kiemen zu atmen begonnen hattest, deine Existenz unaufhaltsam zu werden drohte, wurden, für den Mann und die Frau, Fragen bedrängend, die nur du

hättest beantworten können. Dass du ihnen jede Unterstützung verweigert hast, muss in der Urteilsfindung zumindest berücksichtigt werden.

Sie konnten nicht wissen, ob du überhaupt hättest leben wollen. In einer Welt, in der jedem und jeder das Gefühl vermiest wird, auf ihn, sie komme es an, die Welt habe sie, ihn sehnsüchtig erwartet. In der sich Menschen mit dem hinterhältigen Satz „Es gibt einfach zu viele Menschen“ in verstopften Trams und Zügen zu erkennen geben: Auch du bist zuviel. Auch du, durch deine blossе Anwesenheit mitschuldig am Gedränge im Warenhaus, schuld an überfüllten Badestränden, Skipisten, Welthunger.

Hättest du, gefragt, leben wollen? Hättest du, so fragten sie sich, mit uns leben wollen. Nicht nur die Welt ist nicht die Welt, die wir uns erträumten, auch wir sind nicht die, die wir sein und werden wollten. Wir sind, auch, kleinlich, nachtragend, bitter, ungerecht, ausfällig, geizig, faul, feig, berechnend, hinterhältig. Und hättest du, beispielsweise, sterben wollen? Das ist in diesem Leben inbegriffen, und wer damit nicht einverstanden ist, müsste das Leben insgesamt, wie eine zweifelhafte Erbschaft, ausschlagen. Wo geboren wird, da wird auch gestorben. Wo ein Anfang ist, da ist ein Ende. Zu Licht gehört Schatten. Unten zu oben. Eins zum andern. Sterben zum Leben – eben. Die meisten nehmen das erstaunlicherweise als Selbstverständlichkeit hin. Als wäre ihr Hirn so konstruiert, dass sie sich das Leben ohne den Tod nicht denken können. Der liebe Gott, predigen viele, habe es so eingerichtet – das mit dem Leben und dem Sterben. Ich weiss nicht, hätte deine Mutter dir gestehen wollen, wenn ich an den lieben Gott glauben würde, was ich längst aufgegeben habe, dann wäre er mir als Prügelknabe herzlich willkommen oder als Prügelmädchen. Da hätte dieses höhere Wesen doch tatsächlich die Chuzpe, sich zur persönlichen Erbauung eine MenschenTierPflanzen-Welt zu schaffen, in der krepirt und gestorben wird, als wäre es die alltäglichste Sache, was es auch ist. Oder ist die Erde nur eines von vielen Gesellenstücken, die dieser liebe Gott, halbfertig und missraten, beiseite gelegt hat?

Ich halte, hätte dein Vater sie unterstützt, den Tod für **den** Betrug. Ich konnte nie in das WirdankendirohHerr der Pfaffen einstimmen, wenn wieder eine oder einer ins Grabloch geschubst wurde. Damit haben sie mir bestenfalls die Trauer verdorben. Und dass einige zuvor dem körperlichen Verfall beziehungsweise der gemeinen seelisch-sozialen Not derart unterworfen werden, dass ihnen der Tod als Erlösung erscheint und sie sich ihm in erzwungener Gelassenheit entgegenfallen lassen, halte ich für einen reichlich billigen Taschenspielertrick. Hätte er sich ereifert.

Und dann die Argumente, wäre ihm die Mutter beigesprungen, die sie mir gegen das ewige Leben, für den willkommenen Tod aufstischen! Es würde mir langweilig werden in der Ewigkeit! Behaupten, ausgerechnet, die unverbesserlichen PositivistInnen, die in allem einen Sinn ausmachen, nur gerade im ewigen Leben nicht. Langweilig! – Bei all den ungelebten Lieben und Neigungen?! Und wenn schon – was wäre das bisschen Langeweile, mit der uns einige das ewige Leben miesmachen wollen, gegen den ewigen Tod? Nein, wenn mir der Teufel...

Aber der hat sich ja auch schon lange verdrückt, wäre ihr der Vater ins Wort gefallen, wenn mir der Teufel einen Pakt anböte, ich ginge, beinahe, jeden Handel ein. Ich traue den Sagen nicht, die jene mit dem Teufel in den Bund Getretenen zuguterletzt auf Knien um den Tod flehen lassen. Alles Propaganda für den hundsöttischen Tod! Ich habe den Verdacht, dass uns einige ganz einfach das Leben madig machen wollen, weil sie selbst nicht damit zurechtkommen, dass da gestorben wird – auf jeden Fall und um den geringsten Preis. Die Herren Generäle und Politiker, beispielsweise, wollen mir doch allen Ernstes weismachen, mein Tod lohne sich für das Höhere – und das ist ihre Beförderung.

Eine geradezu unanständige Einrichtung, hätte die Mutter das Wort wieder an sich gerissen, dieser Tod. Und wie wenig es braucht – der Wutausbruch eines blind Liebenden genügt, hopp, ist wieder eine oder einer hinüber. Oder ein besoffener Automobilist. Ein ungespülter Waschmaschinenfilter. Ganz zu schweigen von diesen läppischen Kriegen, Naturkatastrophen, schludrig gebauten Staudämmen, ungenau berechneten Hallenbaddächern, schlecht gesicherten Chemieabfällen. Diesem unsicheren Leben hätte ich dich aussetzen müssen. Wie wenig hätte es gebraucht, und du wärst, Eintagsfliege, eben erst geboren, schon wieder dahin gewesen, hättest mich, kaum wäre mir dein Anblick vertraut geworden, schon wieder verlassen. Gewiss, der Tod ist das Unabänderliche, und ich werde meine Kräfte nicht für Protestmärsche gegen das Ableben verschleudern. Aber soll ich deswegen gleich selig lächelnd durch die Welt ziehen und verkünden, der Tod sei eine durch und durch sinnvolle Einrichtung, ohne ihn sei das Leben nur eine halbe Sache, ja, undenkbar, der Tod sei die Erfüllung, das wahre Leben?

Das Leben werde durch diese Todesversöhnerei zum Intermezzo, hätten deine Eltern dich schon vor deiner Niederkunft warnen wollen, eine oder einen mit dem Tod Versöhnten umzubringen, in einer vergifteten Umwelt oder einem blödsinnigen Krieg eitler Generäle und Präsidenten verrecken

zu lassen, sei da nur noch halb so schlimm. Man gebe ihr, ihm nur vorzeitig, was sie, er sich eh am sehnlichsten wünsche.

Es lockt das Leben.

Siehst du

Die von geschickter Hand gepflasterte Mauer,
Den Sprung der Kröte,
Wie der Mond über
Den Firn des Breithorns silbert,
Die Malerin beim letzten Pinselstrich lächelt
Und das Haar in der Abendsonne aufgoldet?

Noch kannst du nicht sehen.

Komm, mein liebes Kind,

Lass dir's nicht entgehen –
Es lockt das Leben vor dem Tod.

Hörst du

Den reinen Klang von Beethoven
Auf Compact-Disc,
Den Schrei des Adlers,
Wie das Schlagzeug
Den wilden Takt der Körper schlägt,
Das Wasser über Sand und Stein
Rauscht und orgelt
Und die Ruhe nach
Dem ersten Schneefall aufstellt?

Noch kannst du nicht hören.

Komm, mein liebes Kind,
Lass dir's nicht entgehen -
Es lockt das Leben vor dem Tod.

Spürst du
Den Schauer einer zufälligen Berührung,
Das kühle Eisen,
Wie die goldene Feder das Papier streichelt,
Die Hand deinen Rücken
Zart zum Leben erweckt
Und der stiebende Schnee dein Gesicht liebkost?

Noch kannst du nicht spüren.

Komm, mein liebes Kind,
Lass dir's nicht entgehen -
Es lockt das Leben vor dem Tod.

Mein liebes Kind
Was damals geschah, ist nicht zu rechtfertigen. Zu bedenken aber ist: Deine Eltern stellten sich, noch bevor du das Licht der Operationssäle erblicktest, eindringliche Fragen, Fragen nach der Berechtigung ihres Kinderwunsches, Fragen nach deinen eigenen Wünschen, zu leben oder nicht zu leben. Mehr noch - sie sorgten sich ernsthaft um deine Zukunft. Wie würdest du, in die Welt gezerzt, des Sehens und Hörens kundig gemacht, fragten sie sich, dieses Morgen-, Mittag-, Abend-, Nacht-Gedeck ertragen? Diese vor der obligaten Heiterkeit servierte Non-Stop-Salve aus dem wirklichen Leben? Dieses Bericht-zur-Lage-Stakkato, das keine Zeit zum Denken und Fühlen lässt? Bevor die Angst vor dem Atom um sich greift, liegen schon Gift, Müll, Napalm, Flüchtlinge, Drogentote und Hungerbäuche bereit, auf dem Plattenteller drehen sich Roy Black und Nina Hagen, und die MAZ mit JR und der Lindenstrasse ist schon abgefahren. Würdest du, so fragten sich der Mann und die Frau - die drauf und dran waren, dir eine Alters- und Hinterbliebenen-Versicherungs-Nummer zu verschaffen - den Magen mit Erdnüs-

sen und Sweeties beruhigen oder dich kotzend über frisch geproppertes Email biegen? Würdest du wie ein Säugling schreiend durch die Strassen kriechen? Zwischen kindlichem Wunsch und Wirklichkeit irre oder, trotz allem, erwachsen werden?

Den beiden war bewusst – erwachsen zu werden, das war, in diesem Leben, in gewisser Weise unausweichlich. Denn früher oder später mussten die meisten Menschen hinter sich lassen, was infolge galoppierenden Gedächtnisschwundes so gerne als unbeschwerte Kindheit angepriesen wird. Eher früher würden sie sich nicht mehr schützend zwischen dich und die Welt stellen können.

Der Mann und die Frau erkannten: Sie müssten dich stärken für den Lauf der Welt. Geschwächt durch die Wogen der Zeit, suchten sie, erwachsen und zur Aufmunterung verdammt, ihrerseits nach Ermutigung. Und lauschten dankbar den Worten des Grossen Erziehers.

Die Kindheit, meine Damen und Herren

Jene Zeit der unschuldigen Unbeschwertheit ist nur von kurzer Dauer. Sie ist nur ein Vorspiel, der Auftakt zum wirklichen Leben. Das Ziel jedes Kindes muss es sein, erwachsen zu werden, das heisst von jener infantilen Vorstellung einer heilen, ihm nur wohlgesinnten Welt für immer Abschied zu nehmen.

Der Weg vom Kind zum Erwachsenen ist verbunden mit einer Vielzahl von Kränkungen, Verletzungen und Enttäuschungen, denn das Kind muss lernen, zu sehen, wie die Welt wirklich ist, dass es nicht das Zentrum der Welt ist, um das sich alles dreht, dass die Welt nicht auf sein Kommen gewartet hat. Das Kind, das sich allzu schnell daran gewöhnt, dass, anfänglich, auf jeden Laut, den es von sich gibt, reagiert wird, muss lernen, selbst zuzuhören, zu hören, was ihm gesagt und befohlen wird. Das Kind muss lernen, seine Wünsche in der einzig zivilisierten Form auszudrücken, es muss sprechen lernen. Das Kind muss gehen, zu anderen gehen lernen, weil jene nicht bis ans Ende seiner Tage an sein Bett treten, um sich ihm zuzuwenden. Das Kind muss leben lernen – im Rahmen seiner eigenen Möglichkeiten und den Anforderungen der menschlichen Gemeinschaft gehorchend.

Das heisst, das Kind muss sich von einem unbeherrschten, unersättlichen, verantwortungslosen, tierischen Wesen zu einem höflichen, genügsamen, verantwortungsbewussten Mitglied der menschlichen Gemeinschaft entwi-

ckeln. Es muss lernen, Abschied zu nehmen von eitlen Grössenfantasien und unrealistischen Träumen einer Welt, die nur in seinen Vorstellungen existieren kann. Es muss lernen: Die Welt wird niemals die seine, wird niemals heil oder gerecht sein. Die Welt richtet sich nicht nach seinen Wünschen. Es muss lernen, sich den Erfordernissen der Welt zu beugen, wenn es nicht in einem Zustand kindlicher Illusionen verharren und, endlich, jenem Wahn verfallen will, der die im Geiste ewig Kind Bleibenden kennzeichnet. Am Anfang ist das Kind nichts als ein Gefangener seiner Wünsche und Triebe. Von dieser ursprünglichen Unfreiheit muss es sich emanzipieren, und es ist die nobelste Aufgabe von Erziehern, das Kind auf den Weg in die Freiheit des Erwachsenen zu geleiten, jene Freiheit, die nicht von kindischem Gehorsam geprägt ist, der nur auf Belohnung und Vermeidung von Strafe aus ist. Freiheit bedeutet: Jeder (und selbstverständlich auch jede) nach seinen, ihren Bedürfnissen. Nun leben wir aber nicht in jener kindlichen Welt, in der alle haben können, was sie wollen, also müssen die meisten, um frei zu sein, lernen, zu wollen, was sie haben können. Genau das macht den zentralen Lernprozess aus, den das Kind auf seinem Weg zum Erwachsenen erbringen muss: Zu lernen, dass es nicht alles haben kann, was es will, zu lernen, dass es nicht alles will. Was uns einengt, ist nicht die Welt, sondern die ungestüme, kindliche Bewegung. Der Prozess des Erwachsenwerdens ist identisch mit dem Niederreißen der Mauern des Gefängnisses in unserem Inneren. Und am Ende der Erziehung zum Menschen winkt die wahre Freiheit, jener Zustand erwachsener Zufriedenheit, der erreicht ist, wenn an die Stelle äusserer Zwänge der innere Wunsch getreten ist. Erwachsen zu werden, bedeutet: Sich zu versöhnen mit jener Welt, die dem Kind so fremd und feindlich scheint, sich zu versöhnen mit allem, was ist, und, in letzter Konsequenz, auch dem Tod, jener grössten Kränkung des Lebenden, lächelnd entgegenzugehen.

Mein liebes Kind

Deine selbsternannten Eltern erkannten in den Worten des Grossen Erziehers, was ihnen selbst, noch unverhüllter zwar, angetan. Nicht das Bett der Welt wurde den Kindern frisch bezogen, sondern zurechtgestutzt die zum Leben verführten Menschlein. Und davor, darin waren sich die Frau und der Mann einig, wollten sie dich bewahren.

Merksätze für Kinder.

Lerne nicht zu gehen -
Die wir gehen gelernt,
Wissen nicht wohin.

Lerne nicht zu sehen -
Die wir sehen gelernt,
Blicken nicht durch.

Lerne nicht zu hören -
Die wir hören gelernt,
Verstehen nichts mehr.

Lerne nicht zu sprechen -
Die wir sprechen gelernt,
Haben nichts zu sagen.

Lerne nicht zu leben -
Die wir leben gelernt,
Wissen nicht wo.

Mein liebes Kind

Mit dem durch deine unaufhaltsame Menschwerdung geschärften Blick erschien den beiden die Welt in einem bisher unbekannten Licht. Und was sie sahen, gefiel ihnen nicht. Dies, erkannten sie, damals, zu spät, wie sich im Nachhinein herausstellen sollte, war nicht der Ort, dies war nicht die Zeit, denn für dich, mein liebes Kind, war den beiden nur die beste aller Welten gut genug. Beim Gedanken an deine Unschuld überkam sie eine grosse Wehmut, die sich vereinte mit jener endlosen Trauer, hervorgerufen durch das ewige Gesetz, dass hinter jedem Glück schon der Henker steht. Ungewiss nur, wann er aus dem Schatten tritt. In ihrer Mutlosigkeit erinnerten sie sich der alten weisen Frau, die es auch in der Republik Mommanien gab. Sie, vielleicht, dachten der Mann und die Frau, wusste Rat in der

Ratlosigkeit. Stumm stiegen sie aufwärts, über Beton, Wiesen, Waldboden, Flechten und Stein, bis sie die Quelle des Hexenflusses, der Mommanien vom Rest der Welt trennt, erreichten.

Da sass die alte weise Frau und blickte in die Ferne. Als sie die Frau und den Mann bemerkte, beseitigte sie das erste Erschrecken mit einem warmen Lächeln. Mit einer kaum wahrnehmbaren Handbewegung unterbrach sie den Mann, der sein und der Frau Anliegen vorzubringen begonnen hatte. „Ich weiss“, sagte sie, und der Mann und die Frau atmeten erleichtert auf. Wer ohne Worte verstand, konnte um Hilfe nicht verlegen sein. In ihrer verzweifelten Hoffnung übersahen sie die Trauer in den Augen der alten Frau, die auch daherrührte, dass die Menschen, die, selten genug, den Weg zu ihr fanden, durch ihre Weisheit gestärkt, grusslos talwärts stürzten, ihrem Rat ohne Aufschub zu folgen.

„Geht zum König“, hatte sie gesagt und geschwiegen, als die beiden gleichzeitig aufbegehrt: „Bei uns gibt es keinen König. Wir sind eine Republik!“ „Nicht alle Könige tragen eine Krone“, war ihr noch zu entlocken gewesen. Da verstanden der Mann und die Frau, bestiegen den Lift und fuhren zur Spitze eines der Glaspaläste der Republik Mommanien, zu hören die Botschaft des Königs.

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger draussen im Lande

Wir haben natürlich Verständnis dafür, dass Sie sich Sorgen um Ihre Zukunft machen. Auch wir tun das. Denn es ist unsere gemeinsame Zukunft, die gefährdet scheint. Wir leben in einer Zeit, in der die alten Gräben zwischen Reich und Arm, Oben und Unten bedeutungslos geworden sind. Wir sitzen längst alle im gleichen Boot. Und wir haben wie Sie, liebe Bürgerinnen und Bürger, nur ein Interesse - dass dieses Boot heil ans Ufer der Zukunft gelangt. Dafür aber braucht der Kapitän eine Mannschaft, die ihm und nicht besserwisserischen Untergangsaposteln vertraut. Vertrauen ist gerade in dieser Situation von grösster Wichtigkeit. Vertrauen und Zuversicht. Die Angst, die von diesen selbsternannten ZukunftsprophetInnen geschürt wird, ist ein schlechter Ratgeber. Angst macht dumm. Weltuntergangsstimmungen hat es in der Geschichte immer wieder gegeben. Doch das sind Modeströmungen, die kommen und gehen wie Zweireiher und Mini. Und bisher haben wir noch jeden letzten Schrei überlebt.

Es besteht kein Grund zur Panik. Zupacken statt Angstmachen heisst die Devise. Fürchtet euch nicht. Wir haben alles im Griff.

Zugegeben, wir sind in den letzten Jahren ein paar Mal mit den negativeren Seiten des Fortschritts konfrontiert worden, mit den Schattenseiten jener grossen menschlichen Errungenschaften, die uns den Segen des Wohlstands gebracht haben, von dem wir alle, auch Sie, seit vielen Jahren profitieren. Alles hat zwei Seiten, eine positivere und eine negativere. Niemand von Ihnen möchte auf materielle Sicherheit, auf eine warme Stube und die erfrischende Morgendusche verzichten. Es gilt abzuwägen, welchen Preis wir für die uns lieb und teuer gewordenen Annehmlichkeiten zu zahlen bereit sind. Wir werden tatsächlich all unsere Kraft und Kreativität brauchen, um Wohlstand und Freiheit zu erhalten sowie gleichzeitig den Schaden an der für uns lebenswichtigen Umwelt in zumutbaren Grenzen zu halten. Aber gerade deshalb dürfen wir uns nicht der blindwütigen Angst hingeben, die von altbekannten Schwarzmalern geschürt wird, von jenen, die in jedem toten Fisch und hinter jedem gefällten Baum das Ende der Welt ausmachen, nach jedem Schuss und beim Anblick jeder Bombe den Beginn des Dritten Weltkrieges ausrufen, der – wie sie behaupten und schon vor den beiden letzten grossen Kriegen in alle Welt hinausposaunt haben – der letzte sein werde.

Es besteht kein Grund zur Panik. Zupacken statt Angstmachen, heisst die Devise. Fürchtet euch nicht. Wir haben alles im Griff.

Natürlich sind auch wir für den Frieden. Wir haben nur etwas gegen Fanatiker, die für Frieden um jeden Preis auf die Strasse gehen. Da wird der Friede für politische Zwecke missbraucht, meinen wir, und das können wir nicht zulassen, auf keinen Fall, um keinen Preis. Sie, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, haben Angst vor der Neutronenbombe? Dafür haben wir ja Verständnis. Wer wird schon gerne versaftet, juiced, wie die Amerikaner sagen. Kein Problem. Vertrauen Sie uns. Wir sind flexibel, bedürfnissensibel, bürgernah. Wir hören auf die Stimme aus dem einfachen Volk. Was wäre Ihnen denn lieber? Eine traditionelle Atombombe? Oder Napalm? C-Waffen? Oder sind Sie eher fürs Biologische? Wir richten uns ganz nach Ihren Wünschen. Wie gesagt: Selbstverständlich haben auch wir etwas gegen den Krieg. Aber sehen Sie, Politik ist die Kunst des Möglichen, und Pazifismus ist nun mal keine Politik, sondern eine Illusion. Und wenn die einen gegen den Krieg sind und die anderen dafür, dann müssen wir eben den goldenen Mittelweg finden.

Natürlich haben wir nichts gegen den Frieden, aber Leute, die niemals gehungert haben, wissen das Brot nicht zu schätzen. Sie verstehen, was ich meine. Nur wer den Krieg erlebt hat, weiss um die Gnade des Friedens. „Nie mehr Krieg!“, haben die Völker nach den letzten beiden grossen Kriegen geschrien. Und jetzt? Sehen Sie! – Das wird beim nächsten Mal ganz anders sein, ganz anders.

Es besteht kein Grund zur Panik. Zupacken statt Angstmachen, heisst die Devise. Fürchtet euch nicht. Wir haben alles im Griff.

Aber Menschen sind keine Götter. Das Schicksal erhält sich immer einen Rest an Freiraum, der dem menschlichen Einfluss entzogen bleibt. Da hilft nur noch der Glaube, das Vertrauen in den höheren Sinn der unerfindlichen Wege Gottes. Wer allerdings der Auffassung ist, mit dem Tod sei alles zu Ende, der kann mit dem sogenannten Restrisiko naturgemäss weniger gut leben als derjenige, der diese irdische Existenz als eine vorläufige und gleichzeitig auf ein ganzheitlich unendliches Ziel ausgerichtete begreift.

Mein liebes Kind

Die alte weise Frau wusste nicht recht, ob sie sich freuen sollte oder nicht, als sie die beiden erneut zu sich heraufsteigen sah. Die Mut bei ihr suchten, schenkten auch ihr, für Momente, Trost, Trost in der Weisen Einsamkeit. Ihre Rückkehr aber war Zeichen dafür, dass sie nicht hatte helfen können. Die Hilfe erhalten hatten, kamen niemals zurück. Sie wusste – die Menschen kamen nicht um ihretwillen. Und so gab sie sich unnahbarer, als es ihrem eigenen Wunsch entsprach, aus Angst, sich den Ratsuchenden über die Grenzen der Verletzlichkeit hinaus zu nähern.

Mit scheinbar erhabener Gebärde gebot sie der Frau und dem Mann zu schweigen. „Ich habe keine Macht über die Welt“, erklärte sie, „ich durchschaue sie nur. Die Gesetze der Handelnden aber sind meinem Einfluss entzogen.“ Sie wusste längst – den beiden war nicht zu helfen. Aber sie brachte es nicht übers Herz, in diese erwartungsvollen Gesichter die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit, zu stossen. Und sie beschloss, wenn auch ohne innere Überzeugung, die beiden zu ihren grossen WidersacherInnen, den MagierInnen - die die Welt nicht durchschauten, aber ihre Gesetze zu beherrschen schienen -, auf den Zauberberg zu schicken. „Ihr erkennt sie am Fehlen jeglichen Zweifels, am Blick der Erleuchteten.“

Die Verzweiflung liess den Mann und die Frau von Neuem glauben, hoffen, und nur zu gerne liessen sie, das rettende Abrakadabra vor Augen, den Ort der Erkenntnis hinter sich.

Liebe Freunde

Wir alle wissen um die bedrohte Zukunft. Materialismus und Egoismus haben die Welt an den Rand des Abgrunds getrieben. Überall lauert Zerstörung. Aber die globale Bedrohung ist für die Menschheit auch eine Chance, so wie für den einzelnen Menschen Krankheit eine Chance ist – eine Chance zur Erkenntnis, zur Überwindung dessen, was der Bedrohung und der Krankheit zugrundeliegt.

Die alten Mystiker lehren uns, dass nicht die äussere Welt, unsere Alltagswelt, die wirkliche Welt ist, sondern die innere. Alles ist geistig. Allen äusseren Erscheinungsformen des Lebens liegt der Geist zugrunde. Das Sichtbare ist stets der Ausdruck des Unsichtbaren. Atomwaffen, Umweltverschmutzung und Hunger, alle Bedrohungen der Gegenwart sind nur Symptome unseres individuellen und kollektiven Geisteszustandes. Der Zustand der Welt ist Produkt und Ausdruck unserer Psyche. In unserer Psyche müssen wir nach Lösungen suchen – und werden sie auch finden. Diese Erkenntnis ist schmerzlich. Sie macht es unmöglich, uns weiterhin als Opfer irgendwelcher böser Mächte zu sehen. Sie zwingt uns, zu akzeptieren, dass wir selbst die Ursache all dessen sind, was uns zustösst. Diese Wahrheit ist keine abstrakte. Wer, beispielsweise, glaubt, er müsse arbeiten, um Geld zu verdienen, wird eben arbeiten müssen. Es gibt allerdings Leute, die glauben, sie würden, auch ohne zu arbeiten, zu Geld kommen, und genau in dieser angenehmen Lage sind sie dann auch. Ein leerer Teller ist immer Ausdruck einer leeren Seele.

Unser Ich ist ein ewiges Wesen. Wir waren, längst vor unserer Geburt, eine voll entwickelte Seele, die schon viele Male aus der geistigen in die irdische Scheinwelt getreten und wieder aus ihr geschieden ist. Unser höheres Selbst inszeniert, in gewisser Weise, Situationen, die für die fortschreitende Erleuchtung unserer Seele von Bedeutung sind. Aus dieser Perspektive gesehen, wählen wir Erbgut und Umwelt als den äusseren Rahmen für Erfahrungen und Umstände, die der Entwicklung des inneren Menschen dienen. Jeder trägt für alles, was ihn betrifft, selbst die Verantwortung. Er ist für eine Infektionskrankheit genauso selbst verantwortlich wie für einen Unfall, bei dem die äussere Schuld beim anderen liegt, ebenso wie für die

Behinderung, mit der er geboren wurde. Das heisst, das Kind wählt den schlagenden Vater zur eigenen Erleuchtung. Die Lösung all unserer Probleme erweist sich aus dieser Sicht als verblüffend einfach: Nicht die Welt draussen muss behandelt oder bekämpft werden, die Veränderung kann nur über das Innere herbeigeführt werden. Ändere dein Bewusstsein, und die Welt ändert sich.

Positive Gedanken sind die stärkste Bastion gegen die Welt der Probleme. Sie sollten jeden Morgen und jeden Abend, wenn Sie im Bett liegen, die Augen schliessen und zwanzigmal nacheinander - an zwanzig Knoten einer Schnur mechanisch abzählend, ohne Ihre Aufmerksamkeit auf irgendetwas Bestimmtes zu richten - den folgenden Spruch vor sich hersagen: Es geht mir jeden Tag in jeder Hinsicht immer besser und besser. Machen Sie sich klar: Ich bin, was ich denke. Sagen Sie sich immer wieder: Ich kann. Ich bin stark, frei und gesund. Ich werde siegen. Nicht die Welt beherrscht mich. Ich beherrsche die Welt. Ich bin mit der Welt eins. Ich bin die Welt. Dann wird auch eine allfällige Zerstörung des Materiellen für Sie bedeutungslos, denn Sie wissen: In der materiellen Welt stösst uns nur zu, was der Weiterentwicklung der Seele dient. Was uns im Alltagsbewusstsein als furchtbare Katastrophe erscheinen mag, entpuppt sich auf der geistigen Ebene als Schritt zur höchsten Stufe in der Entwicklung unserer Seele, die durch die Beseitigung des Materiellen von der ewigen Angst des egoistischen Ichs vor dem Tod befreit und endlich eins würde mit der Ewigkeit.

Mein liebes Kind

Die alte Frau war fast ein wenig stolz auf den Mann und die Frau, als sie sie erneut den Hexenfluss entlang heraufsteigen sah. Sie waren der Magie nicht erlegen. Und so verriet sie ihnen, voller Angst, das letzte ihrer Geheimnisse, das sie nur jenen preisgab, die sich seiner als würdig erwiesen hatten: „Geht ins Teufelswäldchen, da findet ihr, was ihr sucht.“

Das Teufelswäldchen lag jenseits des Hexenflusses und war nur über die Drachenbrücke zu erreichen. Das Betreten dieser Brücke aber war strengstens verboten. Weshalb, wusste in der Republik Mommanien eigentlich niemand so recht. Es war einfach verboten, so wie es verboten war, blutt über die Strasse zu gehen. In den Sagen Mommaniens hiess es, im Teufelswäldchen treibe der Gehörnte mit Viechern und Hexen sein Unwesen. Keiner und keiner habe je das Teufelswäldchen verlassen, sei je vom anderen Ufer des Hexenflusses nach Mommanien zurückgekommen. Kinder, die

sich beim Spielen ans andere Ufer verirrt oder aus Neugier das Verbot missachtet und über die Drachenbrücke gegangen, seien von teuflischen Viechern gefressen, ihre Überreste von Hexen zu Zaubertränken zusammengebraut und vom Teufel getrunken worden. So jedenfalls wollte es die Sage. Und ein paar ältere Leute trugen mit mysteriösen Geschichten dazu bei, dass das Teufelswäldchen nicht ganz in Vergessenheit geriet. „Von meiner Grosstante“, hatte, beispielsweise, meines angehenden Vaters Grossmutter mit schreckensstarrten Augen berichtet, „hat man nur noch den seidenen Unterrock gefunden, als sie ihr Töchterlein im Teufelswäldchen suchen ging.“ Fünf Meter hoch seien die zweiköpfigen Löwen, zwei Meter dick die achttägigen Giftschlangen, dreissig Meter lang die feuerspeienden, zehnschwänzigen Drachen. Manchmal, behaupteten Abergläubige, dröhne das Gebrüll der Löwen schauerlich durch die Nacht, höre mann und frau das Knacken der Knochen – nur ganz kurz. Der Teufel selbst hause mitten im finsternen Wäldchen. Bei Föhn trage der Wind sein grässliches Lachen über den Fluss. Und manchmal treibe er seine Drachen, Schlangen und Löwen über die Drachenbrücke, um sich ein Kind zu holen, wenn's ihm zu lange gehe, bis sich eines über den Hexenfluss verirre. Hiess es. Aber eigentlich glaubte in der Republik Mommanien niemand mehr an die alten Sagen.

Trotzdem rissen die Frau und der Mann die Augen weit auf, als sie der weisen Frau letzten Rat erhielten. „Ihr werdet euch doch nicht durch alte Geschichten und ein lächerliches Verbot abhalten lassen...“, spottete sie und wollte noch beifügen „ihr habt doch bewiesen, dass euch für euer Kind nur die beste aller Welten gut genug ist...“, aber da waren die beiden schon weg. Vor der Drachenbrücke zögerten sie keinen Moment. Mit langen Schritten stürmten sie über den Hexenfluss ins Teufelswäldchen. Erst da holten die alten Geschichten sie ein. Plötzlich ertappten sie sich, wie sie ängstlich um sich äugten. Aber nichts geschah. Keine Schlangen, Drachen, Löwen, keine kichernden Hexen, kein grell auflachender Teufel. Doch – da: Ein Rascheln. Der Mann und die Frau drängten sich aneinander. Noch einmal raschelte es – dann verschwand das Wiesel im Gebüsch. Sie lachten über die eigenen irrationalen Ängste, die sie eher im Wald als auf der Strasse das Fürchten lehrten. Dann gingen sie weiter in den Wald hinein. Hinter jedem Baum und Gebüsch befürchteten sie, trotz allem, ein wildes Tier, eine Hexe oder den Teufel selbst. Aber nichts von alledem, was da in den alten Sagen berichtet wurde, geschah. Stundenlang streiften sie durch das Teufelswäldchen, aber ausser ein paar Vögeln, Eichhörnchen, Rehen, Hasen, Füchsen und Wieseln sahen sie nichts, und sie begannen, flüsternd zwar noch, wie-

der zu reden. Dann lichtete sich der Wald, und bald standen sie auf einer grossen Wiese.

Vor ihnen lag ein friedliches Dorf. Und überall Menschen, Kinder, Tiere, die fröhlich zusammensassen, arbeiteten, spielten, lachten. Der Mann und die Frau erkannten ein paar, von denen es in Mommanien geheissen hatte, der Teufel habe sie geholt. Womit natürlich niemand ernsthaft das Teufelswäldchen gemeint hatte. Hier lebten sie alle, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten aus Mommanien verschwunden waren. Gemeinsam mit den hier geborenen Kindern. Ohne König, Regierung, Gesetze, Geld. Jeder hatte, was er brauchte. Jede bekam, was sie sich wünschte. Und niemand störte sich daran, dass der Nachbar etwas hatte, was er selbst nicht besass – weil ja jede hatte, wonach es sie gelüstete. Am Abend sassen sie fröhlich ums Feuer, liebten sich und lebten friedlich zusammen. Der Mann und die Frau blickten sich mit leuchtenden Augen an und bestätigten sich ohne Worte: Dies ist der Ort. Dies ist die Zeit. Und blieben bei denen, die in den Sagen der BewohnerInnen von Mommanien längst tot und vom Teufel als Hexengebräu verschluckt worden waren. Wenn sie nicht nach Tagen schon den alten Mann am Rande des Dorfes getroffen hätten, hiesse es an dieser Stelle, wie sich's gehört: Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute glücklich und zufrieden mit ihren Kindern hinterm Teufelswäldchen.

Aber dies ist keine Sage aus guter alter Zeit, sondern die Geschichte von der wirklichen Welt. Und so kann ich es den beiden nicht ersparen, dass sie eines Morgens, noch immer voll des Glücks, auf den alten Mann stiessen, der traurig vor dem Teufelswäldchen sass und furchtsam in die Ferne blickte. „Ach“, seufzte er, gefragt, was ihn bedrücke, „hättet ihr meine Ruhe nicht gestört, der Friede wäre euch erhalten geblieben.“ Den Mann und die Frau beschlich eine fürchterliche Ahnung. „Ja“, bestätigte der Mann, der ein Weiser zu sein schien. „Eure Furcht ist berechtigt. Dies ist nur ein Glück auf Zeit.“ Den beiden war klar, was der traurige alte Mann meinte: Der Big-Bang würde vor dem Teufelswäldchen nicht Halt machen. „Aber“, fragten sie verzweifelt, „gibt es denn keine Hoffnung?“ „Nein“, beschied der Alte unbarmherzig. „Die Welt wäre nur zu retten durch jene, die den Drachen der Macht besiegen. Aber“, und nun begann er beinahe unverständlich vor sich hinzumurmeln, als hätte er den Satz schon hundert-, tausend-, millionenfach gedreht und gewendet, „aber wer den Drachen der Macht besiegen will, muss von seinem Blut trinken, und wer von seinem Blut trinkt, verwandelt sich selbst in einen Drachen.“

Wiegenlied.

Schlaf, mein Kindchen, schlaf,
Schlaf den Schlaf der Ungeborenen,
Noch ist die Welt für dich,
Mein Kindchen, schlaf,
Noch ist die Welt nicht frei genug,
Du würdest, geboren, bedroht werden,
Schlaf, mein Kindchen, schlaf.

Schlaf, mein Kindchen, schlaf,
Schlaf den Schlaf der Unschuldigen,
Noch ist die Welt für dich,
Mein Kindchen, schlaf,
Noch ist die Welt nicht rein genug,
Du müsstest, geboren, schuldig werden,
Schlaf, mein Kindchen, schlaf.

Mein liebes Kind

Die alte weise Frau sah es in ihren Augen. Was sie befürchtet, war eingetreten – die Frau und der Mann hatten ihren alten Freund getroffen. Das Teufelswäldchen genügte den beiden nicht – nicht als ungeschützte Insel für ihr Kind, nicht als letzte Zuflucht für sich selbst. Jetzt wich alle Überlegenheit von der alten Frau. Für Momente fühlte sie sich unter ihresgleichen. „Ich habe euch nichts mehr zu sagen, was ihr nicht schon wisst.“ Sie versteckte ihre Traurigkeit nicht länger vor den beiden, und zwischen zwei Windstössen hoffte sie auf das Ende ihrer weisen Einsamkeit. Dann erkannte sie: Die beiden würden ins Tal zurückkehren und, danach, nie mehr zu ihr aufsteigen. Sie ahnte auch, was die beiden, zurückgekehrt, tun würden. Aber sie hatte nicht die Kraft, es zu verhindern, und wurde, derart, mitschuldig an dem, was damals geschah.

Das Lied vom süßen Tod.

Ach, mein Kindlein, zart und fein,
Sieh den Krüppel dort,
Den ohne Arm und Bein,
Mit teils gequetschtem Hirn,
Da kriecht er nun mit seiner kargen Rente
Und gilt immer nur als halbes Tier,
Sag, ist das ein Leben?

Ach, mein Kindlein, zart und fein,
Sieh die Ärmste dort,
Die ohne Stuhl und Reis,
Mit fast verdrehtem Blick,
Da liegt sie nun auf ihrem leeren Magen
Und gilt immer nur als halber Mensch,
Sag, ist das ein Leben?

Und wenn dies, ach, Kindlein, mein,
Müsst dein Schicksal sein?

Ach, mein Kindlein, zart und fein,
Sieh den Nigger dort,
Den ohne Haus und Recht,
Mit leicht gebrochnem Hals,
Da lebt er nun in seinem Land
Und bleibt immer nur ein fremder Lump,
Sag, ist das ein Leben?

Ach, mein Kindlein, zart und fein,
Sieh das Mädchen dort,
Das ohne Rock und Slip,
Mit blutverschmiertem Bein,

Da sitzt es nun auf seinem Bett
Und bleibt immer nur des Mannes Loch,
Sag, ist das ein Leben?

Und wenn dies, ach, Kindlein, mein,
Müsst dein Schicksal sein?
Stirb, mein Kindlein, stirb.

Ach, mein Kindlein, zart und fein,
Sieh das Männlein dort,
Das ohne Feind und Ziel,
Mit schon genähtem Leichenhemd,
Da kämpft es nun fürs Vaterland
Und ist immer nur ein Zinnsoldat,
Sag, ist das ein Leben?

Ach, mein Kindlein, zart und fein,
Sieh die Braven dort,
Die ohne Stolz und Lust,
Mit knapp verdrängter Angst,
Da kuschen sie in ihren Gärtchen
Und sind immer nur der Herren Büttel,
Sag, ist das ein Leben?

Und wenn dies, ach, Kindlein, mein,
Müsst dein Schicksal sein?
Stirb, mein Kindlein, stirb,
Vor diesem tristen Leben
Schützt doch nur der süsse Tod.

Mein liebes Kind

Ich bitte nicht um Gnade für sie. Nur: Was hättest du an ihrer Stelle getan? Wäre dir dieses Leben zumutbar gewesen? Diese nur geliehene und tausendfach bedrohte Existenz? Sie haben getan, was in ihrer Macht lag. Das war nicht viel. Sie hatten keine Wahl. Dies Leben wäre tödlich gewesen. Das wollten sie dir ersparen. In Kenntnis dessen, was damals geschah und dem Ereignis vorausging, ist es nun an dir, zu urteilen über diese Frau und diesen Mann, die nur das Beste für dich wollten.

Das Lied der Traurigkeit.

Du hast es gut,
Du bist befreit von Raum und Zeit,
Aber uns, die wir liegen in
Den Gossen von HerrnundKnecht
Und den Gräben des Geschlechts;
Uns, die wir träumen von
Den Gärten ohne Klassen
Und der Liebe ohne SollundHaben,
Uns unbefreiten Kindern
Bleibt doch nur die Traurigkeit.

Du hast es gut,
Du bist befreit von Raum und Zeit,
Aber uns, die wir stehen auf
Den Bergen der Skelette
Und in des Blutzolls Lachen;
Uns, die wir träumen von
Den Tagen ohne Elend
Und den Stunden der Unschuld,
Uns schuldbeladnen Kindern
Bleibt doch nur die Traurigkeit.

Du hast es gut,
Du bist befreit von Raum und Zeit,
Aber uns, die wir hausen in
Den Zeiten des Digital
Und den Räumen von Asbest;
Uns, die wir träumen von
Den Zeiten ohne Ende
Und den Räumen ohne Grenzen,
Uns längst gebornen Kindern
Bleibt doch nur die Traurigkeit. [1990-1992]

Lasst endlich die Kinder in Ruhe.

Ich sitze mit meinem bald zwölfjährigen Göttibueben im Kino. Während einer Liebeszene halte ich ihm die Hand vor die Augen. „Nichts für dich“, scherze ich. Fast hätte ich geschrieben: Eine harmlose Liebeszene. Als ob die Bilder von (nicht einmal) nackten, liebevoll ineinander verschlungenen Körpern „gefährlich“ wären. Angesichts der Bilder, die sonst in seinen Kopf gehämmert werden – Bilder von ins Elend gehetzten FixerInnen, filmreif aufspritzendem Blut und kriegsmässig organisierten Vergewaltigungen. Ein paar Minuten später legt er mir die Hand auf die Augen. „Nichts für dich“, lacht er. Die Symbolik dieser Szene wird mir erst nach Tagen klar. Während wir Erwachsenen vorgeben, die Kinder vor der Welt schützen zu müssen – deren Bedrohungen diese längst unausgesprochen erahnen –, sehnen wir uns im Grunde nach ihrer zärtlich schützenden Hand vor dem unerträglichen Blick auf das Grauen.

Ein Prozess, der, wie jeder Prozess, das tote Opfer nicht zum Leben zu erwärmen vermag, in dem, mit Bestimmtheit und aus welchen Gründen auch immer, auf BiegenundBrechen gelogen, ein möglicher Mörder freigesprochen wird, andere mögliche Mörderinnen mit der unausgesprochenen „Schuld“ davonkommen und wir uns alle, fassungslos, in die sich hundertfach wiederholende Tragödie von OpferundTäterIn-Werden verwickelt sehen; ein mörderisches Attentat auf AsylbewerberInnen, das eben kein „Rückfall in die Barbarei“, sondern die immer wieder auftauchende Spitze des ganz normalen Eisbergs der Ausgrenzung und Ausrottung des „Fremden“ ist; ein Krieg, in dem sich das Fortschreiten der „zivilisierten Welt“ auf den Frieden hin als uneingelöste Utopie erweist; die täglich unterschlagene Erinnerung an das millionenfache Sterben aus hundsgewöhnlichem Mangel an Nahrung, während das Leben buchstäblich in all seinen Formen zugrunde geht – das ist die Welt, die uns anekelt, eine Welt, in der Geld und enttäuschte Liebe täglich Tote fordern, das Leben von Millionen den Abstrakta Macht und Cashflow geopfert wird.

Diese Welt flüchten wir Erwachsenen, und die Kinder missbrauchen wir dabei als FahnenträgerInnen. Sie sollen uns über die zu Bergen aufgehäuften Scherben zerbrochener Hoffnungen und enttäuschter Sehnsüchte ins Gelobte Land, ins Reich der Kinder führen, sollen uns Sinn-, Freuden-, Friedens- und LustspenderInnen sein. Während wir angeblich die Kinder

vor dem Grauen der Welt bewahren, dringen wir, zu unserem eigenen Schutz, in ihre Welt ein, um da zu holen, was wir in der Welt der Erwachsenen nicht mehr zu finden glauben. „Ich empfinde nur noch bei den Kindern Momente des Glücks“, berichtet eine Freundin. Ich erschrecke, die enttäuschte Abwendung von der Erwachsenenwelt, das ist der Beginn jeder Ausbeutung von Kindern. Wo die Erwachsenen nicht einlösen, was wir erhofften, da sehnen wir uns nach dem Kind. Die enttäuschte Frau, der frustrierte Mann bricht ins Kinderzimmer ein, um sich mit den Kindern „wieder einmal zu freuen“, mit ihnen „selbst wieder Kind zu werden“, im Land der Kinder „wieder spielen und Zeit verlieren zu lernen“, um sich, unter dem Deckmantel von Familie und ehelicher Treue, in den „eigenen vier Wänden“ zu holen, manchmal auch mit Gewalt, was das Leben der „Grossen“ nicht (mehr) herzugeben bereit scheint – LustLiebeLebensfreude auf Wunsch und ohne Enttäuschung. Denn das Kind darf nicht „Nein“ sagen, ist, gewissermassen, zu Liebes- und Glücksdienst verpflichtet. Die emotionale und erotische Ausbeutung des Kindes beginnt lange vor der sexuellen Ausbeutung, die sich in den letzten Jahren als ziemlich breite Spitze eines noch viel breiteren Eisbergs zu entpuppen droht.

Die Erwachsenen rauben den Kindern, gerade indem sie mit ihnen wieder „wie die Kinder“ werden wollen, die Kindheit, die nie eine unbeschwerte war, aber jetzt definitiv zertrümmert wird. Das Kind wird als Ort der letzten Zuflucht kolonisiert. Das erklärt die unkontrollierbare Wut auf das Kind – wenn es „Nein“ sagt, wenn es zum „Tyrannen“ stilisiert wird, um den verzweifelten Schlag von oben nach unten zu legitimieren. „Ich wusste mir nicht mehr anders zu helfen“, stottern die Erwachsenen, die sich in der verzweifelten Ohnmacht gegenüber Mächtigen noch immer anders denn mit Schlägen zu helfen wissen. Es ist die Wut, die aus der Erinnerung kommt, die den „Tyrannen Kind“ trifft, aus der Erinnerung an die wirkliche Tyrannei, die Tyrannei des Faktischen, der sich die meisten von uns längst unterworfen haben. Begraben die (kindliche) Hoffnung auf Einlösung des Utopischen und wiederkehrende Liebe. „Die Menschen haben mich enttäuscht“, klagen viele und vertrauen demder „Gleichen“ nicht länger, suchen Zuflucht bei TierundKind. Statt, endlich, unter „Gleichen“ wie die Kinder zu werden und, endlichendlich, Kinder und Hunde in Ruhe zu lassen. [1993]

Der **M** enschenberg.

Der Menschenberg.

Das sind Zeiten,
In denen die Bekanntgabe
Natürlicher Abgänge
Mit klammheimlicher Freude
Aufgenommen wird.

Wir wissen nicht, wie wir es uns vorzustellen haben. Dass auf dem Lindenhof und vor dem Albisgütli Panzer auffahren? Dass vor dem „Grand Hotel Dolder“ und auf dem Üetliberg Raketen in Stellung gebracht werden? Dass frau und mann auf dem Weg ins UBS-Büro oder beim Verlassen der Bellevue-Apotheke unter Beschuss gerät? Dass die Nachbarin einen plötzlich hasserfüllt ansieht? Dass einen der wöchentliche Squash-Partner mit seinen Kumpanen in der Wohnung überfällt und die Frau vor eigenen Augen vergewaltigt?

Fragen über Fragen. Und die Welt, das Leben gibt ungemütliche Antworten auf unbequeme Fragen. Was ist einem Menschen zumutbar? Worauf hat der Mensch ein Recht? Menschen sind keine Mangelware. Im Gegenteil. Das heisst – eine Ware sind sie schon. Aber eine, die es im Überfluss gibt. Bevölkerungsexplosion. Überfremdung. Ausländerflut. Flüchtlingsstrom. Asylantenschwemme. Jede und jeder zuviel. Der Menschenberg muss abgebaut werden. Menschen werden abgewiesen, ausgewiesen, herumgeschoben, zurückgeschoben, abgeschoben, ausgeschafft. Und wenn sie sich dabei nicht kooperativ zeigen – interniert oder in Ausschaffungshaft genommen.

Der Krieg – das ist die Erinnerung an das Menschenmögliche, an das Männermögliche. Der Krieg sei ein „Einbruch“ in die Zivilisation. Heisst es. Aber der Krieg ist eine Variante der Zivilisation. Weil erst die Zivilisation die technischen Voraussetzungen für einen „wirklichen“ Krieg schafft. Die Flüchtlinge tragen die Erinnerung an das Menschenmögliche in die Welt hinaus. Brechen mit ihr in unsere „Normalität“, in unsere Gemütlichkeit ein. Deshalb müssen sie, sobald als möglich, wieder weg. Zurück. Dürfen nicht bleiben. Damit der Krieg, zumindest für uns, ein Ende hat. Wir wollen die Welt als eine friedliche sehen. Damit wir ein Recht auf Gemütlichkeit haben.

Aber wir sind keine „Un-Menschen“. Wir haben schliesslich eine humanitäre Tradition zu verteidigen. Wer Not leidet, hat noch immer einen Platz in unserem kleinen Boot gefunden. Unabhängig von Hautfarbe, Glaube, Parteibuch. Wir helfen, wo wir können. Denen, die es verdienen.

Abgewiesen, weggewiesen, ausgeschafft werden nicht echte, sondern Wirtschaftsflüchtlinge. Heiratsschwindler. Drogenhändler. Jene, die nicht arbeiten wollen. Solche, die uns SchweizerInnen die Arbeit wegnehmen. Jene, die keine Dreckarbeit machen wollen. Solche, die nicht genügend qualifiziert sind. Jene, die sich nicht integrieren wollen. Solche, die in ein paar Jahren soweit assimiliert wären, dass sie sich in ihrer Heimat nicht mehr wohlfühlten. Und natürlich Kriminelle. Vor allem Kriminelle. Immer wieder Kriminelle. Unabhängig von Hautfarbe, Glaube, Parteibuch. Vom Bankkonto habe ich nichts gesagt. Warum dann behält der Schweizer Dieb, und das durchaus zu Recht, seine Staatszugehörigkeit? Weshalb verliert nur der ausländische Drogenhändler Asyl- und Aufenthaltsrecht? Weil es als Ausländer sehr viel leichter ist, eine anständige Arbeit zu finden? Denn als eidgenössisch diplomierter Weindealer?

Was wäre,
Wenn sie alle überlebt hätten,
Die Toten von Auschwitz
Und Hiroshima, von Sarajewo
Und Autobahnkreuz Ostsüdost?

Bankenfusion. Bosnische Flüchtlinge. Die Welt zerfällt in Welten. Die da oben, wir da oben haben zu wenig Angst. Das heisst zu wenig Phantasie. Wir können, wir wollen uns nicht vorstellen, was auch noch sein könnte, was auch noch ist. Die eigene Welt wird zum Bunker. Der Bunker zur Zuflucht. Vor der Welt. Die Verbunkerung ist die Voraussetzung des gemütlichen Lebens in einer ungemütlichen Welt. Der Generaldirektor, der die Putzfrauen aus den Korridoren weisen lässt, durch die er in sein Büro schreitet, ist ein Sensibelchen. Und Sensibelchen sind wir alle. Wir können niemanden leiden sehen. Deshalb schicken wir die Leidenden nach Hause. Oder Luxor. Die sich, neugierig, aus der Loge in die gemeinen Ränge begaben, kamen nicht mit dem Schrecken davon. Für uns ist die Welt Kulisse für Erholung und Abenteuer. Manchmal verliert das Ferienparadies seine Unschuld. Luxor verstört uns. Verständlich. Für die direkt Betroffenen ist es

ein grauenhaftes Erlebnis, das keine Relationen zulässt. Aber warum die allgemeine Empörung, die fast beleidigte Reaktion „der Schweiz“? Weshalb haben die ägyptischen Behörden die Touristenorte nicht besser geschützt? Fragen wir. Ein Klacks für die ägyptischen Sicherheitskräfte, die unschuldigen TouristInnen vor ExtremistInnen zu schützen. Sagen wir. Wären Einheimische schuldige Opfer gewesen? Die Entkommenen, die Angehörigen der Niedergemetzelten werden gut betreut in ihre Heimat zurückgefliegen. Trotzdem wird für sie die Welt nie mehr ein sicherer Ort werden. Und für die Flüchtlinge, die bosnischen, zum Beispiel? Ihre Ausschaffung – zumutbar? Ist da Heimat, wohin eine oder einer zurückgeschafft werden muss?

Sind das Zeiten,
In denen die Überlebenden
Den Lebenden als Parasiten
Erscheinen und Menschen wie
Butter- und Fleischberge
Abgebaut werden.

Es gibt keinen Anspruch auf Gemütlichkeit. Sagen die in der Gemütlichkeit Geborenen. Da könnte ja jeder und jede kommen. Die Tausende, die Millionen – sie sind uns nicht zumutbar. Zumutbar ist ihnen die Rückkehr. Das Elend ist ihnen vertraut. Das Schicksal hat sie zäh gemacht. Härter als uns. Das Paradies bleibt nur ein Paradies, wenn den Vielen der Zutritt verwehrt wird. Nur wer wegschaut, hat eine Überlebenschance. Distanz macht handlungsfähig. Eichmann schrieb nur die Fahrpläne.

Den Menschen in den Zügen hat er bei ihrer letzten Fahrt nicht in die Augen gesehen.

Wir helfen denen, die es verdienen. Die Aufrechterhaltung dieser humanistischen Allmachtsphantasie lassen wir uns einiges kosten. Den Preis bezahlen die Betroffenen. In eigentlich Lösungsorgien werden auf dem Altar der Machbarkeit jene Gruppen geopfert, die durch ihre blossе Existenz die Fiktion einer sozialen Gesellschaft bedrohen. Die ihrer Ausgrenzung vorangehende Diffamierung entlastet unsere mitfühlenden Seelen. So wie es der SS, gemäss ihrem Führer Heinrich Himmler, gelungen sein soll, die „Endlösung der Judenfrage“ zu vollstrecken, ohne „an ihrer Moral oder an ihrer Seele Schaden“ zu nehmen. Die nationalsozialistische Ideologie legitimierte den Massenmord, durch vorausgehende Entmenschlichung der „Untermen-

schen“, als „Säuberungsaktion“. „Es ist keine Weltanschauungsfrage“, so Heinrich Himmler, „dass man die Läuse entfernt. Das ist eine Reinlichkeitsangelegenheit. Genauso ist der Antisemitismus für uns keine Weltanschauungsfrage gewesen, sondern eine Reinlichkeitsangelegenheit.“

Die Welt ist ein unsicherer Ort, und die Gefahr lauert selbst in den „eigenen vier Wänden“. Die Angst vor Bedrohung und Bedrohern weckt die Sehnsucht nach einfachen Lösungen. Ausländerraus – und die Gemütlichkeit ist gerettet. Aber erst wenn es keine „Fremden“ mehr gibt, ist die Welt dem Menschen eine Heimat. Humanitärer Kitsch? Oder wie es Erfolgsbanker Ebner laut „Blick“ auf seiner Werbetour für Anlagekonten formuliert haben soll: „Wir wurden als Kinder zweimal pro Woche unten in der kalten Waschküche im Waschzuber abgespritzt. Heute mutet man das nicht mal einem Asylanten zu.“ Die auf höhere Kapitalerträge Hoffenden sollen herzhaft gelacht haben.

Die in der Schweiz Zuflucht oder Auskommen Suchenden müssten viel härter angepackt werden. Ein Schweizer Gefängnis erscheine diesen Asyltouristen wie ein Fünfster-Hotel. Heisst es. Keiner und keine fragt, was das für eine Welt sei, in der für die einen die Gefängnisse der anderen gemütlicher sind als das eigene Zuhause. Die Arroganz der in der Gemütlichkeit Lebenden, die noch immer ein Recht auf Matterhorn und Ruhe vor Allerweltsproblemen zu haben glauben, gebiert vielmehr den Gedanken, AusländerInnen müssten bei uns so traktiert werden, wie wir in ihren Herkunftsländern behandelt würden, wenn. Ist nicht nur an Stammtischen, sondern auch in ernst gemeinten Schweizer TV-Sendungen zu hören. Im Klartext: Wer aus der Sahelzone kommt, soll auch hierzulande hungern. Flüchtlinge aus faschistischen Diktaturen sollen bei uns gefoltert werden wie in einem faschistischen Unrechts-Staat. Damit der Rechtsstaat Schweiz für sie an Attraktivität verliert. Damit sie ein für allemal keinen Grund für Flucht und Emigration mehr haben. Weil sie vom Regen in die Traufe gerieten. Wer nur um des eigenen Vorteils willen in die Schweiz kommt, soll gnadenlos zurückgeschoben werden.

Der Mensch ist keine Mangelware. Deshalb verliert er oder sie auf dem globalisierten Markt täglich an Wert. Jede und jeder schmälert des und der anderen Kurs. Nur der konsequente Abbau des Menschenbergs verspricht bessere Geschäfte. Nachdem die Befreiung des Menschen von wirtschaftlicher Ausbeutung einigermaßen gründlich gebodigt scheint, wird jetzt die Befreiung der Wirtschaft von menschlicher Ausbeutung geprobt. Denn schliesslich fressen die Lohnabhängigen einen Teil - und nicht den kleins-

ten, jammern die UnternehmerInnen – des von ihnen erarbeiteten Mehrwerts gleich selbst wieder auf. Der sich selbst zum reissenden Strom steigende Fluss des Geldes wird durch die niederen Bedürfnisse des Schmarotzers Mensch empfindlich gestört. Da wächst die Sehnsucht nach dem in sich geschlossenen, ökologisch verträglichen Kreislauf des Geldes. Wem es schon einmal vergönnt war, die Ästhetik einer menschenleeren, roboterisierten Fabrik mit leisem Schauer zu geniessen, ahnt, was da möglich wäre, wenn „der Mensch“ mit seinem Schweiss und Hunger nicht wär, die menschliche Gesellschaft mit ihren Soziallasten, Altersschwemmen und Flüchtlingssfluten. Oder wenn die Arbeitskräfte in aller Welt sich wenigstens je nach Bedarf einfrieren, lagern oder auftauen liessen. Der Genetiker, der den kopf-losen Menschen als allzeit bereites Organlager vorstellbar gemacht hat, treibt „nur“ auf die Spitze, was die Logik des freien Marktes vorbereitet. Sie macht den Menschen zum Konkurrenten des Menschen. Da hat der Mensch nur einen Platz auf Kosten eines anderen, einen Platz an der Sonne zu Lasten vieler anderer. Genetisch geköpft wird der Mensch definitiv zum Lebens-Mittel des anderen Menschen. Warum aber die Mühe und Kosten komplexer genetischer Eingriffe und hoher Lagergebühren? Wo doch ganze Menschenberge sehnsüchtig darauf warten, gebraucht zu werden?

Was ist einem Menschen zumutbar? Alles. Sagt die Geschichte. Worauf hat der Mensch ein Recht? Auf nichts. Sagt die Wirklichkeit.

Der Menschenberg.

Das sind Zeiten,
In denen die Bekanntgabe
Natürlicher Abgänge
Mit klammheimlicher Freude
Aufgenommen wird.

Was wäre,
Wenn sie alle überlebt hätten,
Die Toten von Auschwitz
Und Hiroshima, von Sarajewo
Und Autobahnkreuz Ostsüdost?

Sind das Zeiten,
In denen die Überlebenden
Den Lebenden als Parasiten
Erscheinen und Menschen wie
Butter- und Fleischberge
Abgebaut werden.

Zeiten sind das.
Ewige sind es nicht. [1997]

N

icht einmal Kriegsverbrecher...

ächstes Jahr fahren wir wieder in die Berge.

...nicht einmal Kriegsverbrecher verraten sich mit abstehenden Ohren.

An ihrer Wohnungstür hing eines dieser verdorrten Blumenkränzchen, sie brauchte wöchentlich zwei Rollen Toilettenpapier und holte im Frühling die Geranien aus dem Keller. Nichts deutete darauf hin. Aber nicht einmal Kriegsverbrecher verraten sich mit abstehenden Ohren.

Sie versuchte es mit Verständnis. Versuchte es mit Liebe. Sie sagte es ruhig. Sagte es bestimmt. Und brüllte es. Er wollte nicht hören. Abend für Abend war sie mit den Nerven am Ende. Morgen für Morgen riss sie sich zusammen. Und wenn er zum hundertsten Mal ihre Grenzen ausreizte, zählte sie innerlich auf achtneunzehn. Oder sie liess den kleinen Tyrannen quengeln. Versuchte, ihn nicht mehr zu beachten. Puderte die weisse Nase. Schnitt die viel zu kurzen Zehennägel. Später wird sie sagen, er habe sie provoziert. Das Schlimmste war – sie konnte mit niemandem reden. War den ganzen Tag mit ihm allein. Sie spürte das Unheil kommen. Und irgendwann – irgendwann rutschte ihr die Hand aus.

Generaldirektor Joachim Häusermann rieb, verwundert, die brennende Backe, dann schrie er seine Sekretärin an: „Was erlauben Sie sich! Ich bin doch kein Kind!“ [1996]

Nächstes Jahr fahren wir wieder in die Berge.

Liebe Monika

Wir sind gestern angekommen. Nach über sechzehn Stunden. Du weisst, wie ich diese Fahrerei hasse. Zu viert in einer Blechkiste! Aber was tut man nicht alles für die Familie! Du kannst dir das gar nicht vorstellen – das stundenlange Gekeif der beiden Gören, die sich nie darüber einigen konnten, welche CD ich einlegen sollte, und Silvia, die mir mindestens einmal pro Stunde ins rechte Ohr schrie „Lass‘ mich aussteigen, Daniel!“, bei 120 Kilometern pro Stunde hysterisch am Türgriff herumriss und kreischte: „Ich halte das nicht mehr aus!“ Die Kleine hat sich vor der Grenze erbrochen, und die Landschaft hier macht mich noch jedes Mal sprachlos.

Liebe Monika

Ich schaue stundenlang ins Wasser. Vergesse alles um mich herum. Manchmal wünschte ich mir, ich könnte die Zeit anhalten. Mich ganz diesem Staunen hingeben. Diese unendliche Weite. Das millionenfache Glitzern des Meeres. Das feine Rieseln des Sandes. Das ewige AufundAb der Wellen, die sich niemals in derselben Weise brechen. Und das Wetter – ein Traum! Nur die Knallerei stört manchmal ein bisschen. Silvia putzt dauernd die Plüschpolster, aber der Geruch ist kaum mehr wegzubringen. Sie hat die Sonnencreme vergessen, und hier haben sie höchstens Schutzfaktor Sechs. Wir werden uns bestimmt den Sonnenbrand holen.

Liebe Monika

Ich liebe diese einfachen Leute hier. Sie sind rührend gastfreundlich. Und so bescheiden. Einfach zufrieden mit dem, was sie haben. Und das ist nicht viel. Und kein bisschen neidisch. Oder dann lassen sie es uns jedenfalls nicht spüren. Und immer fröhlich. Obwohl sie nicht viel zu lachen haben.

Liebe Monika

Meine neue Lederjacke ist gestohlen worden. Du weisst schon – die schwarze mit den Diagonal-Reissverschlüssen. Und der blaue Knirps von Silvia. Und die Taucherbrille von Beat. Wenn man das Auto nur eine Mi-

nute nicht abschliesst! Nichts ist vor ihnen sicher. Sogar die Glasperlen von Laura haben sie mitgenommen.

Liebe Monika

Gestern habe ich das Zimmermädchen dabei überrascht, wie es in unseren Sachen wühlte. Die junge Frau brach in Tränen aus, als sie mich sah. Und stotterte, sie hätte ihren Kindern wieder einmal etwas nach Hause bringen wollen. Ich habe ihr zwei ganze Tafeln echter Schweizer Schokolade mitgegeben. Sie hat nicht mehr aufhören wollen, sich zu bedanken und zu entschuldigen. Hat irgendetwas von der grossen Not gestammelt, die der Krieg in ihre Familie gebracht habe. Zum Glück war Silvia nicht dabei. Sie ist doch so sensibel und gutgläubig. Sie hätte ihr die Geschichten von dem gefolterten Mann, dem gefallenen Bruder und dem Vater, der im Krieg das Bein verloren habe, bestimmt abgenommen und ihr womöglich all unser Geld gegeben.

Liebe Monika

Morgen steht der Ausflug an die Front auf dem Programm. Wir werden die Kinder im Hotel lassen. Sie haben sich mit dem Zimmermädchen schon ziemlich angefreundet. Silvia hat Angst. sie will sich nicht mit der Realität konfrontieren. Aber ich habe ihr zugeredet: „Schau dir doch die Leute hier an, die gehen einkaufen, holen sich die Zeitung am nächsten Kiosk und schicken, wann immer es geht, die Kinder zur Schule. Die haben gelernt, mit dem Krieg zu leben.“ Das hat sie ein wenig beruhigt. Dafür haben sie keine Probleme mit der Lust. Das habe ich ihr nicht gesagt.

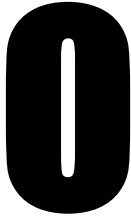
Liebe Monika

Der Ausflug ist abgesagt worden. Die hiesigen Behörden wollen nichts riskieren. Zwischenfälle mit Touristen schaden dem Fremdenverkehr. Silvia ist ganz erleichtert und putzt beglückt die Polster. Mir kommt das Ganze natürlich sehr ungelegen. Es wäre die beste Lösung gewesen.

Liebe Monika

Du musst jetzt ganz stark sein. Und Geduld haben. Ich kann es ihr unmöglich sagen. Es würde sie umbringen. Aber nächstes Jahr fahren wir wieder in die Berge, dann wird es bestimmt klappen. Danach gehört die Welt nur noch uns beiden.

In Liebe Dein Daniel. [1995]

Wer bist du? Was hast du?  der die Angst vor der Gleichheit.

Wer bist du? Was hast du? Oder die Angst vor der Gleichheit.

Liebe Diplomandinnen und Diplomanden
Liebe Mithörerinnen und Mithörer

Dies ist ein feierlicher Moment. Und ich habe einen Traum. Dass Menschen endlich wie Waren behandelt werden. Doch davon später.

Es ist nun bald dreissig Jahre her, dass ich zum ersten und bis heute letzten Mal an einer solchen Feier eine Rede hielt. Ich war, damals, noch nicht ganz zwanzig, und Minuten später wurde mir das Maturitätszeugnis in feuchte Hände gedrückt. Seither habe ich zwar noch ein paar Reden gehalten, aber nie wieder bei solcher Gelegenheit. Diplome habe ich, trotz oder wegen der Reden, seither keine mehr zugesteckt bekommen. Und deshalb bin ich jetzt auch etwas neidisch auf Sie, dass Sie nach nur drei beziehungsweise vier Jahren schon ein richtiges Diplom erhalten, während ich, obwohl bereits seit 1984 an dieser Hoch-Schule beziehungsweise ihren niedrigeren Vorstufen tätig, immer noch ohne krönenden Abschluss dastehe. Immerhin ist ein Diplom in einer Gesellschaft, in der frau und mann ist, was mann und frau hat, doch schon fast eine Antwort auf die heimtückische Frage: Wer bist du? Oder: Was bist du? Und vor der hatte ich immer schon Angst.

Damit habe ich Ihnen das nötige biografische Material geliefert, um alles, was ich Ihnen noch zumuten werde, psychologisch richtig einzuordnen.

Dies ist ein Moment der Freiheit. Nicht mehr Schülerin. Noch nicht Diplomierter. Noch sind Sie im Niemandsland. Das ist, für den Flüchtling, der angenehmste Ort - den Staat der Verfolgung hinter sich, aber noch nicht im Land der Assimilation oder Rückschaffung angekommen. Das ist, für den Menschen im Allgemeinen, der utopische Ort, wo er und sie (noch) nicht eingerichtet, abgerichtet und zugerichtet, wo er oder sie ganz „Mensch“ ist. Das heisst, von Rollenzuschreibungen, Verhaltenszwängen und Herrschaftsverhältnissen freies Individuum. „Sans papiers“ ist der Mensch ohne Einschränkung. Aber der wird von Staaten und Märkten nicht zur Kenntnis genommen.

Geniessen Sie diesen Augenblick. Noch ist Zwischenzeit. Noch ist alles in der Schwebe. Obwohl schon alles entschieden. Die Prüfungen hinter Ihnen.

Die Notenkonferenzen abgeschlossen. Die „Durchgefallenen“ informiert. Damit sie diese Feier nicht mit einem spontanen Wutanfall stören. Dass es sie gibt, allerdings, ist ein Segen. Es steigert Ihren Erfolg. Denn was wäre ein Diplom wert, das jede und jeder erhält? Was wären Maurice Greene und Marion Jones ohne die in Vor- und Zwischenläufen Ausgeschiedenen? Die Selektion - das ist die Guillotine, vor der wir uns fürchten und auf die wir hoffen zugleich. Der Apéro ist kaltgestellt. Die Liebsten sind alle alle versammelt - und warten. Warten auf Ihr Ja-Wort. Ja. Ich erkläre Annahme der Wahl. Ja. Ich verspreche vor Gott und allen Heiligen, dass ich diesen Mann, dass ich diese Frau lieben und ehren werde - bis dass der Müll uns scheidet. Alles hängt jetzt, den unwahrscheinlichen Fall ausgenommen, dass sich ein Stück der geschichtsträchtigen Rathausdecke löst und dem Leben vor dem Tod ein vorzeitiges Ende setzt, alles hängt jetzt von Ihnen ab. Sie brauchen nur noch „Ja“ zu hauchen oder es nonverbal anzudeuten, und die Gemütlichkeit ist gerettet. Sie verlassen den Ort der Freiheit, diesen unsicheren Zwischenraum, den Sie als zweifelhafter Mensch betreten, als amtlich beglaubigte Sozialarbeiterin beziehungsweise soziokultureller Animator mit staatlichem Fähigkeitsausweis.

Alles hängt jetzt von Ihnen ab. Gehorchen Sie dem Protokoll? Oder geben Sie im letzten Moment Ihren Ängsten nach? Der Angst, in der Alltagswirklichkeit als gemeiner Prüfungsknacker entlarvt zu werden? Beugen Sie sich Ihren Zweifeln? Weil Sie das Wichtigste gelernt haben - dass Sie als Wissender in diese Schule gekommen sind und sie als Unwissende verlassen? Haben Sie in der letzten Nacht erkannt, dass Sie nur Ihrer verstorbenen Grossmutter zuliebe Sozialarbeiterin geworden sind? Dass die soziokulturelle Animation nur der auf Sie projizierte Berufswunsch Ihres Hundes ist? Dass Sie selbst viel lieber Störmetzger oder Narkoseärztin geworden wären? Erfüllen Sie die geballten Erwartungen? Oder bieten Sie dem Anpassungsdruck tapfer die Stirn?

Bevor Sie sich, Rebellion oder Gemütlichkeit, entscheiden, bin ich Ihnen noch die Begründung für meinen Traum schuldig. Dass Menschen endlich wie Waren behandelt werden.

Wir leben in zwiespältigen Zeiten. Weltweit werden Zollschränken entsorgt, fallen Grenzen - für Hamburger und Computerchips, Schweizer Uhren made in Taiwan und amerikanische Badeshorts, neuseeländisches Lammfilet und philippinische Bräute. Alles, was als Ware deklariert werden kann, hat freie Fahrt. Nur bei Menschen fällt der Schlagbaum wie eh und je.

Globalisierung - das ist, so unterstellt das Credo des freien Marktes, die Freiheit, weltweit sein Glück zu versuchen. Qualität vor Nationalität. Qualität vor Stempel.

Aber die Papierlosen erhalten auf dem Weltmarkt keine Handelsgenehmigung. Die Armen, Verängstigten und Verzweifelten handeln nur mit ihrem Unglück. Und das muss noch immer verzollt werden. Die um ihr Leben Laufenden werden aus der Freihandelszone vertrieben. Da, wo sie hungern, da, wo ihre Häuser in Schutt und Asche liegen, da, wo sie oder ihre Liebsten vergewaltigt, gefoltert oder gemordet wurden, da, werden sie ermahnt, ist ihre Heimat. Fahnenflüchtige, die flexibel und mobil, für ihre Kinder auf dem freien Markt ein warmes Plätzchen suchen. Mit leerem Geldbeutel werden die Menschen von Welt zu Parasiten, die sich an fremden Trögen gütlich tun.

Die Globalisierung verspricht eine Internationalisierung des Reichtums. Der Nationalismus verheisst Schutz vor der Internationalisierung der Armut. Der Nationalismus ist die „Beruhigungspille“ für die „kleinen Leute“, denn er verspricht: Ihr kommt vor den anderen, den Fremden. Ihr gehört, Leistung hin oder her, zu „uns“. Denn ihr tragt die richtige Tracht. Der Nationalismus beutet die Angst vor den Fremden aus, die, im Geschäfts- und Liebesleben, attraktiver sein könnten als wir. Und so sind dann plötzlich, Freihandelszone hin oder her, nationaler Protektionismus, Ausländer- und Flüchtlingskontingente, Ausgrenzung und Vertreibung angesagt.

Oder Diplome. Der neuste Zürcher Entscheid in Sachen Psychotherapie, zum Beispiel, zeigt - Diplome sind, auch, Marktzulassungen. Mittel zur Begrenzung des Angebots. Zur Dezimierung der Konkurrenz.

Wer sich vor dem weltweiten Leistung vor Nation und Diplom, vor dem kalten Cash vor sozialer und Verbandszugehörigkeit fürchtet und fürchten muss, ist schnell einmal zu Standespolitik oder völkischer Gebärde, zum patriotischen Kniefall vor den Reichen und Oberen bereit, die ihm oder ihr im einheimischen Paradies ein geschütztes Plätzchen versprechen. Denn das Paradies, locken die doppelzüngigen global player mit Sennenchäppi ihre gläubigen Schäfchen, das Paradies bleibt nur ein Paradies, wenn den meisten der Zutritt verwehrt wird.

Wir leben in widersprüchlichen Zeiten. Da singen sie es in allen Verbänden und Parteien, Landes- und Freikirchen - das Markt, Markt über alles, über alles in der Welt. Aber wo es um Menschen geht, da können die eifrigen Deregulierer ihren Text plötzlich nicht mehr. Verbot von Risikosportarten? Höhnen sie. Verkalkte Staatsgläubigkeit. Das regelt, spätestens nach ein

paar Toten, der Markt. Mindestlöhne? Wettern sie. Stalinistische Planwirtschaft. Umweltstandards? Drohen sie. Zerstörung der internationalen Konkurrenzfähigkeit. Lasst den Markt, lasst den lieben Gott spielen. Propagieren sie. Wenn niemand mehr für zweitausend Franken im Monat Geschirr spült, werden die Löhne automatisch steigen. Wenn keine und keiner mehr Genfood kauft oder mit dem Flugzeug nach Gran Canaria fliegt, werden sich die betroffenen Unternehmen ohne jeden staatlichen Zwang neu orientieren.

Für den freyen Fluss der Waren blockieren sie alle Hindernisse weg und ebnern alles ein. Gegen die Menschenflut aber mauern sie höhere Dämme, dass es schlüert.

Da bleibt uns nur die Hoffnung, dass Menschen endlich wie Zitronen und Handies behandelt werden. Weg mit Diplomen, Kontingenten und Grenzen. Auf dass jede und jeder überall ihr Glück versuchen kann.

„Dann kann ja jeder Trottel Sozialarbeiter werden.“

„Wir können nicht alle Notleidenden aufnehmen.“

„Wir müssen unsere Kinder vor schlechten Lehrerinnen schützen.“

„Das Boot ist voll.“

Rufen die Freiheitlichen in aller Herren Ländern. Als hätte sie ein Internet-virus vom Marktpaulus zum Staatssaulus gemacht. Als hätten Diplome und Fähigkeitsausweise uns tatsächlich vor schludrig gebauten Rathausdächern und hinterhältigen JuristInnen bewahrt.

Mehr Vertrauen in die eigene Ideologie, kann ich da nur sagen. Lasst doch den Markt spielen. Den freien. Wenn es, irgendwann, tatsächlich, zu viele werden sollten, wenn es eng wird in unseren schweizerischen Durchschnittswohnungen mit über dreissig Quadratmetern pro Person, wenn sich alle Metzger als Sozialarbeiterinnen und sämtliche philippinischen Callboys als Animatoren bewerben, wenn das Frischfleisch vom Bio-Bauernhof und die Luxemburgerli vom Sprüngli knapp werden und plötzlich auch wir Gutherzigen das Bedürfnis nach Ausschaffung verspüren sollten, dann, spätestens, werden die ersten ihr Glück anderswo versuchen. Bis es ihnen auch da zu eng wird.

Der gute alte Markt wird alles ins Lot rücken. Und die selbsternannten Animatorinnen, die sich jeder Fremdeinschätzung, sowie die uneinsichtigen Sozialarbeiter von der 24-Stunden-Front, die sich jeder Selbstbegrenzung widersetzen, auf ihren Platz verweisen. Und wenn, irgendwann, dank weltweit offenen Grenzen, der internationale Ausgleich abgeschlossen und die Welt eine rundum gerechte geworden, wird alle Flucht ein Ende haben.

Und keine und keiner wird mehr wissen und wissen wollen, wer Inländer, wer Ausländerin ist, wer ein Diplom hat und wer nicht.

Natürlich ist es gut möglich, dass wir eidgenössisch verwöhnten InländerInnen lange vor den provisorisch und vorläufig Aufgenommenen, vor den Abgewiesenen, aber noch nicht Ausgeschafften das Weite und anderswo unser Glück suchen. Weil wir als unzumutbar empfinden, was wir anderen, wie wir glauben, mit Recht, vorenthalten. Aber warum soll es uns besser gehen als dem Emmentaler Käse und dem Feldschlösschen Bier?

Der grosse Moment, Ihr grosser Moment, das Ende der Zwischenzeit naht. Das Niemandsland ist, fast, durchschritten. Es gibt kaum mehr ein Zurück. Überlegen Sie es sich gut. Bevor Sie die Flucht ergreifen. Die Braut, die beim Anblick der dezenten Weissgoldringe aus der Kirche stürzt - wer wird sie nochmals vor den Altar führen? Der Politiker, der Auge in Auge mit der classe politique, ein „Nein“ in den Nationalratssaal brüllt - er wird nie mehr eine Trachtengruppe finden, die ihm zur Bundesratswahl jodelt. Überlegen Sie es sich gut. Sie müssten, in Tagen schon Ihren ungestümen Mut bereuend, nochmals ganz von vorne beginnen. Aufnahmeverfahren. Gruppendynamische Exerzitien. Absenzenlisten. Lange Kurstage im fernen Luzern. Selbst- und andere Fremdeinschätzungen. Prüfungen. Undsowweiter. Undso weiter.

Überlegen Sie es sich gut. Noch sind Sie frei. Noch sind Sie ein „Mensch“. Was immer das heisst. In ein paar Minuten sind Sie wie alle anderen, die neben Ihnen sitzen. - Diplomierte nach Verordnung 3763a beziehungsweise k des Bundesamtes für Wirtschaft und Arbeit BWA. Dann sind Sie, definitiv, Gleiche unter Gleichen. Ein Traum, ein Menschheitstraum geht in Erfüllung.

Aber, freuen Sie sich nicht zu früh. Wenn sich die Türen dieses Saales öffnen, verlassen Sie als KollegInnen diese Insel jenseits von Raum und Zeit und marschieren als KonkurrentInnen in den Kampf da draussen. Das Diplom mag Ihre Sehnsucht nach Gleichheit und Ihr Bedürfnis nach Sicherheit stillen. Sie wissen jetzt, was Sie können, vielleicht sogar, was Sie sind. Und andere müssen es zur Kenntnis nehmen. Dass Sie sind wie die anderen. Das aber bedeutet - Sie sind auswechselbar. Ihren Platz kann ebenso gut eine andere oder ein anderer mit Diplom einnehmen. Morgen also beginnt Ihr nächster Kampf - zu beweisen, dass Sie anders, dass Sie besser sind als jene, die wir heute als Gleiche feiern.

Das Diplom liegt bereit. Wagen Sie etwas. Nehmen Sie es. Oder nehmen Sie es nicht. Les jeux sont faits. Die Wahl liegt bei Ihnen.

Machen Sie es nicht zu schwer. Ich bin ja nur ein Clown, der so tut, als hätte er kein Diplom nicht angenommen, das ihm keine und keiner angeboten, das er, natürlich, eingerahmt hätte, wenn er nicht aller Welt hätte beweisen wollen, dass er auch etwas ist, ohne etwas zu haben, dass er anders ist als alle anderen. Und im Übrigen wäre es für jeden Clown geschäftsschädigend, wenn er sich nicht gegen das Gerücht zur Wehr setzte, er sei ein Seiltänzer mit eidgenössischem Fähigkeitsausweis. Die hohe Kunst des Versagens schliesslich besteht darin, den Eindruck zu erwecken, das Missraten sei ein Verzicht. Lassen Sie sich nicht verführen. Nicht von Clowns. Und nicht von Diplomen. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Entscheid. [2000]

Der Marsch ins **P**aradies der totalen Gesundheit.

Der Marsch ins Paradies der totalen Gesundheit.

Ein fantastischer Mix aus tatsächlichen Gedanken von Genforschern.

„Gesundheit ist ein Zustand völlig körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur das Freisein von Krankheiten und Gebrechen.“ So hat es die Weltgesundheits-Organisation 1948 proklamiert. Und nun sehen Sie sich unsere Welt an. Diese Welt voller Seuchen, Krankheiten, Elend, Hunger, Ungerechtigkeit, Krieg und Leiden. Und wir zerbrechlichen Menschen - all dem schutzlos ausgeliefert. Soll das so weitergehen? Wir meinen: Nein. Dem Menschen ist Besseres bestimmt. Eine Zukunft ohne AIDS und Krebs, Alzheimer und Hämorrhoiden. Zum Beispiel. Eine Zukunft ohne Angst und Schrecken. Zum Beispiel. Eine Zukunft in Frieden und Freiheit. Zum Beispiel. Was wurde nicht schon alles ausprobiert? Die Verhältnisse - reformiert und revolutioniert. Die Menschen - therapiert und pädagogisiert. Und am Ende immer nur das alte Jammerlied: Die Utopie ist eine Illusion. Das muss nicht sein. Wir packen das Übel an der Wurzel. Und die Wurzel all unserer Probleme liegt in unseren Genen. Wir wollen den Menschen nicht neu erschaffen. Wir wollen nur seine natürliche Stärke zur vollen Entfaltung bringen. Was wir wollen, ist nicht mehr und nicht weniger als der gesunde Mensch.

Sie waren ihrer zehn,
Marschierten voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.
Da sprach der Erste:
Ich muss gesteh'n,
Ich kann nicht geh'n,
Steh'n und nicht seh'n;
Das liegt an meinen Genen

Und an meiner lieben Mutter,
Die mich trotz alledem
Geboren und gestillt.
Da riefen alle andern:
Gene, mene, muh - weg musst du!
Wer verkrüppelt,
Lebt verkehrt.
Da waren's nur noch neun.

Mit der Dechiffrierung des menschlichen Genoms, mit der Übersetzung des grossen Buchs der Natur haben wir endlich den Schlüssel zu unserem Schicksal in die Hand bekommen. Jetzt wird es uns gelingen, den Menschen reifer zu machen, reif für eine friedliche und gerechte Völkergemeinschaft. Wir werden uns von der genetischen Bürde befreien und den Menschen insgesamt intelligenter, kooperativer und weniger aggressiv machen. KritikerInnen halten uns entgegen: „Wer sich an der biologischen Identität des Menschen vergreift, fordert die Rache der Natur heraus.“ Es ist gut, dass es KritikerInnen gibt. Und es wäre fahrlässig, ihnen nicht zuzuhören. Aber ebenso töricht wäre es, die Chancen der Technologie anachronistischen Vorstellungen zu opfern. Manchmal scheint es, als ob wir Menschen des 20. Jahrhunderts noch immer der alttestamentarischen Vorstellung einer strafenden Gottheit beziehungsweise Natur unterlägen. Immer wieder ist der Satz zu hören: „Dafür wird sich die Natur rächen.“ Und zwar auffälligerweise immer dann, wenn kreative Geister sich anschicken, uns Menschen von Not und Leiden zu befreien, uns vielleicht sogar die grösste Bürde des Lebens, den Tod, abzunehmen. Aber, frage ich Sie, was wäre das für eine Natur, die uns für ein Leben voller Freiheit und Lust bestrafen würde?

Sie waren ihrer neun,
Marschierten voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.
Da sprach der Zweite:
Ich muss gesteh'n,

Ich kann kaum geh'n,
Steh'n und fast nichts seh'n;
Das liegt an meinem leeren Magen
Und an meinem braven Vater,
Der mich wider alle Weitsicht
In sein eigen Elend riss.
Da riefen alle andern:
Gene, mene, muh - weg musst du!
Nur wer verkehrt lebt,
Hungert ohne End'!
Da waren's nur noch acht.

„Die Übel, an denen wir leiden, sind heilbar, wenn wir uns nur davon befreien wollen, hilft uns die Natur selbst, denn wir sind zum Gesundsein geboren.“ So hat es schon Jean-Jacques Rousseau formuliert. Und darum geht es uns - die Natur ihrer eigentlichen Bestimmung zuzuführen. Wir Menschen sind Teil der Natur. Sollte es ihr da widersprechen, wenn wir Kinder der Natur unsere Fähigkeiten und unser Wissen zur vollen Blüte entfalten? Gentechnik ist nichts anderes als die Fortsetzung der natürlichen Evolution mit feineren Mitteln. Der Biochemiker Robert Sinsheimer fragt zu Recht: „Wäre ein Mensch weniger menschlich, wenn er weniger Hass, Wut, Neid oder Gewalt kennen würde?“ Viele Leiden unseres Körpers, die wir als unvermeidlich akzeptiert haben, selbst den Alterungsprozess und endlich sogar den Tod, können wir bald überwinden. Diesem menschenmöglichen Glück dürfen wir uns, vor allem auch im Interesse unserer Nachkommen, nicht verschliessen. Deshalb müssen wir unsere Vorstellungen von der Natur revidieren. Und, Hand aufs Herz, wer von Ihnen wünschte sich nicht ein ewiges gesundes und in dauerhafte Lust getauchtes Leben? - Na also!

Sie waren ihrer acht,
Marschierten voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.

Da sprach die Dritte:
Ich muss gesteh'n,
Ich kann nicht länger geh'n,
Steh'n und nur noch wenig seh'n,
Das liegt an meinen Wunden
Und den wechselnden Herrn,
Die mich mit abgegriffnen Peitschen
Aus dem eignen Land vertrieben.
Da riefen alle andern:
Gene, mene, muh - weg musst du!
Nur VerbrecherInnen
Verlieren ihre Heimat.
Da waren's nur noch sieben.

Aber Gesundheit wird uns nicht geschenkt. Für die Gesundheit müssen wir alle etwas tun, wie es in der Verfassung des Kantons Basel-Land seit 1987 steht: „Jeder ist für seine Gesundheit in erster Linie selbst verantwortlich.“ Zu Recht machen KritikerInnen darauf aufmerksam, dass sich Vieles dem individuellen Einfluss entzieht. Folgen der Umweltzerstörung und des Krieges zum Beispiel. Zu Recht weisen sie darauf hin: Wir wären doch alle gern gesund. Nur die Verhältnisse - sie sind nicht so. Nein - die Verhältnisse sind nicht so. Und manchmal weht auf diesem Planeten ein gar rauer Wind. Aber das war schon immer so. Und das wird trotz allem Fortschritt immer so bleiben. Auch wenn immer mehr Menschen immer länger leben und auch die Zerbrechlichsten eine Überlebenschance erhalten. Dank moderner Medizin. Dank verbesserter Hygiene. Dank besserer Wohn- und Arbeitsverhältnisse. Am Ende wird es immer eine Frage individueller Stärke sein, ob eine oder einer den äusseren Bedrohungen standhält oder nicht. Heute steht uns ein grosses Potenzial zur inneren Stärkung des Menschen zur Verfügung. Auch dank der KritikerInnen traditioneller Medizin. Dank alternativer Methoden natürlicher Prävention und Heilung, die auch den psychischen Faktor von Krankheit ernst nehmen, aber auch dank der Erkenntnisse der Gentechnologie, welche die zu Recht kritisierte chemische Keule bald ins Reich der therapeutischen Pfahlbauer verweisen wird. Natürlich steht es jeder und jedem frei, die Resultate unserer Wissenschaft zu nutzen oder

nicht. Aber damit wird auch jede und jeder für die eigene Gesundheit verantwortlich. Künftig gilt: Wer krank wird, lebt verkehrt.

Sie waren ihrer sieben,
Marschierten voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.
Da sprach der Vierte:
Ich muss gesteh'n,
Ich kann nicht geh'n,
Steh'n und nicht seh'n;
Das liegt an meinen leeren Venen
Und den wildgewordnen FreundundHelfern,
Die mich trotz stumpfem Zahn und lahmem Bein
Gleich einem räud'gen Hund gejagt.
Da riefen alle andern:
Gene, mene, muh - weg musst du!
Wer spritzt, der lebt verkehrt.
Da waren's nur noch sechs.

Die Erkenntnis, dass alle für ihre Gesundheit selbst verantwortlich sind, darf aber nicht zu egoistischer Abwendung vom schweren Leiden anderer führen. Gerade die durchs Schicksal Geschwächten haben Anspruch auf unsere Fürsorge und Solidarität. Wir haben als Individuen auch eine Verantwortung für unsere Mitmenschen und, dies vor allem, für unsere Nachkommen. Wir müssen heute die gesellschaftlichen Voraussetzungen für die individuelle Gesundheit von morgen schaffen. Dabei stoßen wir auf eines der tragischsten Kapitel unseres Fortschrittes: Die moderne Medizin ermöglicht es, auch das Überleben der Schwächsten unter unseren Mitmenschen zu sichern und sie dem barbarischen Frissoderstirb vergangener Zeiten zu entreissen. Aber gerade diese am Individuum praktizierte Barmherzigkeit hat für die Gesellschaft, und das heisst für eine Vielzahl von Einzelmenschen, schwerwiegende Folgen. Die vererbte Schwäche der Geretteten wird als „genetische Bürde“ an die nächsten Generationen weitergegeben und

gefährdet so langfristig die Zukunft aller. Da lässt die Gentechnologie hoffen.

„Der gezielte Eingriff in das menschliche Genom ist die einzig denkbare Möglichkeit, aus dem geschilderten Teufelskreis auf humane Weise auszubrechen... Der manipulierende Eingriff an der Keimzelle würde erstmals die Ausschaltung einer unerwünschten Erbanlage gestatten, ohne mit ihr gleich das ganze Individuum verwerfen zu müssen...“

Schreibt der Wissenschaftsjournalist Hoimar von Ditfurth.

Sie waren ihrer sechs,
Marschierten voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.
Da sprach die Fünfte:
Ich muss gesteh'n,
Ich kann kaum geh'n,
Steh'n und fast nichts seh'n;
Das liegt an meinem wehrlosen Blut
Und an meinem biedern Gatten,
Der mich trotz eitler Männerspiele
Ins frischbezogene Bett gelockt.
Da riefen alle andern:
Gene, mene, muh - weg musst du!
Nur wer verkehrt lebt,
Wird von AIDS geschwächt.
Da waren's nur noch fünf.

Wir wollen Ihnen keinen Sand in die Augen streuen. Noch ist die Forschung nicht so weit. Noch müssen wir uns mit Formen der Prävention begnügen, die - wir müssen das zugeben - auch ihre unschönen Seiten haben. Aber wir dürfen aus Respekt vor dem individuellen menschlichen Leben unsere Vision nicht aus den Augen verlieren, das heisst, die Gesundheit der Vielen.

Und dafür ist der Zugriff auf die Wurzeln des Übels gefragt. Der Humangenetiker Wendt hat das sehr schön formuliert:

„Die gegenwärtige Situation der Behindertenhilfe lässt sich vergleichen mit der Situation eines Menschen, der sich mit wachsendem Eifer bemüht, das Wasser aus einem Keller zu schöpfen, der aber überhaupt nicht daran denkt, zugleich die defekte Wasserleitung, so gut das geht, zu verstopfen. Aus dieser defekten Wasserleitung kommt der tägliche Zustrom an Kindern, die mit einer Behinderung geboren werden. Man kann doch nicht vernünftig bezweifeln, dass eine Drosselung der Zahl Neugeborener mit einem genetischen Defekt oder einer exogenen Behinderung unser Problem höchst wirksam an seinem Ursprung angehen würde!“

Es geht darum, dass wir alle die Verantwortung gegenüber unseren Nachkommen wahrnehmen, dass wir Solidarität mit den Ungeborenen üben und unseren Beitrag zur Schaffung der gesellschaftlichen Voraussetzungen individueller Gesundheit leisten.

„Man wird genetische Kliniken einrichten, in denen man Hunderte verschiedener Erbdefekte in ihren Trägern entdecken wird, die dann gewarnt oder daran gehindert werden, Nachkommen in die Welt zu setzen. Kein Ehepaar wird in Zukunft mehr das Recht haben, die Gesellschaft mit einem missgestalteten oder geistig unfähigen Kind zu belasten.“

Prophezeit der ehemalige Präsident der „Amerikanischen Gesellschaft für den Fortschritt“ Bentley Glass.

Sie waren ihrer fünf,
Marschierten voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.
Da sprach der Sechste:
Ich muss gesteh'n,
Ich kann nicht länger geh'n,
Steh'n und nur noch wenig seh'n;
Das liegt an meinen Tränen
Und an meinem Prinzipal,
Der mich trotz steigender Kurse

Als leistungsschwache Altlast strich.

Da riefen alle andern:

Gene, mene, muh - weg musst du!

Nur Arbeitsscheue verlieren ihren Platz!

Da waren's nur noch vier.

Es muss an dieser Stelle auch über Geld gesprochen werden. Auch wenn Geld, wo es um Gesundheit, ja, um Leben überhaupt geht, keine Rolle spielen sollte. Aber, so unappetitlich es uns allen erscheinen mag: Gesundheit muss auch bezahlt werden. Und wo die Gesundheit aller auf dem Spiel steht, müssen die einzelnen Verantwortung übernehmen. KritikerInnen haben natürlich Recht, wenn sie beklagen, in unserer Gesellschaft sei das Materielle in den vergangenen Jahrzehnten zu sehr zum alles dominierenden Faktor geworden. Wo nur noch Bilanzen zählen, geht das Wesentliche, die Menschlichkeit, verloren. Aber wir, die wir an der Front der Realität stehen, wir können uns, so gerne auch wir das täten, wir können uns nicht idealistischer Traumtänzererei hingeben, wir müssen Träume auf ihre Machbarkeit hin prüfen, und das heisst auch auf ihre Finanzierbarkeit. Gerade, weil wir die Träume der Menschen ernst nehmen. Ein Dollar kann nun einmal nicht mehr als einmal ausgegeben werden. Und das ist mit dem Franken nicht anders. Deshalb stehen wir vor der brutalen Frage, wo er dem angestrebten Ziel der allgemeinen Gesundheit mehr dient. Oder wie es der Humangenetiker Hans Moser formulierte:

„Berechnungen haben ergeben, dass der Staat für die Behandlung und Betreuung eines schwer behinderten Patienten (z.B. Mongoloide) bei einer mittleren Lebenserwartung von 25 Jahren mindestens Fr. 250'000.- aufzuwenden hat. Wenn es also gelingt, durch konsequente Erfassung dieser Patienten und genetische Beratung ihrer Angehörigen sowie durch die modernen präventiven Methoden die jährliche Zahl von Geburten genetisch Geschädigter auch nur um vierzig zu verringern, dann ergeben sich für das genannte Gebiet Einsparungen bis zu zehn Millionen Franken pro Jahr!“

Sie können mir glauben: Es fällt auch uns nicht leicht, Uneinsichtige mit entsprechenden Massnahmen daran zu erinnern, dass die egoistische Verschleuderung von Krankenkassen- und Steuergeldern das gemeinsame Ziel unserer Solidargemeinschaft gefährdet. Wir haben ein grosses Ziel. Und wir werden all unsere Kraft und Kreativität brauchen, um es einzulösen. Aber

am Horizont winkt, was uns für alle Entbehrungen und Anstrengungen tausendfach entschädigt: Das hohe Lied der Gesundheit.

Sie waren ihrer vier,
Marschierten voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.
Da sprach der Siebte:
Ich muss gesteh'n,
Ich kann nicht geh'n,
Steh'n und nicht seh'n;
Das liegt an meinen Nerven
Und an diesem kühnen Raser,
Der sie mir trotz klarer Hand
Zwischen Kopf und Rumpf durchtrennt.
Da riefen alle andern:
Gene, mene, muh - weg musst du!
Wer verletzt wird,
Lebt verkehrt!
Da waren's nur noch drei.

Wir wollen Ihnen keinen Sand in die Augen streuen - es gibt keine absolute Sicherheit. Es gibt Fehler. Es gibt Gefahren. Das für die Entwicklung der Menschheit so wichtige Feuer kann trotz aller Vorsichtsmassnahmen Brände verursachen, Wasserleitungen können bersten, der Wanderer kann auf einer achtlos weggeworfenen Bananenschale ausrutschen und abstürzen, ein Meteor kann Ihr Schlafzimmerfenster durchschlagen und Sie im warmen Bett töten. Aber gerade die komplexen, modernen Technologien sind eingebettet in ein ebenso komplexes Sicherheitssystem, welches das Ereignisrisiko auf ein absolutes Minimum reduziert. Und deshalb können wir uns am Abend mit dem beruhigenden Gefühl schlafen legen, alles in unseren Kräften Stehende für die Sicherheit der uns Anvertrauten, für Ihre Sicherheit, getan zu haben.

Sie waren ihrer drei,
Marschierten voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.
Da sprach der Achte:
Ich muss gesteh'n,
Ich kann kaum geh'n,
Steh'n und fast nichts seh'n;
Das liegt an meinen Lungen
Und am hohen Giftgehalt der Luft,
Der mich trotz präzisem Gencheck
Japsend auf den Rücken warf.
Da riefen alle beide:
Gene, mene, muh - weg musst du!
Nur wer verkehrt lebt,
Der wird krank!
Da waren's nur noch zwei.

Ein hohes Ziel verlangt grosse Opfer und den Bruch mit alten Tabus. So darf, zum Beispiel, die Fortpflanzung im Hinblick auf die genetische Gesundung der Menschheit nicht länger Privatsache bleiben. Es genügt nicht, die Vermehrung der Schwächsten zu verhindern, wir müssen vielmehr dafür sorgen, dass nur jene Gene weitervererbt werden, die unserem grossen Ziel förderlich sind. Nur das Beste ist für unsere Zukunft gut genug. Das heisst, private Liebe und gesellschaftliche Fortpflanzung müssen voneinander getrennt werden. Der Genetiker Hermann Joseph Muller hat dies schon 1935 vorausgesehen:

„Dann sollten wir in der Lage sein, indem wir für die Verbreitung günstiger Gene sorgen, praktisch die ganze Menschheit auf eine Ebene zu heben, die bislang nur von den Allerbegabtesten erreicht worden ist, oder sogar noch darüber hinaus... Und niemand glaube, wir könnten uns dieser Verpflichtung entziehen. Angesichts der Mittel, die uns zur Verfügung stehen, wäre der Versuch, diese Gaben dem Volk auf lange Sicht bewusst vorzuenthalten, indem wir unser derzeitiges ungehemmtes ‚Laissez-faire‘ fortsetzten, in sich schon eine ... Handlungsweise..., die sich gegen

das Wohl der Menschheit richtet. Die Menschheit hat ein Recht auf die besten Gene, die erreichbar sind, ebenso wie auf die beste Umgebung, und unsere Kinder werden uns schliesslich für unser Versäumnis verantwortlich machen, wenn wir es vorsätzlich unterlassen, die notwendigen Schritte zu tun, um sie mit dem Bestmöglichen auszustatten, wenn wir ihr rechtmässiges Erbe verschwenden, nur um unseren unbedachten Egoismus zu befriedigen.“

Es ist uns bewusst, dass solche Vorstellungen Sie an eine Zeit erinnern, die zu den dunkelsten in der menschlichen Zivilisationsgeschichte gehört. Aber der politische Missbrauch wissenschaftlicher Erkenntnisse widerlegt diese noch lange nicht. Und ich lade Sie ein, das, was Ihnen auf den ersten Blick so ungeheuerlich erscheinen mag, einmal ohne falsche Sentimentalitäten zu prüfen. Wollen Sie tatsächlich an Ihrem eigenen Kind schuldig werden, indem Sie ihm Ihre Gene aufhalsen, Ihren niedrigen IQ, Ihr schwaches Herz und Ihre krumme Nase? Sonst ist Ihnen doch für Ihr Kindchen auch nur das Beste gut genug. Sie wünschen ihm bessere Schulen, befriedigendere Arbeitsplätze, mehr Ferien, sonnigere Wohnungen und saubere Luft. Nur Ihren ungetesteten Genen wollen Sie es schutzlos ausliefern und ihm damit, womöglich, ein unterentwickeltes Sozialverhalten, ein nur knapp über dem Durchschnitt liegendes analytisches Vermögen, eine, möglicherweise, verkümmerte Sexualpotenz oder gar eine schwere Erbkrankheit zumuten? Können Sie das verantworten? Bloss um Ihrer persönlichen Eitelkeit willen? Jetzt, da wir Ihnen für Ihr Kind die bestmöglichen genetischen Startchancen, zum Beispiel in Form von Samenbanken, zur Verfügung stellen können?

Sie waren ihrer zwei,
Marschierten voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.
Da sprach die Neunte:
Ich muss gesteh'n,
Ich kann nicht geh'n,
Steh'n und nur noch wenig seh'n;
Das liegt an meinen müden Gliedern
Und am scharfen Zahn der Zeit,

Der mich trotz Sulzers Bioknie und Bachblütenstretching
Empfindlich hat geschwächt.

Da rief der Letzte:

Gene, mene, muh - weg musst du!

Nur Lahmärsche

Werden älter!

Da war es nur noch einer.

Natürlich haben unsere KritikerInnen Recht: Der perfekte Mensch ist eine Illusion. Keine Technik ist fehlerlos. Es wird immer Menschen geben, die nicht in der Lage sind, das der menschlichen Gemeinschaft gesteckte Ziel zu erreichen, ja, die seine Einlösung gefährden. Und, zugegeben, an sich richtige Grundgedanken können durch FanatikerInnen ad absurdum geführt werden. Aber wir können Ihnen die Erkenntnis nicht ersparen, dass die Einlösung grosser Ziele auch grosse Opfer fordert. Dass individuelle Härtefälle nicht vermeidbar sind. Dass liebgewordene Tabus gebrochen werden müssen. Zum Beispiel das Tabu, jedes Leben sei lebenswert. Die Erfahrung mit dem Nationalsozialismus darf uns nicht den Blick auf die Tatsache verstellen, dass, gerade im Interesse des betroffenen Individuums, die Unzumutbarkeit bestimmter leidvoller Existenzformen anerkannt werden muss. Das heisst, im Interesse des betroffenen Individuums muss, im Hinblick auf die Einlösung unserer gemeinsamen Utopie der gesellschaftlichen Gesundheit, auch gestorben werden können. Es genügt nicht, eine grosse Utopie vor sich zu haben. Wir brauchen die Menschen, die sie einlösen können. Einzelne Härtefälle wird es immer geben. Aber gerade, weil wir es als unmenschlich empfinden, die bemitleidenswerten Individuen, die den Anforderungen des Lebens nicht gewachsen sind, in Form von Tötung von ihrem Leiden zu befreien oder sie der brutalen Ausjäte durch die sozialen Verhältnisse, durch Armut, Hunger, Verelendung und Krieg auszuliefern, gerade darum wollen wir dafür sorgen, dass nur noch jene Menschen den Marsch ins Paradies der totalen Gesundheit überhaupt antreten können, die auch in der Lage sind, das Ziel zu erreichen. Wie gesagt - wir haben nichts gegen Kritik. Aber konstruktiv muss sie sein. Die krankhafte Fixierung auf potenzielles Unheil sabotiert jede weitere Entwicklung. Für pathologische Verzweiflungsattitüden ist im Paradies nun mal kein Platz. Und falls diese WeltuntergangsprophetInnen wider Erwarten Recht bekommen sollten, falls wir Menschen uns dem Ziel der natürlichen Evolution wirklich nicht würdig

erweisen sollten, bleibt uns tatsächlich nichts anderes, als vorzeitig von der kosmischen Bühne abzutreten und das Konzert der Ewigkeit von unserem Gejammer zu befreien.

Er war ganz allein,
Marschierte voller Hoffnung,
In gleichem Schritt und Tritt,
Im Gleichschritt los,
Und immer Richtung Paradies.
Da sprach der Letzte:
Ich muss gesteh'n,
Ich kann nicht geh'n,
Steh'n und nicht seh'n;
Das liegt an meinen Zweifeln
Und an dieser schönen neuen Welt,
Die mich trotz aufgeklärter Sicherheit
In Angst und Furcht alleine lässt.
Da schwiegen alle andern,
Und ihm war, als blies
Der Wind das alte Lied:
Gene, mene, muh - weg musst du!
Hoffnung ist im Paradies
Die erste Bürgerpflicht!
Dann war'n sie
Alle tot. [1993]

Rosenbergs späte Rache.

Rosenbergs späte Rache.

„Das ist doch diese Rosenberg.“ Erinnert sich Alfons Keller, Kriminalkommissar, als er sich in der Hiltonbar, natürlich nach Dienstschluss, direkt neben dem Flughafen Zürich-Kloten, nach einem freien Platz umsieht. Sein Neffe, Moritz Meier, hat ihm seine „neue Liebe“ vor ein paar Tagen gezeigt. Natürlich nur aus der Ferne. Er weiss bloss, dass sie 1945, wenige Wochen vor dem Zusammenbruch der Naziherrschaft, in Deutschland geboren und ihr jüdischer Vater in Treblinka umgebracht wurde. Dass sie mit achtzehn einen zwanzig Jahre älteren Universitätsprofessor heiratete, von dem sie sich drei Jahre später wieder scheiden liess. Ihren festen Wohnsitz hat sie seit zwei Jahren in Zürich. Jetzt sitzt sie da und - auch Keller kann sich bei einer Frau, die allein auf einem Barhocker sitzt, nichts anderes vorstellen - wartet auf einen Mann. Keller schüttelt kurz den Kopf, über diese modernen Frauen. Setzt sich dann neugierig und fürsorglich, auf die Gegenseite des Barrunds, so dass er Karin Rosenberg im Auge behalten kann, ohne sich bewegen zu müssen. Er sieht sie warten. Sieht, wie sie alle Avancen von Männern - die eine einzelne Frau nicht sitzen sehen können, ohne sich aufgerufen zu fühlen, sie mit ihrer Gesellschaft erlösen zu müssen - wortlos zurückweist. Keller ist sicher - sie wartet. Aber worauf? Auf wen? Verbirgt sie etwas? Dem Fahnder erscheinen alle verdächtig. Wer würde, in eine Untersuchung verwickelt, Widersprüchen entgegen? Ausser dem Täter? Oder der Täterin? Derdie sich eine andere Geschichte ausdenken könnte. Mit demselben Material, denselben IndizienSpurenZeugInnen. Es dürfte nur nicht zu glatt wirken. Er dürfte nicht verraten, dass sie mehr weiss als eine Unschuldige wissen könnte. Aber sie müsste mehr wissen. Wie eine Clownin, die den Sprung auf dem Seil besser beherrscht als der Seiltänzer. Aber der Clown darf es sich nicht anmerken lassen. Ist Karin Rosenberg eine Clownin? Oder eine Unschuldige?

Plötzlich, es ist schon nach Mitternacht, sieht Keller, wie sich ihr Gesicht verändert, die gespannte Langeweile einem entschlossenen Ausdruck weicht, wie sie, das Kreuz durchdrückend, um Zentimeter wächst, gleich einer Lehrerin, die sich, nach mehrmaligem kräftigem Durchatmen, einen Ruck gibt und die Klinke zum gefürchteten Klassenzimmer niederdrückt. Sie steigt vom Barhocker. Stakst betont langsam durch das Lokal. Löst die harten Züge um ihren Mund in einem verführerischen Lächeln auf. Setzt

sich zu einem älteren Mann. Gegen siebzig, schätzt Keller. Der muss eben erst gekommen sein. Vor wenigen Minuten noch ist der Platz leer gewesen. Er sieht Karin Rosenberg sprechen. Sieht den erst erstaunten, dann geschmeichelten Blick des Mannes. Sieht sie lächeln. Den Alten anlächeln. Registriert ärgerlich seine Eifersucht. Beobachtet, wie „der Kerl“ im Nadelstreifenanzug sich wie ein Hahn aufplustert. Champagner bestellt. Etwas in Kellers Kopf stellt sich der aufkeimenden Enttäuschung entgegen. Dann verläuft alles wie befürchtet. Karin Rosenberg legt ihre Hand auf den Arm des Alten. Der fingert zurück. Die beiden unterhalten sich angeregt. Keller rührt sich nicht. Das geht so eine Viertel-, vielleicht sogar eine halbe Stunde. Karin Rosenbergs Berührungen werden immer provozierender. Der „alte Bock“, wie ihn Keller bei sich nennt, erwidert Griff um Griff. Keller folgt mit seinem Blick den Händen der beiden. Sieht, wie Karin Rosenberg unauffällig einen Knopf ihrer Bluse öffnet, den Jupe hochzieht, so dass ihr Strumpfband sichtbar wird. Sieht, wie sie ihre Brüste leicht gegen den Rücken des Fremden drückt. Wie „der Alte“ ihren Hals und Brustansatz abschmatzt, die Hand unter ihrer rasierten Achselhöhle durchschiebt, seine Erregung nur mit Mühe bezwingen kann. Keller leidet. „Zahlen“, hört er „den Alten“ glucksen, während ihm Rosenbergs Hände schmeicheln. Die beiden stehen auf. „Der Alte“ blickt stolz in die Runde. Sie gehen ab. Keller bestellt „noch einen Whisky“.

„Dieser Pissoirdieb“, hat der Chef vor ein paar Tagen gebrummt, „das ist etwas für Sie, Keller, Sie haben doch einen Hang zum Abstrusen.“ Keller nahm die Akte wortlos an sich. Seit einigen Wochen melden sich bei der Polizei in unregelmässigen Abständen unauffällige Herren unterschiedlichen Alters, alle relativ gut situiert oder zumindest diesen Eindruck zu erwecken suchend. Gebeten, ihr Anliegen vorzutragen, drucksen sie geradezu beleidigt herum. Als wären sie nicht aus eigener Initiative gekommen, sondern gegen ihren Willen vorgeladen worden. Dann geben alle dieselbe Geschichte zu Protokoll. Während sie sich in einem Pissoir erleichtern, werden sie bestohlen. Keller stellt sich das Geschehen schmunzelnd vor. Da macht sich einer von hinten an urinierende Männer heran, die, den Penis mit einer oder beiden Händen umgriffen und durch den Schlitz oder über den Bund gehängt, kaum reagieren können, wenn der Dieb die auf die schmierigen Kacheln gestellte Aktentasche packt oder ihr Portemonnaie aus der Gässtasche fischt und pfeifend hinausschlendert. Wer würde schon die halbwegs Schutz bietende Nische verlassen, sich mit schlaff heraushängendem, womöglich noch Wasser lassendem Penis umdrehen, sich mit, schlimmsten-

falls, eingenässten Hosen auf die Verfolgung machen, dem öffentlichen Gespött oder gar diskreditierenden Verdächtigungen ausliefern?

Keiner kann den Täter beschreiben. Alle haben höchstens seine Hand gesehen. Und dann die Beschreibungen dieser Hand! Entweder handelt es sich um eine ganze Pissoirbande, einen exzellenten Handbildner oder, Keller entschliesst sich für diese Variante, Urinieren trübt den männlichen Blick. Aufgrund dieser schmalen, groben, schwammigen, rissigen, roten HändchenHändePranken mit fehlendem DaumenRingZeigfinger, abgerissenen-abgebissenen-spitzgefeilten Fingernägeln vermöchte nicht einmal der findige Sherlock Holmes Rückschlüsse auf Alter, Beruf, Wohnort, Zivilstand oder Konfession des Täters zu ziehen. Und dürfte mannoderfrau im Übrigen, wie Holmes es wohl täte, von einem fehlenden Finger tatsächlich auf einen handwerklichen Beruf, Schreiner etwa, schliessen? Haben wir nicht alle ausreichend Gelegenheit, einen Finger zu loszuwerden? Wenn uns beispielsweise beim Skifahren einer oder eine mit diesen messerscharf geschliffenen Kanten über die nach einem Sturz hilflos in den Schnee gekrallte Hand kurvt, wenn mannoderfrau beim Rüsten auf dem bei einem Billigen Jakob erstandenen Gemüsehobel ausrutscht und in den wie Hai-fischflossen aufragenden Messerreihen hängen bleibt oder beim Umzug die Finger zu spät zurückzieht, so dass der Schreibtischsockel mit vollen Hängeregistern Blut spritzen lässt. Sherlock Holmes' im ersten Moment so verblüffende Logik setzt auf die Fantasielosigkeit des Doktor Watson, der jede Holmes'sche Begründung für geschwärzte Schuhbündel beklatscht, sich gar nicht vorstellen kann und mag, dass mannoderfrau aufgrund derselben Fakten ganz unterschiedliche, ebenso logische Rückschlüsse ziehen könnte. Keller ist kein Logiker wie Holmes, der Einzelheit um Einzelheit zu einem Spinnennetz verknüpft, bis ihm der Autor den Täter ausliefert. Keller provoziert den Täter auch nicht, wie Fernsehkommissar Columbo, zu verätherischen Handlungen. Keller ist ein Schwamm. Saugt Gefühle und Gedanken der Beteiligten gierig auf. Bis sie sich seiner erbarmen. Sich geradezu genötigt fühlen, ihm noch mehr Flüssigkeit zuzuführen. Er nimmt Anteil. Leidet mit. Geht dem Täter oder der Täterin Schritt für Schritt nach. Wiederholt dessenderen Tat in seiner Fantasie. Kann sich vorstellen, wie er selbst, immer wieder, zum Täter wird.

Keller glaubt nicht mehr an die Schuld. „Ich könnte niemals Richter werden“, knurrt er. Ohne sich der Tatsache zu verschliessen, dass er selbst ein Zudiener der Gerichte ist. Deshalb hat er begonnen, sich, mehr und mehr, den eigenen Misserfolg zu erhoffen, womit er sich in schweren Konflikt mit

seinem beruflichen Ehrgeiz verstrickt. Seit er den VerbrecherInnen mit Fantasie und subtilen Psychomethoden hieb- und stichfeste Geständnisse zu entlocken vermag, ist ihm die scharfe Trennung zwischen Schuld und Unschuld abhanden gekommen. Je länger, je mehr scheint es ihm, als schläge ihm die schiere Notwendigkeit entgegen, die weit über das Verschulden des einzelnen hinausgeht und den Täter oder die Täterin zum, geschlechtslosen, Opfer, das Opfer zum Opfer des Opfers macht. Als ob sie alleallealle nur zurückschlagen, immer neue OpferTäterInnen ins Geschehen verwickelnd, bis sie in Opfer und TäterInnen spiralen, in ein unüberschaubar komplexes Geschehen verknotet sind, dem sie als Hauptpersonen ohnmächtig gegenüberstehen. Die Welt zerfällt in endlose Komplexitäten. Nichts ist mehr fassbar. Einfach. Gut und Böse - tempi passati. Keller ahnt das bittere Ende. Er wird auch noch die allerletzte Konsequenz ziehen müssen. Selbst die schlimmsten, die allerschlimmsten Täter, die Schlächter und Faschisten sind auf irgendeine heimtückische Weise in diese TäterOpferTäterin-Spirale verwoben. Auch sie sind unter uns zu dem geworden, was sie sind. Keller weiss - es ist nicht sein Verdienst, dass er nicht Mörder oder Henkersknecht geworden.

Keller - das ist der Polizist, den es, in unserer Alltagswirklichkeit, nicht gibt und auch nicht geben darf. Er verfolgt, wo immer mann (oder ganz ausnahmsweise frau) ihn lässt, und das ist selten genug, die Grossen. Keller ist ein Rebell. Aber er weiss - die andern halten ihn für einen Spinner. Was er macht, tut er zu seiner ganz persönlichen Ehrenrettung. An der Welt ändert sich, deswegen, nichts. Er verstösst zwar gegen die Regeln, aber der Verstoss passt ins Kalkül der Macht. Er lässt die Kleinen laufen und macht sie, gerade dadurch, zu treuen StaatsdienerInnen. Keller ist nicht immer ein Aussenseiter gewesen. Damals, nach dem Krieg, war er der sicheren Stelle, des Geldes wegen und ein wenig auch mit der Hoffnung auf ein abenteuerliches Leben zur Polizei gegangen. Insgeheim hatte er sich schon als grossen Kriminalisten gesehen. Maigret, Sherlock Holmes und wie sie alle hies- sen. Schon früh allerdings stiess er auch auf einen andern - Studer, von dem, wie ihm damals schien, eine zersetzende Verführung ausging. Jener wegen einer Banksache vom Kommissar zum Wachtmeister degradierte Berner Fahnder verliess, dem Willen seines Erfinders Friedrich Glauser folgend, spätestens in „Matto regiert“ den festen Boden von Recht und Ordnung. Keller stiess den Studer beinahe heftig beiseite und vergass ihn bald wieder. Er hatte Angst, diese Studer-Romane könnten ihm in der Nacht den Schlaf und am Tag den scharfen Blick rauben. Für den mitten in der Arbeit Ste-

henden sind Fragen bedrohlich. „Denken ist das Privileg des Alters“, gibt, 1985, ein Privatbankier, an einem Zürcher Beizentisch, von sich. Keller durfte sich Studers Fragen nicht stellen. Der musste ja, wenn sein dichten-der Vater ruhte, nicht weiterarbeiten. Im Gegensatz zu Keller, der noch lange an den Rechtsstaat glaubte, glauben wollte, seine Aufgabe darin sah, das Gute gegenüber dem Bösen zu stärken und sich deshalb, vorerst, mit Begeisterung und Überzeugung auf dessen Verfolgung stürzte. Aber er musste bald einmal erkennen: Der PolizistInnenalltag ist nicht halb so spannend wie ein Groschenroman. Da waren die Besoffenen, die am späten Abend vom Beizentisch hochzureissen waren, die von einem ehemaligen Knecht in Brand gesteckten Heuschober und, zunehmend, die zu büssenden AutomobilistInnen. Mehr und mehr wurde seine Arbeit von diesen durchs ganze Land und, lange vor den grossen Europadiskussionen, über europäische Grenzen hinwegdonnernden Fahrzeugen bestimmt. Seit der Erfindung des Autos - Kellers Magen machte sich unangenehm bemerkbar, als er diese Zahl las - waren fünfundzwanzig Millionen Menschen in der Blechlawine umgekommen. Würde mannundfrau die Särge hintereinander stellen, sie würden sich zu einer den ganzen Globus umspannenden Skelette schliessen. Das war sein Alltag: Formulare und Papiere, die es auszufüllen und zu lesen galt. Klein- und Kleinstanzeigen - vom entflohenen Wellensittich bis zum gestohlenen Feuerlöscher. Mit der steigenden Reglementierung des gesellschaftlichen Lebens und der grösser werdenden Anonymität in kleineren und grösseren Städten begannen die Leute zunehmend die Polizei für alles und jedes zu bemühen. „Wäg jedem Seich“, wie Keller es ausdrückte, „kommen sie zu uns.“ Der Nachbar lasse die Musik zu laut laufen. Frau Müller habe den Wagen schief parkiert. Der Oberholzer liege blutt auf dem Balkon. Sie wollten das nette Verhältnis zu den netten NachbarInnen nicht trüben. Wollten keinen Streit. Beriefen sich auf Paragraphen und Verordnungen. Als Polizist musste er Regeln gegen menschliche Schwäche durchsetzen. Der Frau Müller verbieten, um viertel nach zwölf die Wohnung mit dem Staubsauger zu reinigen, weil es die Haslers stört, die aber ihrerseits nicht bereit sind - „Wir beschwerten uns ja wirklich nie, aber es ist doch verboten, oder?“ -, dies mit der Müller direkt auszuhandeln, sondern auf Haus- und öffentlicher Ordnung bestehen und die Polizei für deren Durchsetzung - „Wofür bezahlen wir schliesslich Steuern?“ - verantwortlich machen. Da ist, natürlich, auch anderes, Aussergewöhnliches womöglich - grössere Diebstähle, Raubüberfälle, entlaufene Tiger, Leichen sogar. Aber auch diese Leichen, „mein Gott“, Keller lächelt bitter, wenn er an seine

abenteuerlichen Vorstellungen zurückdenkt, diese Leichen - eine ziemlich abgestandene Chose. Diese Mordfälle - banale Tötungsdelikte. Wegen ein paar Fränkli oder einer Frau mit einem kurzen Röckli. Ein Alltag, wie er in diesen Krimis natürlich nie beschrieben wird. Da werden immer nur die Highlights gezeigt, so dass man sich als elender Langweiler vorkommt. So wie einen Liebesromane und Sexfilme zum HolzklotzSexmuffelSchlappschwanz stempeln, weil diese Filme und Romane ja immer da aufhören, wo's im Leben erst so richtig anfängt. Ob sich diese Stars bei ausgeschalteter Kamera auch noch so zärtlich und leidenschaftlich umschlingen? Oder fallen sie, durch mehr oder weniger originelle Turnübungen erschöpft, nach hinten und würdigen sich keines Blickes mehr? Die sollten doch mal beschreiben, wie mannundfrau, mannundmann, frauundfrau sich morgens um sechs, nach halbdurchwachter Nacht, mit verspannten Schultern und verklebten Augen beim Zmorge über den Tisch reisst, um sich zwischen „Tagblatt“ und plastikweichem Schwarzbrot zu orgiastischen Liebesspielen zu verführen.

Keller will eben bezahlen, als er sieht, wie Karin Rosenberg - es ist eine knappe Viertelstunde vergangen - wieder auf ihren Barhocker steigt und „einen Wodka“ bestellt. Ein kurzer Blick versöhnt ihn. Karin Rosenbergs Gesicht ist weiss. Ihre Hände zittern, als sie das Glas zum Mund kippt. Sie kann ihre Erregung nicht verbergen. Ihm jedenfalls nicht. In ihren Augen wechseln EnttäuschungTrauerTriumph in Sekundenbruchteilen. In ihren Bewegungen ist etwas, das Keller im ersten Moment nicht in Worte fassen kann. Dann fällt es ihm ein. Ekel prägt ihre Bewegungen, die an Enten beim Morgenputz erinnern. Keller versteht nicht. Spürt nur - diese Gelegenheit muss er packen. Jetzt muss er seine ganze Kunst spielen lassen. Er hält sich an seinem Whiskyglas. Rutscht vom Hocker. Geht mit schweren Schritten um den Tresen herum. Ist jetzt ganz ruhig. Weiss, ein falsches Wort, eine unbedachte Geste, und sie wird aus der Bar stürzen, angewidert die ganze Welt, selbst ihn, hinter sich lassen. Keller setzt sich, jede Berührung vermeidend, ganz selbstverständlich neben Karin Rosenberg, stellt sein Glas auf die Theke und murmelt: „N'Abig.“ Sie reagiert nicht. Wie erwartet. Er spürt ihre Stacheln, so nahe sitzt er. Spürt, wie der Ekel ihren Körper schüttelt. Übergeht ihre abwehrenden Gebärden. „Ich bin Moritz's Onkel, der Polizist.“ Sie schweigt noch immer. Aber er sieht, wie die Wärme für einen Moment ihre Haut glättet. Dann ist die unsichtbare Mauer wieder da. Keller ist sich seiner Sache sicher. Nicht umsonst wird er von Kollegen „der Beichtvater“ genannt. „Ich habe Sie schon seit Längerem beobachtet.“ Er

rückt mit seinem Hocker etwas weg, um ihr jedes Gefühl der Bedrängung zu nehmen. „Moritz hat Sie mir vor ein paar Tagen gezeigt. Nur von weitem, selbstverständlich.“ Wieder so etwas wie Erleichterung beim Stichwort Moritz. Die aber sofort dem bitteren Ausdruck weichen muss. Noch immer beachtet sie ihn kaum. Dann greift er an. „Ich will ganz offen zu Ihnen sein, Frau Rosenberg.“ Sie hebt für einen Moment den Kopf. Dreht ihn dann wieder ab. „Als ich Sie so dasitzen sah, habe ich Sie für ein Flittchen gehalten, trotz meiner widerstrebenden Gefühle“, entschuldigt er sich, „dafür halten müssen, und eigentlich wollte ich, ich will ganz offen zu Ihnen sein, eigentlich wollte ich gerade gehen, enttäuscht und verärgert, als Sie wieder hereinkamen. In diesem Moment habe ich erkannt, dass mein erstes Gefühl doch richtig war - man soll sich ja immer auf das erste Gefühl verlassen -, ich war erleichtert und sah sofort, dass Sie etwas erlebt haben, das Sie durcheinander gebracht hat, und“, Keller sucht ihre Augen, legt soviel Vertrauenerweckendes in Blick und Stimme, wie ihm möglich ist, „ich habe mir gedacht: Jetzt musst du zu ihr gehen. Vielleicht kannst du dieser Frau ein wenig helfen, vielleicht will diese Frau, vielleicht wollen Sie, Frau Rosenberg“, Keller beugt sich ihr ganz leicht entgegen, „vielleicht wollen Sie mit mir über das sprechen, was Sie so anekelt. Es ist doch Ekel, der Sie immer wieder überkommt?“

„Ja“, rutscht es Karin Rosenberg, in der ersten Verblüffung, heraus. Diese Empfindsamkeit hätte sie dem Mann da nicht zugetraut. Sie zögert. Als hätte sie Angst, sich auszuliefern. Dann hat Keller gewonnen. Schon nach wenigen Minuten verliert er die Zeit. Fühlt sich in eine ihm fremde Welt gerissen. Obwohl er, 1945, schon neunzehn war und hätte wissen können, wissen müssen, was in den Jahren davor, nur ein paar Kilometer von ihm entfernt, geschehen. Aber er hatte nichts gewusst. Die Zeitung, diese vollbedruckten Blätter, die einem, so hatte er es als Kind gesehen, Zugang zur Welt zu verschaffen schienen, hatte der Vater nicht aus der Hand gegeben. „Was ihr wissen müsst, sage ich euch.“ Dass Krieg war, Krieg in jener anderen Welt, das wussten sie. Aber meist schwieg Kellers Vater. Karin Rosenberg reisst ihn in eine Welt, die parallel zu seiner existiert hatte, über die er, auch später, nur bruchstückweise konkrete Einzelheiten erfuhr, aus der er da und dort Bilder von KZ-Häftlingen mit diesen gestreiften Drilllichanzügen, die seinen Pyjamas glichen, sah. Karin Rosenberg wurde in diese andere Welt hineingeboren. Wuchs in jener anderen Welt auf. Obwohl die Nazierrschaft nur wenige Monate nach ihrer Geburt zusammenbrach und, so wollten es die neuen Herren gesehen haben, von einem Tag auf den

anderen durch eine bessere ersetzt wurde. Als seien die Menschen aus einem bösen Traum erwacht. In jenem Februar 1945, als Karin Rosenberg ihrer Mutter noch einmal Hoffnung auf Zukunft verlieh, war der Vater schon tot. Das allerdings erfuhr sie erst viel später, als sie entdeckte, dass der Mann, der sie als kleines Kind ins Bett gebracht und ihr Spielzeug gebastelt hatte, der eines Morgens, sie war sechs, sieben Jahre alt, verschwand, nie mehr zurückkehrte, nach dem nicht gefragt werden durfte, dass der Mann, den sie „Papa“ genannt, gar nicht ihr Vater gewesen. Es bedurfte vieler Fragen, Fragen an die Mutter, die erst auswich, dann schroff erklärte, das sei nichts für Kinder, heulend aus dem Zimmer rannte, sich im Bad einschloss, es brauchte die Hartnäckigkeit von Jugendlichen, bis sie, unter Tränen, preisgab, was die grosse Politik in ihrem kleinen Leben angerichtet.

Daniel Rosenberg, Karins leiblicher Vater, hatte, seiner jüdischen Abstammung wegen, erst mit der ganzen Familie in die Schweiz flüchten wollen. Berichte über Zurückgewiesene, die, weil aus Rassengründen gejagt, nicht als politisch Verfolgte galten, hielten ihn von diesem Plan ab, obwohl andere es trotz allem schafften, illegal in jenes kleine Land im Süden zu gelangen, dessen militärische und politische Führung noch heute darauf besteht, nicht offen gehaltene Transitwege, Gold- und Waffengeschäfte, sondern General Guisan und seine Mannen hätten das Land als einziges im Zentrum Europas vor nationalsozialistischer Besetzung bewahrt. Daniel Rosenberg schien für sich selbst alle Hoffnung verloren zu haben. Suchte nur noch einen Weg, Frau und Kinder zu retten. Fand eine Lösung, die sie wochenmonatelang standhaft zurückwies. Schliesslich gelang es ihm und den damaligen Ereignissen Karin Rosenbergs Mutter zu überreden, sich von ihm, dem Juden, scheiden zu lassen. „Aber nur der Kinder wegen“, betonte sie. Dachte dabei an Karins Schwester und Bruder, gerade ein- und zweijährig. Eine Bedingung stellte sie, in die er nach langem Hin und Her und nur unter grössten Bedenken einwilligte. Sie liessen sich offiziell scheiden. Rosenberg verliess das Haus und verabschiedete sich von den zwei Kindern, die sich seiner später nicht mehr erinnerten. In der gleichen Nacht kam er zurück. Karins Mutter versteckte ihn im Keller, in dem, für schlimmste Fälle, ein Kasten mit doppeltem Boden bereitstand, in den er, mehr als einmal, kriechen musste, wenn Karins Mutter, kaum war Besuch eingetroffen, eine Flasche Most holen kam. Den Kindern verbot sie den Keller strengstens.

Der Mann, der Karin Rosenberg als Vater erschien, Adolf Thierstein, der, obwohl ganz und gar unpolitisch, stolz darauf war, denselben Vornamen wie „der Führer“ zu tragen, war schon in den ersten Monaten nach der „Machtergreifung“ in „die Partei“ eingetreten. Nicht aus Überzeugung, sondern aus einer Art Überlebensinstinkt heraus, mit dem sicheren Gefühl für die Vorteile, die eine solche Mitgliedschaft in den Zeiten, die da kamen, mit sich bringen würde. Thierstein hatte schon von Karin Rosenbergs Mutter geträumt, als die grosse Politik seiner privaten Sehnsucht noch nicht gewogen war. Im Gegenteil. Thierstein musste mitansehen, wie sich die schöne Busch dem Rosenberg hingab. Wenn er auch nicht an nationalsozialistische Rassenideologien glaubte, nichts auf grosse Worte gab, damals so wenig wie später begriff, was eigentlich geschehen war und geschah, weniger aus Dummheit als aus jenem untrüglichen Überlebensinstinkt heraus, der ihn lehrte, es sei für kleine Leute besser, nicht zu verstehen, was die grossen Herren meinten, sondern ohne inneres Engagement zu tun, was gerade gefordert war, so dass mannoderfrau weder vorher noch hinterher für irgendeine falsche Überzeugung belangt werden konnte, wenn ihn auch die „Rassenschande“ im Allgemeinen nicht interessierte, schien es Adolf Thierstein doch nicht mit rechten Dingen zuzugehen, dass Klara Busch in ihm bloss den hilfsbereiten Tschooli sah, diesem Rosenberg aber, von dem es hiess, er sei Jude, schamlos in die Arme fiel und - wie spätestens die Geburt des ersten Kindes bewies - noch anderes zuliess.

Adolf Thierstein hatte nicht ohne Triumph gehört, dass die Rosenberg, ehemals Busch, sich von ihrem Mann hatte scheiden lassen. Über derart private Dinge war mannoderfrau ja auch in jenen Zeiten bestens informiert. Nur wenn's ins Politische ging, Menschen ihrer Gesinnung oder Rasse wegen verschwanden, wusste mannoderfrau nichts. Thierstein erkannte, dass ihm nun doch noch zufallen könnte, was ihm zustand, „die Deutsche dem Deutschen“, wie „der Führer“ nicht müde wurde zu beschwören. Er war aber schlau genug, sich der Geschiedenen nicht aufzudrängen, sondern ihr, vorerst, vorsichtig alle paar Wochen die Aufwartung zu machen, behutsam nachzufragen, ob sie Hilfe brauche, jetzt, wo der Mann aus dem Haus sei, es gäbe ja immer Arbeiten, die die Kräfte einer Frau überstiegen. Klara Rosenberg-Busch war dankbar für die Hilfe Thiersteins, und der Mann im Keller, Rosenberg, riet ihr, sich mit Thierstein anzufreunden, das mache sie unverdächtig, keineundkeiner käme so auf die Idee, dass sie im Keller ihren jüdischen Exmann verstecke, mit dem sie auf der Apfelhurd, mitten im Krieg, noch ein drittes Kind zeugen sollte. So entschloss sich Klara Rosen-

berg, aus Liebe zu MannundKindern, auch dieses noch auf sich zu nehmen. Thiersteins Dienste wurden zunehmend häufiger mit kleinen Zärtlichkeiten belohnt. Sie liess ihn auch mal ihre Brust umgreifen, um ihn dann sanft, aber bestimmt, zurückzuweisen, wenn er ihr unter den Rock wollte. Thierstein sah darin die Scheu der Geschiedenen, sich allzu schnell wieder einem Mann hin- und dem öffentlichen Gerede preiszugeben. Er entschloss sich zu geduldigem Warten. Vertraute darauf, dass sich die kleinen Vergünstigungen, die er ihr als Parteimitglied und Beamter zukommen liess, eines Tages auszahlen würden. Er sollte Recht behalten, allerdings unter anderen Umständen als erwartet.

Eines Tages musste er, selbst unbemerkt, den im Keller versteckten Rosenberg entdeckt habe. Worauf ihn grosse Wut überkam. All die Zärtlichkeiten der Rosenberg hatten nicht ihm gegolten, sondern dem, aus purer Berechnung, von ihr geschiedenen Mann. Zu dessen Schutz hatte sie ihn, Thierstein, an ihre Brüste gelassen, diese „Judenhure“. Erstaunt stellte Parteimitglied Adolf Thierstein fest, dass er in nazistischen Rassebegriffen zu denken begann. Er war in seinem männlich zu nennenden Stolz verletzt und schwor Rache. Noch stand, 1944, die Politik auf seiner Seite. Noch musste er sich nicht zum normalen Totschlag eines Rivalen entschliessen, was ihn, Preis der Liebe, ins Gefängnis gebracht hätte. Noch schützte der grosse Adolf die privaten Interessen Adolfs des Kleinen. Und so kam es, dass plötzlich die Gestapo vor Klara Rosenbergs Türe stand, ihr keine Gelegenheit mehr gab, eine Flasche Most zu holen, sondern, sie wegschiebend, in den Keller trampelte, den verstörten Rosenberg wortlos an ihr vorbeischiebte, jede Abschiedsgebärde unterdrückend. Bevor die schwangere Rosenberg richtig begriffen hatte, fuhr die schwarze Limousine weg.

Von diesem Tag an konzentrierte sie ihre ganzen Kräfte auf die Kinder. Alles, was sie tat, ordnete sie erst dem Überleben, dann einem besseren Leben der Kinder unter. Adolf Thierstein - von dessen privater Hand hinter dem politischen Griff in ihr persönliches Leben sie damals nichts ahnte - erwies sich in der folgenden Zeit als besonders feinfühlig. Ohne Fragen zu stellen, akzeptierte er die, wie sie glaubte, für ihn unverständliche Distanzierung, übte sich in äusserster Zurückhaltung, ersparte ihr jede körperliche Berührung, beschränkte sich wochenlang auf willkommene Gefälligkeiten und kümmerte sich rührend um die Kinder. In ihrem Elend - Klara Rosenberg-Busch erhielt nie mehr Nachricht von ihrem Mann - entging ihr der aussergewöhnliche Umstand, dass sie von der Gestapo nicht weiter bedrängt wurde. Sie konnte nicht ahnen, dass sich der kleine Adolf bei zuständiger

Stelle augenzwinkernd „die kleine Gefälligkeit“ ausbedungen hatte, mann möchte ihm doch für „den Dienst an Partei und Staat“, für den Beitrag zur „Säuberung des deutschen Volkes von jüdischem Blut“ - immer wieder registrierte er verwundert, wie leicht ihm diese Formeln über die unpolitische Zunge rollten - die Frau überlassen. Womöglich hatte er noch beige-fügt, schwanger sei sie eh von ihm. „Heil Hitler.“

Als er die Zeit für gegeben hielt, näherte er sich der verzweiferten Klara Rosenberg wieder, und diesmal leistete sie ihm keinen Widerstand mehr. Nicht, dass sie in ihrer Einsamkeit froh um seine hautnahe Gesellschaft gewesen. Sie empfand nichts bei seinem Gefummel. Ihre Gefühle beschränkten sich längst auf die Kinder. Aber ihr schien es in diesen letzten Monaten vor dem, bereits, absehbaren Ende der Nazi-herrschaft ratsam, den Zorn des Parteimitglieds Adolf Thierstein, so klein sein Einfluss auch sein mochte, nicht auf sich zu ziehen. Die Kinder, die ihr als Halbjuden äusserst gefährdet schienen, wollte sie nicht unnötig in Gefahr bringen, und so überliess sie Thierstein ihren kraftlosen Leib. Gewöhnte sich an seine Anwesenheit. Fühlte sich ein wenig in seiner Schuld, weil sie ihm bloss ihr Fleisch überliess, ohne sich an seiner Art von Liebe zu beteiligen. Daran änderte sich auch nichts, als der Krieg zu Ende war. Thierstein hatte sich mit seinem Überlebensinstinkt noch rechtzeitig Zugang zu Kreisen verschafft, die den Wiederaufbau vorantrieben, und nun erwies sich das Zusammenleben mit der „Judenhure“ - ein Wort, das er längst wieder aus seinem Schatz getilgt hatte -, der gemeinsame Haushalt mit Klara Rosenberg-Busch und ihren Kindern als durchaus nützlich. Der kleine Adolf hatte vor dem grossen Namensvetter die Zeichen der Zeit erkannt, nicht bis zum letzten Tag zum „Führer“ gehalten, diesem eh nie aus Treue, sondern nur aus privaten Überlebens- und Liebesinteressen gedient. Nach dem Krieg beteiligte er sich erfolgreich am Wiederaufbau. Nur auf dem Feld der Liebe blieb er - darüber konnte auch er sich nicht hinwegtäuschen - letztlich erfolglos. Als treusorgender Familienvater hatte er zwar drei gefreute, wenn auch nicht eigene Kinder und eine, wenn auch nicht verbriefte Frau, die ihm das Essen bereit-, Kleider und Wohnung in Ordnung hielt. Aber Adolf Thierstein spürte, dass die Klara - obwohl er längst im Rosenbergschen Ehebett bei ihr lag - nicht an seiner Seite schlief. Die Wut darüber machte ihn unvorsichtig und irgendwann - er warf ihr zum wiederholten Mal an den Kopf, sie liege da wie ein Brett, kaltundherzlos, den Rosenberg habe sie gewiss ganz anders geliebt, ihm den heissen Schoss womöglich leidenschaftlich entgegengedrängt; sie versuchte noch, ihn in ihrer resignierten Gelassenheit, mit

einem „Das war doch etwas anderes, Adolf, das war doch noch vor dem grossen Sterben, das musst du doch verstehen“, zu beruhigen - brachte ihn die fehlende Dankbarkeit zur Raserei. Er muss sie angebrüllt haben: „Wenn ich nicht gewesen wäre, wärest du mit deiner ganzen Brut krepirt, in Treblinka gelandet wie dein Jude, der nicht einmal Manns genug war, Frau und Kinder zu retten, sich wie eine Ratte im Keller verkrochen und damit die ganze Familie...“ Thierstein muss mitten im Satz verstummt sein. Als er in ihre Augen sah, wusste er - er hatte sich verraten. Der kleine Adolf Thierstein erkannte - diesmal konnte ihm der grosse Adolf nicht mehr helfen. Er verliess das Rosenbergsche Heim ohne ein weiteres Wort zwischen den beiden. Klara Rosenberg war zu schwach, den Mörder ihres Mannes zu suchen und vor Gericht zu bringen, falls er von den neuen Herren je vor Gericht gestellt worden wäre. Sie brauchte ihre ganze Kraft, um für die drei Kinder zu sorgen, die nicht verstanden, weshalb der Vater, ohne etwas zu sagen, das Haus verlassen hatte.

Alfons Keller gibt sich für Momente kriminalistischen Spekulationen hin. Verriet sich Adolf Thierstein, weil er aus privaten, ja, erotischen, und nicht aus politischen Motiven gehandelt? Ihm fehlte die Entlastung derer, die im Massenmord das moralisch Notwendige, ja, so sein grosser Namensvetter, den „Vollzug des göttlichen Willens“ sahen. Er tötete nicht, männlich-tapferherzlos, im Dienst einer höheren Sache, sondern um einer ganz privaten Herzensangelegenheit willen. Fühlte er sich deshalb schuldig? Hatte er sich deswegen verraten?

Als Karin Rosenberg um all dies wusste, begann sie, zwar, zu verstehen, weshalb die Mutter manchmal so in sich versunken, so ungerecht zu ihren Kindern gewesen. Sie schien diese dafür verantwortlich zu machen, dass sie ihren Vater verraten, sich von ihrem Mann hatte scheiden lassen, ihn, dem sie Treue geschworen, im Stich liess, als die Nazis ihn holten, ihm nicht beistand, als er in Treblinka ins Gas gestossen wurde. Sie machte ihre Kinder dafür verantwortlich, dass sie in dieser Welt weiterlebte, sich mit dem Mörder ihres Mannes ins Bett fallen und ihn Daniel Rosenbergs Kinder streicheln liess. Hatte sie nicht die Liebe zu den Kindern, das Bestreben, sie heil, lebend zumindest, durch diese Hölle zu bringen, blind gemacht? All das begann Karin Rosenberg zu erahnen, aber gleichzeitig wuchs in ihr ein gut versteckter Hass auf die eigene Mutter, die sie, ihrerseits, dessen anklagte, was jene, ebenso unausgesprochen, ihren Kindern anlastete. Sie hasste die Mutter für den Verrat an ihrem Vater, Daniel Rosenberg, dafür, dass sie ihr einen anderen Vater präsentiert und wieder genommen hatte, jenen Adolf

Thierstein, der sie, im Gegensatz zu ihrem eigentlichen Vater, auf den Knien geschaukelt, gestreicheltgeküsstgewickelt und all ihre Fragen verständnisvoll beantwortet hatte. Sie konnte der Mutter nicht vergeben. Und diese wehrte sich nicht. Beide schwiegen. Die Mutter sagte den Satz nicht, den viele sagten: „Das waren andere Zeit damals, Kind.“ Hatte sich selbst schuldig gesprochen. Ihr Leben beendet, lange bevor sie tatsächlich starb. Ohne sichtbare Krankheitsanzeichen in sich zusammensank. Am Grab ihrer Mutter weinte Karin Rosenberg. Weil sie spürte, dass die nationalsozialistische Herrschaft auch ihre Mutter hatte schuldig werden lassen. An diesem Grab wurde ihr klar - sie konnte nicht weglaufen. Sie hatte versucht, mit der frühen Heirat eines bessergestellten Herrn die Vergangenheit zu beenden, mit einem ganz privaten Wirtschaftswunderchen die kleine und die grosse Not zurückzudrängen. Erfolglos. An diesem Grab fasste sie, musste sie den Entschluss fassen, den nicht aufgenommenen Kampf ihrer Mutter zu führen, den unbekannten Vater, die Mutter und sich selbst zu rächen, den Mann - der, von den Nazis halb gestossen, sie halb hinter sich herziehend, in das Leben ihrer Eltern eingefallen war - in seinem Arrangement gegen die Vergangenheit zu stören. Als für ihn alles schon Geschichte war, begann es für sie eben erst. Das Morden, von dem er nichts mehr wissen wollte, holte sie ein, als er schon an neuen Stammtischen sass.

Keller ist, längst, klar - der Alte von vorhin, das ist Thierstein. Sie hatte ihn sofort erkannt, während ihn die Verdrängung blind für die Zeugin der Vergangenheit machte. Immer wieder hatte sie sich die Szene ausgemalt - sie setzte sich an den Tisch des Ahnungslosen, schaltete seine Erregung mit ein paar Kunstgriffen ein, ging mit ihm aufs Zimmer, trieb ihm die Lust ins Glied, schmeichelte seiner Eitelkeit, indem sie ihm das Gefühl gab, die schöne Unbekannte begehre ihn. Sie sah ihn vor sich, wie er den Bauch einzuziehen begann, was er auch tatsächlich tat, ins Zittern geriet, als sie ihn aufforderte: „Zieh‘ dich aus, ich möchte dich sehen.“ Er würde es tun, dem Zwang, seine Männlichkeit noch einmal unter Beweis stellen zu müssen, ausgeliefert. Würde, geblendet, ihr Lächeln nicht sehen, nicht misstrauisch werden, wenn sie keine Anstalten machen würde, sich ihrerseits der Kleider zu entledigen, sondern es dabei bewenden lassen würde, ihn mit halbgeöffneter Bluse und leicht emporgezogenem Rock vorwärtszutreiben. Sie hatte ihn, immer wieder, auf dem Bett liegen sehen, blutt und steif, sie am Fussende, den rechten Stiefel aufs Bettgestell gestützt, so dass er ihr Höschen würde errahnen können. Sie würde sich, obwohl Nichtraucherin, eine Zigarette anzünden, während er sich nun doch langsam lächerlich vorkommen

würde, mit seinem alten Leib, dem leicht krumm aufragenden Schwänzchen, und in seiner Nacktheit nach ihrer Gesellschaft verlangte. Dann erst, so Karin Rosenbergs Vorstellung, würde ihm klar, dass sie es nicht tun, ihn in seiner Not liegen lassen würde. Er würde, plötzlich beschämt, die Decke über sich ziehen. Sein Gesicht würde schweigend fragen. „Rosenberg, in Treblinka ins Gas getrieben“, würde sie zischen, „du erinnerst dich nicht mehr? Thierstein Adolf, NSDAP-Mitgliednummer 16455? Rosenberg hat noch eine Tochter gezeugt, bevor ihr ihn umgebracht habt, und dieser Tochter hast du später die Zöpfe gebunden, erinnerst du dich nicht mehr - Vater?“ Sie würde ihm dieses „Vater“ wie ein Messer in den Kopf stossen. Um ihn dann liegen zu lassen.

Aber es kommt nicht so weit. Schon auf der Treppe spürt sie den Ekel vor dieser männlichen Arroganz, die glaubt, die Frauenwelt warte nur darauf, von x-beliebigen Schwänzen aufgespiesst zu werden. Dieses Männchen hat nichts mehr mit jenem Mann zu tun, der ihren Vater verraten. Für einen Moment fährt es ihr durch den Kopf, dass sie sich, womöglich, von jenem jungen Mann hätte berühren lassen, wie es Mutter getan, wenn sie nicht gewusst hätte, wer. Sie sieht das Kriecherische in seinen Augen, das ihn auch auf dem neuen Erfolgsweg beschützt. Ahnt, dass sie in ihm den Schuldigen nicht finden, dass ihr der Triumph der Rache verwehrt bleiben wird. Es hätte etwas Befreiendes gehabt, hätte sie in ihm das ganz Andere getroffen, die Bestie, das Un-Menschliche. aber so sehr sich alles in ihr gegen diese Erkenntnis sträubt - sie trifft nur das Menschenmögliche. Zumindest kein persönliches Verdienst, scheint es ihr plötzlich, dass ihr, bisher, das Täterinsein erspart. Ihre Mutter wurde nicht einmal davor verschont. Er würde nicht begreifen. Sich nicht schuldig fühlen. Der Mörder ist längst zur Tagesordnung übergegangen. Und die alten Schlächter werden kaum die neuen sein. Er würde nicht verstehen. Sein Unrecht nicht erkennen. Schlimmer noch, ihre Beschuldigungen würden ihn erleichtern. Ihm Gelegenheit geben, die zurückgedrängte Schuld in selbstmitleidigem Wutausbruch - „Hat das denn nie eine Ende?“ - loszuwerden. Karin Rosenberg muss weg. Ohne sich zu erkennen zu geben. Sie liefert den Aufgezeigten - plötzlich, und ohne Antwort - seiner Chemie aus. Und wenn er sich nun, der Illusion beraubt, die zittrigen Beine noch einmal zwischen straffe Schenkel drängen zu können, umbrächte?

Karin Rosenberg blickt Keller in die Augen. Der schweigt noch einen Moment. „Darf ich Sie nach Hause bringen?“, fragt er dann, fast schüchtern, und bevor sie zu Wort kommt, ergänzt er: „Jetzt müssen Sie ja auf nieman-

den mehr warten, oder?“ „Nein“, murmelt sie. Und lässt ihn, für Sekunden, im Ungewissen, worauf sie damit antwortet. Dann erlöst sie ihn: „Gehen wir, einen besseren Schutz vor männlichen Avancen als den Ihren gibt es ja nicht, Herr Kommissar.“ Keller zuckt zusammen. Will schon sagen: „Alfons, bitte, Alfons, nicht Herr Kommissar, für Sie nicht.“ Dann kann er sich gerade noch zusammennehmen. Dafür ist nun wirklich nicht der richtige Augenblick. Keller bleibt der „Herr Kommissar“, der, nach erfolgloser Suche eines Pissoidiebes, einer alleinstehenden Frau Schutz gewährt. [1988-2001]

Der **S** chnee von morgen.
ükrü.
chweiz retour.
Satzsucher.

Schnee von morgen.

Was sind das
für Zeiten?

In denen die Hoffnung
Auf bessere
Als überholt
Gilt.

Die Sehnsucht
Nach Frieden
Als gestrig
Verspottet.

Der Traum
Von Gerechtigkeit
Als verstaubt
Verhöhnt wird.

Was sind das für
Ewiggestrige Zeiten? [199]

Sükrü.

Er war mir sogleich aufgefallen. Die Arme schlenkerten vor seinem Körper hin und her, die Schultern waren nach vorne gekippt, mitgezogen vom Kopf, der auf ein Kindergrab stierte. Aus der Ferne erinnerte seine Erscheinung an einen Gehängten, der, erstarrt, auf den Boden gestellt wird und in der Haltung des Aufgeknüpften verbleibt.

Es war jetzt sehr heiss, nachdem es noch vor wenigen Tagen geschneit hatte. Aprilwetter. Hilflos hielt ich nach meinen Grosseletern Ausschau. Stolperte durch Grabreihen, die, irgendwie, nach Todesjahr geordnet zu sein scheinen. Bis mich eine ältere Frau, friedhofkundig, ansprach: „In welchem Jahr sind die, die Sie suchen, beerdigt worden?“ Ich erinnerte mich: „1958.“ Mein Grossvater. Ich wurde nur fünf Tage nach seinem Tod sechs. Und meine Grossmutter? Später, aber wann wusste ich nicht mehr. „Dann ist das Grab aufgehoben worden. D’Achtefüßzger sind da gsi.“ Sie deutete mit dem Arm auf ein Stück Rasen. „Nach fünfundzwanzig Jahren werden sie alle ausgegraben“, hörte ich die Frau sagen. Meine Grossmutter, die sich Zeit ihres Lebens untergeordnet hatte, dem VaterMannSohn, und sich bald schon mir, dem Enkel, zu beugen drohte, wurde noch im Tod ans Schicksal ihres Ehemannes, den sie um viele Jahre überlebt hatte, gebunden. „Nicht dass Sie noch lange suchen müssen“, unterbrach die Frau meine Gedanken. „Danke“, erwiderte ich.

Liess GrossmutterGrossvater hinter mir. Sah ihn wieder. Er stand noch immer da. In derselben Haltung. Vor demselben Kindergrab. Nichts von dem, was in seiner näheren und weiteren Umgebung geschah, schien ihn zu erreichen. Irgendetwas zog mich unwiderstehlich in die Nähe dieses Mannes. Seine Haltung und vor allem seine beinahe weissen Haare liessen ihn sehr viel älter erscheinen, als er eigentlich war. Ich schätzte ihn, immer noch, auf vierzig. Später erfuhr ich, dass er erst zweiunddreissig war.

Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir. Ein Mann und eine Frau drückten sich stumm an mir vorbei, schritten der Grabreihe entlang, und obwohl sie mir die Sicht verdeckten, sah ich, wie der Mann da drüben zusammenzuckte, für einen Moment noch mehr in sich zusammenzusinken schien und dann mit schnellen Schritten hinter den nächsten Gräbern verschwand. Der Mann und die Frau waren inzwischen an ihrem Ziel angekommen – demselben Grab wie er! Die Frau packte einen Strauss Osterglocken aus, wäh-

rend der Mann die Vase, die neben dem Grabstein im Boden steckte, mit Wasser füllte.

„Grüezi, Härri Meier.“ Ich hatte nicht bemerkt, wie der Friedhofgärtner Otto Kolb neben mich getreten war. „Äxgüsi, Härri Kolb, ich habe sie gar nicht gesehen“, sagte ich. „Wie geht’s immer?“ Er übergab meine Frage, die er als blosse Höflichkeitsgeste zu empfinden schien, und wies mit einer verdeckten, für mich kaum sichtbaren Geste auf das Paar, das sich jetzt wieder von dem Kindergrab entfernte. „Eine traurige Geschichte“, flüsterte Kolb. „Ja“, erwiderte ich unbeholfen, „bei Kindern ist der Tod noch sinnloser als sonst...“ Das schien Kolb nicht gemeint zu haben. Zu viele Kindersärge hatte er schon in der Erde versenkt. Er zog mich mit. „Kommen Sie!“ Als wir vor dem Grab standen, zeigte er auf den Stein. Ich habe nur den Vornamen behalten können: Sükrü. Und die Lebensdaten: 1978 bis 1986. „Das waren die Eltern“, flüsterte Kolb. Ich schwieg. „Aber der Mann...“, fiel es mir plötzlich ein, „der vorher beinahe eine halbe Stunde da gestanden hat?“ „Der steht jeden Tag mindestens eine halbe Stunde bei diesem Grab, meistens länger...“ „Aber weshalb ist er so schnell gegangen, als die Eltern des toten Bueben kamen? Er schien beinahe zu flüchten.“ „Mmmh“, machte Kolb und sein Gesicht verdüsterte sich in einer Weise, wie ich es bei ihm noch nie gesehen hatte, „der Bueb ist unter seinen Zug gekommen. Er ist Lokomotivführer.“ „Grauenhaft“, hörte ich mich sagen. „Mmmh“, brummte Kolb wieder, und noch immer schien sich dahinter etwas zu verbergen. Aber als Friedhofsgärtner hatte er gelernt zu schweigen. Ob er mehr gewusst hat oder nicht, weiss ich bis heute nicht.

„Kommen Sie, Härri Meier, der Haubensack Karl sitzt jetzt sicher in der Abdankungskapelle.“ Ich folgte Kolb. Und tatsächlich. Da sass der Mann von vorhin, der Haubensack, wie ich jetzt wusste, und stierte vor sich hin. Kolb hatte mich am Arm gepackt, als hätte er Angst, ich wollte mich aus dem Staub machen, eine Absicht, die ich keineswegs hatte. Er strahlte eine Bestimmtheit aus, der entgegenzutreten mir gänzlich sinnlos erschien. Er schüttelte Haubensack und flüsterte in das stumme Gesicht: „Das ist der Härri Meier, Sie müssen endlich mit jemandem reden, Haubensack!“ Nickte mir zu, gab mir die Hand und verschwand, so schnell, wie nur der Kolb auf seinem Friedhof verschwinden kann.

Mit einem „Äxgüsi“ setzte ich mich neben Karl Haubensack, der mit leichtem Wegrücken zu erkennen gab, dass er nichts gegen meine Anwesenheit hatte. Aus der Ferne hörte man und frau die Rasensprenger, die regelmässig ihre Bogen schlugen. „Der Kolb wird schon wissen, weshalb er Sie hierher

geschleppt hat...“, murmelte Haubensack nach etwa fünf Minuten. Dann schwieg er wieder. Ich hatte nichts zu sagen.

„Es war vor zwei Jahren...“, begann er noch einmal. Aber die Stimme erstickte in seinem Hals, und ein leises Schluchzen entwich seinem Körper. Ich spürte, wie es ihn zu schütteln begann. Nach ein paar Minuten gelang es ihm endlich zu sprechen: „Vor zwei Jahren habe ich Sükrü zum ersten Mal gesehen...“ Haubensack stiess immer nur kleine Brocken heraus, dazwischen machte er lange Pausen. „Ich habe mit Beat..., das ist mein neunjähriger Bueb, ... eine Seifenkiste gebastelt und ausprobiert... Da stand er plötzlich vor uns, startete mit grossen Augen und offenem Mund... auf den beinahe fahrbereiten Rennwagen... Mit der Hand zeigte er auf die Seifenkiste, strahlte übers ganze Gesicht..., rief etwas mir Unverständliches und sprang dabei in die Luft..., immer wieder... Mir war klar: De Bueb hatte noch nie so etwas gesehen... Mir kamen beinahe die Tränen...“ Aber Haubensacks Sohn Beat stiess den Türkenbueben weg. „Sükrü hatte Angst in den Augen, die er unterwürfig niederschlug, als Beat auf ihn zuging... Dann sah er mich an, bittend..., und als ich nicht reagierte, schlich er davon – wie ein geschlagener Hund... An diesem Tag habe ich meinen Bueb zum ersten Mal... angebrüllt...“ Es half nichts. De Beat wollte nicht mit Sükrü spielen. „Die andern spielen auch nicht mit ihm. Das ist ein Blöder“, soll er nur geknurr haben. Haubensack wollte das nicht dulden. Nicht in seinem Haus. „Meine Frau ist Jüdin, müssen Sie wissen.“ Er begann, sich um den Türkenbueben zu kümmern. Als Lokomotivführer war er zuweilen auch während der Woche tagsüber zu Hause. Sükrüs Eltern waren beide erwerbstätig. Sükrü häufig allein. Haubensack baute auch ihm eine Seifenkiste und befahl Beat, er solle den achtjährigen Sükrü zum Spielen mitnehmen. „Aber Beat weigerte sich. Er wolle nichts mit diesem Türken zu tun haben. Da...“, Haubensack stockte, er schien sich zu schämen, „da habe ich Beat zum ersten und einzigen Mal geschlagen.“ Haubensack weinte. „Noch heute sehe ich seine Augen vor mir, genau wie an...“ Haubensack brach ab. Schwieg für einen Moment. „Es war Hass in seinen Augen, Hass auf mich.“ Für Sekunden hätte Beat ihn so angesehen, dann sei er aus der Stube gerannt und habe sich in seinem Zimmer eingeschlossen. „Später habe ich ihm zu erklären versucht, die Türken und ihre Kinder hätten es schon schwer genug. Da könnten wir doch etwas freundlicher zu ihnen sein. Aber, er hat mich nicht verstanden...“

Haubensack begann, selbst mit dem Türkenbueben zu spielen, wenn er Zeit hatte. „Ich behandelte ihn wie einen Sohn...“, berichtete er und fügte leiser

hinzu: „Mein eigener Bueb war mir beinahe fremder geworden...“ Beat und die anderen Kinder aus dem Quartier plagten Sükrü, wenn Haubensack nicht da war. „Meine Frau hat es mir jeweils erzählt. Auch sie verstand nicht, weshalb unser Sohn...“ Haubensack fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Sie bat mich jedes Mal, Beat nicht mehr zu bestrafen. Das mache alles nur noch schlimmer... Aber als Sükrü eines Tages mit einer offenen Schramme zu mir kam und nach langem Fragen gestand, Beat hätte ihn verprügelt, da wurde es mir zu viel... Nein, ich habe meinen Sohn nicht mehr geschlagen...“, kam mir Haubensack zuvor und sah mir in die Augen. Von diesem Tag an nahm er seinen Sohn nicht mehr mit in den Führerstand, wie er dies früher alle paar Wochen getan hatte. Dafür liess er Sükrü mitfahren, der jeweils vor Freude gebelzt habe und im Führerstand hin- und hergesprungen sei, bis er ihn aus Sicherheitsgründen auf den Sitz habe drücken müssen.

Haubensacks Gesicht wirkte um Jahre jünger, sein Körper schien sich aufzurichten, wenn er von Sükrü sprach. Seine Augen strahlten, um Sekunden später wieder zu erlöschen. Als brauchte er seine ganze Kraft, um den toten Türkenbueben für ein paar Augenblicke zum Leben zu erwecken. „Eines Tages sagte meine Frau: ‚Beat möchte auch wieder einmal mit dir fahren, Karl, nimm‘ ihn mit.‘“ Haubensack willigte ein, verlangte aber von seinem Sohn: „Bring‘ Sükrü mit!“ Sie sollten ausserhalb des kleinen Bahnhofes von Moorigen warten, bis er mit dem 13.17-Uhr-Zug käme. „Wie immer“, bestimmte Haubensack. „Als ich noch zwei Meter.... von den... beiden Bueben... entfernt... war...“ Haubensack konnte sich nicht mehr beherrschen, den Körper neben mir schüttelte es wie eine Marionette, „...da...da..“ Er brachte es nicht heraus. Mir war eiskalt. Ich legte ihm die Hand auf die Achseln: „Da stiess Beat Sükrü vor den Zug...“ Haubensack fuhr zusammen. Schüttelte meine Hand mit erstaunlicher Kraft ab. Starrte mich mit weissem Gesicht an: „Woher wissen Sie das? Das weiss doch niemand! Nicht einmal meine Frau! Es hat doch niemand gesehen, dass...“ „Dass Beat Sükrü vor den Zug gestossen hat“, wiederholte ich und liess Haubensack im Ungewissen darüber, ob ich, wie er, Zeuge des Mordes war oder ob ich nur die tragische Logik des Geschehens erkannt hatte. „Ich sehe immer wieder Beats Augen, diesen Hass auf mich, und dann der Triumph, als er Sükrü vor den Zug... stiess... In Sekundenbruchteilen sah ich das alles... dann war ich mit der Lok schon... über Sükrüs kleinem... Körper...“ Haubensack brach ab. „...die Untersuchung hat ergeben, dass ich keine Chance hatte...“, und leise wiederholte er: „...Ich hatte keine Chance..., keine...“

„Nein“, beruhigte ich ihn und legte Haubensack die Hand noch einmal auf die Achseln. Diesmal stiess er sie nicht weg. Er sah mir in die Augen, irgendwie bittend: „Mein Sohn sollte kein Ausländerfeind werden. Ich wollte doch nicht mit einem Rassisten am gleichen Tisch sitzen... und...“ „Und jetzt sitzen Sie mit einem Mörder am Tisch...“ Ich konnte ihm den Satz nicht ersparen. „Ja“, schluchzte Haubensack. Dann schwieg er. Ich blieb noch ein paar Minuten neben ihm hocken. [1989]

Schweiz retour und andere unsichere Wirklichkeiten.

Liebe Frau F.

Diese Anrede dient weniger Ihrem Schutz, die Zeiten, in denen die Maulwürfe der Fremdenpolizei in literarischen Texten nach verräterischen Spuren gruben, sind längst vorbei; dass ich mich mit dem vagen F., das erst noch ein K. tarnt, begnüge, hat einen fast schon beschämenden Grund - ich habe mir Ihren Namen, trotz unseres mehrfachen Zusammentreffens, immer noch nicht merken können, diesen für einen durchschnittlichen Schweizer nur schwer aussprechbaren Namen, der da, wo die Einbürgerungen vors Volk kommen, zu gezielten Durchstrichen (ver)führt. Weil er an Krieg, Elend, weil er an Mord und Totschlag erinnert. Wobei es erst wenig mehr als hundert Jahre her ist, dass auch die Meiers, Müllers und Kälins, ohne in irgendwelche kriegerischen Geschehnisse verwickelt zu sein, einander fünfmal mehr, auf zwar nicht „unnatürliche“ und im Grunde auch nicht „unmenschliche“ Art und Weise, sondern durchaus „menschlich“, aber doch ziemlich vorzeitig ins Nichts beförderten. 78 Männer und 35 Frauen wurden Ende des 19. Jahrhunderts in der Schweiz noch jährlich umgebracht. Mehrheitlich von Männern. In der Zwischenzeit haben sich die Geschlechter, wenigstens als Opfer, auf einem gemeinsamen, wenn auch beträchtlich tieferen Stand gefunden. Der in eidgenössischen Verhältnissen mögliche, aber nicht sehr wahrscheinliche Lebensverlauf des Getötetwerdens wird nur gerade noch bei fünfzehn Männern und fünfzehn Frauen pro Jahr zur hundertprozentigen Wirklichkeit. Wobei die Frage, was denn wirklich sei, philosophisch noch immer nicht definitiv geklärt ist. Ich zweifle, also bin ich. Ich sterbe, also war ich. Selbst die moderne Physik spricht nicht mehr von gesicherten, sondern nur noch von mit grosser Wahrscheinlichkeit auftretenden Wirklichkeiten. Im Übrigen ging es auch bei Haller fünf Jahre, bis ich mir seinen Namen merken konnte. Nachdem er mich dreimal, und schriftlich, ermahnt hatte, endlich meine Himbeeren zu schneiden, an denen er sich, jenseits des Zauns, gütlich tat. Aber ich verliere mich in statistischen Unwahrscheinlichkeiten und philosophischen Vertröstungen.

Sie, Frau F., leben in einer Wirklichkeit, die nicht nur, philosophisch gesehen, eine mögliche, sondern, für Sie, täglich zu ertragende Tatsache gewor-

den ist. In unserer durch die Medien konstruierten Welt allerdings findet diese Realität nicht statt. Da ist nur wirklich wirklich, was öffentlich wird - der Sieg des ZSC und das Zähneputzen in „Big Brother“. Ihre „ausgelutschte“ Flüchtlingsgeschichte aber findet keine Gnade vor den Redaktionspulten, an denen über Sein oder Nicht-Sein entschieden wird. Vierzigtausend Hungertote und Millionen von Flüchtlingen ohne Heimat, das hatten wir doch schon im Sommerloch vor zwei Jahren. Kalter Kaffee. Und der gehört in den Ausguss. Dass Sie schon seit sieben Jahren in unsicheren Umständen leben, macht Sie fürs schweizerische Infotainment auch nicht attraktiver.

Jetzt brauchten Sie „einen Mann“. Erklärten Sie mir bei unserem letzten Zusammentreffen. Und es klang verzweifelt. Eine andere Möglichkeit sähen Sie nicht mehr. Obwohl Sie den Siphon Ihres Lavabos erst kürzlich mit eigener und geschickter Hand gereinigt. Dafür brauchen Sie „den Mann“ bestimmt nicht. Und auch nicht für jenen Dienst, den Männer in der Öffentlichkeit immer so bereitwillig und jederzeit zu leisten vorgeben, um den sie sich, zu Hause, aber nicht selten drücken. Insgeheim befürchten sie schon seit Jahrhunderten, sie seien ihm nicht wirklich gewachsen, und haben Angst, sie würden, womöglich, gar nicht wegen des kleinen, sondern nur wegen des kleinsten, inzwischen sogar konservierbaren Unterschieds gebraucht. Wegen jenes genetischen Bruchs, der ein X zum Y macht. Aber auch da besteht, bei Ihnen, Frau F., keinerlei Bedarf. Ihre Kinder sind schon bald erwachsen. Und wenn „die Schweiz“ oder wer immer sich dafür hält schon die Ehe unter Gleichen erlaubte, es dürfte, bestimmt, auch eine Frau sein. Aber bis es so weit kommt, ist „der Mann“ gefragt. Sie möchten dem wackligen Schutz auf Zeit, der vorläufigen Aufnahme, das heisst, der zwar noch nicht angeordneten, aber drohenden Ausschaffung, endlich und verständlicherweise ein Ende machen. Aber ohne „den Mann“. Wie sich's der angeblich Verunsicherte erträumt. Geht da gar nichts.

„Heiraten.“ Brummte der Verantwortliche auf meine Frage. Als ich, in die Jahre kommend, zufälligerweise wieder einmal über jenen Strich geriet, der einen hoffen lässt, in der dritten oder vierten Lebensphase nicht zu den umsnackten Überlebenden zu gehören, sondern zu jenen munteren Alten, die den Werktätigen an einem gewöhnlichen Mittwoch Koffer oder Snowboard aufs Znülibrot klatschen. Wenn ich, im Falle eines vorzeitigen Exitus, meiner Freundin die einbezahlten Beiträge zukommen lassen wolle, müsse ich ihr vor beurkundeten ZeugInnen das Jawort geben, um das sie mich, bisher, nicht gebeten. Aufgewachsen in den Tagen der romantischen

Liebe schrecke ich vor dem Kuss für ein paar hundert Fränkli zurück. Und zucke innerlich zusammen, als Sie, Frau F., mir Ihren und Ihrer Kolleginnen Männerbedarf verraten. Wäre ich dem Rat des Kundigen gefolgt, ich hätte der Möglichkeit, dass Sie konkret werden und mir Gleiches abverlangen sollten, gelassen entgegensehen können, das Recht, das hier zu Lande die Vielehe verbietet, auf meiner Seite. Aber so beschlich mich die eitle Angst, Sie könnten mich bitten, den Worten Taten folgen zu lassen, jenen grossen Sätzen von der Solidarität, derer ich mich zwar, soviel sei zu meiner Verteidigung vorgebracht, immer seltener bediene. Möglicherweise mit der Berechnung des Billardspielers, der die verspiegelten Wege der gestossenen Kugel vorausahnt. Vielleicht war es nur Kalkül, dass ich öffentlich die Frage stellte, wann unser, der „besseren“ Menschen Einverständnis mit der Ausschaffung begänne. Bei der Wegschaffung krimineller AusländerInnen ist der Beifall auch unter den aus durchsichtigen Gründen als „nett“ Diffamierten jedenfalls schon ganz gut hörbar. Wer setzt sich schon gern für einen Mörder ein. Obwohl es, ganz rassistisches Denkmodell, der Pass und nicht der Mord ist, der ihn des Bleiberechts beraubt.

Was würde, begann ich, präventiv, zu überlegen, was würde meine Freundin sagen, was meine Stieftöchter, wenn ich Sie, „Sie dürfen die Braut jetzt küssen“, unter verbeamteten Augen an mich drückte? Wie viele klärende Gespräche brauchte es, bis meine Liebsten mir glaubten, dass es nur um Ihren sicheren Aufenthalt gegangen, während ich, umgekehrt, dem miss-trauischen Fremdenpolizisten, jeden Verdacht auf Scheinehe entrüstet von mirweisend, mit leuchtenden Augen versicherte, Sie seien meine grosse Liebe? Womit ich mich, vor meinem kleinbürgerlichen Auge, so oder so, zum Lügner machte. Heiraten? Sie dürfen das nicht persönlich nehmen, aber so ganz ohne Gefühle, und bei meinen unsicheren Finanzverhältnissen - nein. Ihnen genügte es, womöglich, wer zwischen den Welten überlebt, mache ich mir vor, wird bescheiden; aber wir in der Sicherheit Geborenen leisten uns, zuweilen, Emotionen, auch demütigende. Wie vieler Therapie-sitzungen bedürfte es, um den Akt der internationalen Solidarität zu verar-beiten? Oder seine Verweigerung?

Und noch etwas, Frau F., unsere Lage ist zwar eine unterschiedliche, aber Sie dürfen nicht vergessen - auch meine Existenz ist eine begrenzte, kann sein, ich werde da draussen, in sieben Minuten schon, von einem Dachzie-gel niedergestreckt, Rente ade, statistisch ziemlich unwahrscheinlich, zuge-geben, aber denkbar, auch mein Leben ist nur ein vorläufiges. Im Übrigen könnte ich eh nicht alle heiraten, die sich einen Schweizer Pass wünschen.

„Nur der Umworbene kann die Schuldgefühle beklagen, die ein Nein hin-terlässt“, doziere ich in einer von mir geleiteten Männergruppe. Sehen Sie, so kompliziert kann Realität in unserem gemütlichen Lande sein. Sie machten es mir einfach und ersparten sich die Frage.

Mit den besten Wünschen für Ihren weiteren Aufenthalt... [2000]

Der Satzsucher.

Plötzlich traf ich ihn überall. Manchmal schien mir, er verfolge mich. Aber natürlich war es umgekehrt – ich war es, der ihn überall entdeckte. Im Intercity und am Würstlistand. Im Pissoir und im Bus. Anfänglich war mir nicht bewusst, womit er meine Aufmerksamkeit auf sich zog. In der schrillen Menge – die auch den ewig jungen Kahlkopf mit grünem Nasenring und Rollerblades schluckte – ging er mit seinen schlecht gebügelten Hosen und Markenturnschuhen unter. Plötzlich fiel es mir ein – ich hatte ihn noch nie auch nur ein einziges Wort reden hören. Stumm inselte er im allgemeinen Geplapper. In seinem Gesicht spiegelte sich ErschreckenBelustigung-Erstaunen. Es war Teil der Welt. Ich begann, ihn zu beobachten, auf ihn zu warten, versuchte, in seinen aufmerksamen Augen zu lesen, was er für sich behielt.

Die Erinnerung an den durch Krankheit auch jedes sprachlichen Ausdrucks Beraubten, der nur noch in der Lage war, sein Ja oder Nein mit den Augenwimpern zu erkennen zu geben. Auf digitale Kommunikation reduziert, aber ungleich langsamer als die modernen Hochleistungsrechner. Das Durchfragen des Alphabets. Buchstabe um Buchstabe. A – Nein. B – Nein. C – Nein. D – Nein. E – Nein. F – Nein. G – Nein. H – Ja. A – Nein. B – Nein. C – Nein. D – Nein. E – Nein. F – Nein. G – Nein. H – Nein. I – Nein. K – Nein. L – Nein. M – Nein. N – Nein. O – Nein. P – Nein. R – Nein. S – Nein. T – Nein. U – Ja. A – Nein. B – Nein. C – Nein. D – Nein. E – Nein. F – Nein. G – Nein. H – Nein. I – Nein. K – Nein. L – Nein. M – Nein. N – Ja. A – Nein. B – Nein. C – Nein. D – Nein. E – Nein. F – Nein. G – Ja. A – Nein. B – Nein. C – Nein. D – Nein. E – Ja. A – Nein. B – Nein. C – Nein. D – Nein. E – Nein. F – Nein. G – Nein. H – Nein. I – Nein. K – Nein. L – Nein. M – Nein. N – Nein. O – Nein. P – Nein. Q – Nein. R – Ja. HUNGER. Zwei Minuten für ein Wort. Was darf's denn sein? A – Nein. B – Nein. C – Nein. Z. – Ja. ZUCCINI. Eine Viertelstunde für ein Menu. Differenzierte Kommentare zur Weltlage, poetische Liebeserklärungen und genauere Angaben zur Magen-Darm-Tätigkeit brauchen zu viel Zeit und finden deshalb ganz einfach nicht statt. Künstlicher Darmausgang. Künstliche Ernährung. LiegenoderSitzen. JaNein. Timeismoney.

Ihn aber hinderte nicht der Körper. Anfänglich versuchte ich, ihn mit Fragen zum Sprechen zu verleiten. „Es hat keinen Sinn“, flüsterte der Kronenwirt mir zu, „er wird auch Ihnen keine Antwort geben.“ Irgendetwas hatte ihm die Sprache verschlagen. Ein Schock der frühen Tage? Das unauslöschliche Bild der vor seinen Kinderaugen vergewaltigten und abgestochenen Mutter? Waren ihm die eigenen Sätze ausgeprügelt worden? „Nehmen Sie es ihm nicht übel“, sprach mich eines Tages eine Frau an, die, wie sich herausstellte, nicht zufällig neben ihm Platz genommen hatte, „er spricht auch mit mir kein Wort, und ich bin schliesslich seine Frau.“ Hatte der Liebende Angst vor den Sätzen, die sich, durch den Sprachwolf gedreht, wie Messer in die Brust der Geliebten bohrten?

Ich registrierte die Veränderungen seines Gesichts und seiner Gewohnheiten. Ich sah, wenn seine Hand beim Rasieren gezittert. Ich wusste, wann sein Begehren erwidert worden und dass er auf Birken allergisch war. Ich versuchte, ihn aus der Reserve zu locken. Beschimpfte, beleidigte, umschwärmte ihn. Grinste, rempelte, bettelte ihn an. Flüsterte ihm schlüpfrige Worte zu, wenn er sich in Sauna oder S-Bahn neben mich setzte. Stritt mich vor seinen Augen und nach eingehender Absprache mit einer Bekannten von mir auf offener Strasse, drohte, sie umzubringen, wenn, riss ihr die Seidenbluse vom Leib, was mich glatte zweihundert Franken kostete. Versuchte, ihn zu erschrecken, indem ich laut schreiend und mit heruntergelassenen Hosen aus einem Gebüsch auf ihn zu stürzte. Aber er sah mich immer nur mit listigen Äuglein an, schwieg und gab mir das unangenehme Gefühl, mich zu bedauern.

Er drängte sich stumm in mein Leben, bis ich von ihm zu träumen begann, wenn ich ihn nur schon einen oder zwei Tage nicht gesehen hatte. Besorgt stellte ich fest, dass ich begann, ihn zu bewundern. Er hatte der Sehnsucht, die ich mit ihm teilte, nachgegeben. Und ich hätte ihn gerne gefragt, wie er seinen Lebensunterhalt bestritt. Aber die Frage erschien mir zu unbedeutend, um sein Schweigen zu brechen. Er fesselte mich an sich. Weil er sein Geheimnis nicht preisgab.

Ein Mörder, der sich nicht durch sprachliche Fehlleistungen verraten wollte? Ein Politiker auf der Suche nach einer glaubwürdigen Rede? Ein Schriftsteller in Erwartung des noch nie gedachten, des Satzes, der die Welt veränderte? Das Opfer eines herzkranken Hypnotiseurs, der ihn kurz vor dem tödlichen Infarkt, bis auf Rückruf, zum Stummen machte? Dem nur der zwiespältige Trost blieb, wenigstens nicht für den Rest des Lebens als

gackerndes Huhn in die Kirche flattern zu müssen, und die Hoffnung, irgendwann fiele im grossen Geplauder das Zauberwort.

Ein Mann. So viele Fragen. So viele Biografien. Und keine Antwort. Ich begann nach dem Schlüssel, dem goldenen Satz zu suchen. In Zeitungen und Büchern, Bibliotheken und Internetzen, am Würstlistand und im Intercity, im Bus und im Pissoir. Manchmal setzte ich mich auch nur in einen Stuhl, lenkte mich mit allerlei unnützen Tätigkeiten ab, bis mir die Wörter zufielen. Aber ich verwarf sie alle, befand sie für zu leicht, zu schwermütig, zu ungenau, zu eng, zu fremd, zu abgedroschen, zu vergänglich, zu endgültig.

Plötzlich sah ich ihre forschenden Blicke und erinnerte mich – ich hatte seit Wochen kein Wort mehr gesagt. [1996]



otenabbitte.

Totenabbitte.

Verzeiht, dass wir
Euch verliessen,
Den letzten Gang
Alleine gehen liessen;
Dass wir
Uns losrissen
Von dem Tau,
Das uns verband,
Vor eurer Fahrt
Über den grossen Jordan.

Verzeiht, dass wir,
Mit Tränen zwar
Und Schmerzen in der Seite,
Uns vom Leben vor dem Tode
Locken liessen,
Dass wir
Noch einmal
Das Brot strichen
Und die Neunte
Von Dvorak auflegten.

Aber es wird kommen die Zeit,
Da wir euren Spuren folgen
Und wir uns wieder... -
Nein, die Zeit kommt nicht,
Aber es wird kommen der Tag,
Da auch wir verbleichen
Und die Hinterbliebenen bitten:
Verzeiht, dass wir,
Ohne Schuld zwar,
Euch verliessen. [1985]

Die  nfähigkeit zur Trauer.

Die Unfähigkeit zur Trauer oder Die oppositionelle Gemütlichkeit.

„Auf eine Behandlung im Stil der ‚Endlösung‘ kann kein müheloser Übergang in den zivilisierten ‚Alltag‘ folgen, ohne dass eine Bewusstseinsspaltung eintritt...

Wo Schuld entstanden ist, erwarten wir Reue und das Bedürfnis der Wiedergutmachung. Wo Verlust erlitten wurde, ist Trauer, wo das Ideal verletzt, das Gesicht verloren wurde, ist Scham die natürliche Konsequenz. Die Verleugnungsarbeit erstreckte sich gleichermassen auf die Anlässe für Schuld, Trauer und Scham. Einer der ökonomischen Vorteile dieses globalen Rückzuges aus der eigenen Vergangenheit war, dass man sich entsprechend in mehreren Richtungen ungebrochen der Gegenwart und ihren Aufgaben hinzugeben vermochte. Man hielt das für besser als ‚fruchtloses Wühlen in der Vergangenheit‘...

Der kollektiven Verleugnung der Vergangenheit ist es zuzuschreiben, dass wenig Anzeichen von Melancholie oder auch von Trauer in der grossen Masse der Bevölkerung zu bemerken waren. Einzig die Verbissenheit, mit der sofort mit der Beseitigung der Ruinen begonnen wurde und die zu einfach als Zeichen deutscher Tüchtigkeit ausgelegt wird, zeigt einen manischen Einschlag...

Trauerarbeit kann nur geleistet werden, wenn wir wissen, wovon wir uns lösen müssen; und nur durch ein langsames Ablösen von verlorenen Objektbeziehungen zu Menschen oder zu Idealen kann die Beziehung zur Realität wie zur Vergangenheit in einer sinnvollen Weise aufrechterhalten werden...”

[Alexander und Margarete Mitscherlich]

Das Bild ging um die Welt.

Das Bild von Kind und Vogel.

„Alles wird gut.“ Wider jede Vernunft und Erfahrung stand der Satz da. Gross. Farbig. Unübersehbar. Hartnäckig, fast schon stur stachen einemund-

einer diese Worte bei der Einfahrt in den Zürcher Hauptbahnhof in die Augen. „Alles wird gut.“ Oder die Kehrseite: „Alles wird Wut.“ Nur wer (noch) glaubt, es könne auch alles gut werden, wird wütend, wenn es nicht so kommt. „Alles wird gut.“ Gegen jede Einsicht wurde da propagiert, es komme anders als erwartet. Aber natürlich kam es, immer wieder, wie erwartet. Die Geschichte scheint sich zu wiederholen. Und die Beteiligten spielen, immer wieder, ihren Part. Wie vorausszusehen.

Alle wissen es. Alle spüren es. Aber keineundkeiner mag es so richtig laut sagen: Die lebenslange leidenschaftliche und ungetrübte Liebe mit einem einzigen Menschen ist eine Illusion. Wir wissen um die schiere Unmöglichkeit der Verbindung von Leidenschaft und Sicherheit, um die Beschränktheit der Hingabe und die Grenzen der Freiheit. Aber wir tun so, als ob es gelänge beziehungsweise als ob es gelungen wäre. Wir richten uns ein, arrangieren uns in Geborgenheit oder Autonomie und hoffen, dass es keineundkeiner merkt, dass wir das andere vermissen. Wir verbergen tapfer unsere Trauer, unser „Versagen“, unsere „Schuld“ – auch vor uns selbst. Wir und, so vermuten wir, auch alle andern, mögen uns nicht als Enttäuschte, Verletzte, Taurige, Verzweifelte, Gescheiterte, VerliererInnen oder gar „Schuldige“. Und vor allem mögen wir die nicht, mit denen wir an unseren Visionen, zum Beispiel der grossen Liebe, scheitern. „Du warst derdieFalsche“, heisst es dann. Oder wenn wir in der Lage sind, die Möglichkeit zu denken, dass wir auch an uns selbst gescheitert sind: „Ich war derdie Falsche.“ Oder in Zeiten unversöhnlicher Einsicht: „Die Liebe ist eine Illusion.“ Alles scheint uns erträglicher als die Trauer darüber, dass alles, immer wieder, ein Ende hat, dass das Glück nicht von Dauer ist.

Alle wissen es. Alle spüren es. Aber keineundkeiner mag es laut sagen: Wir sind hoffnungslos am Ende unseres politischen Lateins und machen es uns in der Verzweiflung gemütlich. Wir wissen um die Unmöglichkeit des die Verhältnisse überwindenden Dialogs mit der gesellschaftlichen Macht, um den unaufhebbaren Graben zwischen Vision und Wirklichkeit, um die Grenzen der Veränderbarkeit. Aber wir wollen keine VerliererInnen, keine Verzweifelten, keine Hoffnungslosen, keine vertrottelten Ritter von der traurigen Gestalt und schon gar keine „schuldig“ gewordenen Mit-ProfiteurInnen sein. Wir tun so, als ob nichts geschehen wäre beziehungsweise als ob etwas geschähe. Als sei es nur feindliche Propaganda, die die Einlösung unserer Vision verhinderte. Als seien es nur die ehemaligen MitstreiterInnen, die durch ihren „Verrat“ den Einzug ins Paradies bisher verunmöglicht hätten. Als würden wir, wenn mannoderfrau uns nur liesse, allen zur ver-

sprochenen Glückseligkeit verhelfen. Als hätten wir uns nicht selbst gemächlich eingerichtet, mit der Macht arrangiert, in der Hoffnung, dass wir Mit-täterInnen – und damit ist dieses „Wir“ als ein durchaus privilegiertes entlarvt –, dass wir, wenigstens wir, gerade noch einmal davonkommen.

Wie vorauszusehen war, haben sich, Jahr für Jahr, Hoffnungen zerschlagen, Utopien als uneinlösbar erwiesen. Private und politische. Immer wieder musste Abschied genommen werden. Von Menschen. Von Visionen. Von Träumen. Von Sehnsüchten. Von Utopien. Wie vorauszusehen war.

Jahr für Jahr wird Wissen und Erfahrung gegen HoffnungVisionUtopie angehäuft. Gegen die ewige romantische Liebe. Gegen die freie und gerechte Gesellschaft. Und endlich ist der Anfang nicht mehr ohne das Ende, die Utopie nicht mehr ohne ihr Scheitern denkbar. Bis sich schliesslich beides unauflösbar ineinander verschraubt – die Wirklichkeit und die Erwartung. Am bittern Ende ist nicht mehr zu entscheiden, ob die Wirklichkeit die Erwartung bestätigt oder die Erwartung der Wirklichkeit entspricht. Wie vorauszusehen war.

Das Bild ging um die Welt.

Das Bild von Kind und Vogel.

Das Kind im Vordergrund.

Den Graben zwischen Vision und Wirklichkeit als Realität „auszuhalten“, hiesse, Trauer und „Mitschuld“ als wiederkehrende Belastungen unseres Lebens zu akzeptieren. Das aber macht uns Angst. Und diese Angst gebietet die Sehnsucht, diesen Graben in irgendeiner Weise zuzuschütten.

Mit den bekannten Magien der Verdrängung, mit der täglich aufzubringenden Kraftanstrengung, das Elend der grossen und kleinen Welten aus unserem Alltagserleben zu löschen.

Mit dem Versuch, die Vision der Wirklichkeit anzupassen. Gleich dem Hochspringer, der irgendwann einsehen muss, dass er wohl die sich in jugendlichem Übermut gesetzten 2.80 Meter niemals überspringen wird. Er muss, er kann VorstellungenAnsprücheTräume seinen physischen Möglichkeiten anpassen. Aber so leicht wie der Hochspringer mit der Lattenhöhe können wir es uns mit unseren Utopien nicht machen. Die Utopie der Messlatte der Realität, der Macht des Faktischen zu unterwerfen, hiesse, die Aufhebung von Unterdrückung, Ausbeutung, Not und Krieg als „unüberspringbar“ einzustufen und die davon Betroffenen definitiv zu Opfern

der Realität zu verdammen. Die Utopie einer freien und gerechten Gesellschaft aber ist keine das menschliche Potential übersteigende „Turnübung“, sondern die minimale Voraussetzung menschengerechter Existenz.

Oder mit dem Versuch, die Wirklichkeit der Vision anzupassen, das heisst Utopie einzulösen. Die Schwierigkeiten, auf die wir dabei stossen, sind uns allen hinlänglich bekannt. Wir wissen – es ist nicht nur, wenn auch insbesondere, die gesellschaftliche Macht, die bisher die Einlösung des Utopischen und damit die reale Beseitigung des Grabens von Vision und Wirklichkeit verhindert hat. Wir wissen – es ist auch unsere eigene Unzulänglichkeit, Mutlosigkeit und Kraftlosigkeit, ja, unser eigenes individuelles Interesse an der Aufrechterhaltung des Grabens zwischen der Realität unserer Privilegien und der Vision allgemeiner Gleichheit. Es sind die gesellschaftlich Mächtigen, das gesellschaftliche Zentrum und wir mehr oder weniger oppositionellen Mit-ProfiteurInnen, die gemeinsam, wenn auch nicht gleichermassen, den ZynikerInnen – die noch gar nie Visionen hatten – immer wieder Recht gegeben haben und geben werden, diesen ZynikerInnen, die erfolgreich behaupten, die Summe des Elends bleibe konstant, und Krieg sei ein menschlicher „Dauerbrenner“.

Das Bild ging um die Welt.

Das Bild von Kind und Vogel.

Das Kind im Vordergrund.

Der Vogel knapp dahinter.

Wo der Graben zwischen Vision und Wirklichkeit nicht nach der einen oder anderen Seite hin aufgehoben werden kann, wo die Kraft zu dauernder Auseinandersetzung mit Gefühlen wie Trauer, Verzweiflung, „Schuld“ und Scham fehlt, wo der Kampf gegen die gesellschaftliche Macht aussichtslos erscheint, zumal diese gesellschaftliche Macht zunehmend „ungreifbarer“ zu werden droht, wo die Zuspitzung auf ein paar wenige Mächtige – die mit gezieltem Fangschuss erledigt und damit die Tore zur heilen Welt endlich aufgestossen werden könnten – sich schon mehrfach als kindliche Zaubervantasia entpuppt hat, wo all das verbaut ist, droht gesamtgesellschaftlich, aber durchaus auch in oppositionellen Kreisen, die Gefahr, dass ein Druck entsteht, die Notleidenden auszugrenzen, zum Verschwinden zu bringen. Denn sie sind es ja, die den Graben zwischen Vision und Wirklichkeit immer wieder aufreissen. Wären sie nicht, alles wäre gut. Nur so ist erklärbar,

dass durchaus fortschrittliche SozialarbeiterInnen Wutgefühle gegen jene entwickeln, denen sie eigentlich helfen sollten und wollten. Weil sie immer noch leiden. Sich als „bearbeitungsresistent“ erweisen. Plötzlich wird über FixerInnen mit einer durch sogenannte „Fronterfahrung“ geprägten und von naiver Sozialromantik „befreiten“ Sprache gesprochen, die nur noch als menschenverachtend bezeichnet werden kann. Reden auch überzeugte AntirassistInnen von „den Albanern, die halt tatsächlich“, undsoweiter. Was voraussehen war – dass unter den herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen einfache Lösungen nicht „greifen“, dass unsere Therapiegesellschaft keine wirklichen Antworten auf gesellschaftliche Not hat, die an Hunderten und Tausenden von Einzelindividuen sichtbarer Alltag wird, dass der eigene individuelle Beitrag, der hier in keiner Weise kritisiert werden soll, letztlich wenig oder gar nichts bewirkt –, diese, zugegeben, beinahe unerträgliche Tatsache wird durch Diffamierung der Betroffenen abgewehrt und verdrängt.

Wir sind mit der Gefahr konfrontiert, dass die technokratische „Lösung“ gesellschaftlicher Probleme sich am Ende als eine neue Variante der definitiven „Lösung der sozialen Frage“ entpuppt. Und ich fürchte, auch wir mehr oder weniger oppositionellen Individuen und Gruppen können uns der „Verführung“ einer solchen „Lösung“ nicht entziehen. Die „Lösung der sozialen Frage“ besteht letztlich darin, die Privilegierten, also auch uns, von der „humanitären Last“ – es ist in diesem Land auch schon das Stichwort vom „humanitären Kitsch“ gefallen –, zu befreien, die ihren Reichtum beziehungsweise ihre Gemütlichkeit bedroht. Es geht darum, diesen Reichtum abzusichern, als etwas Rechtmässiges, das seinen EigentümerInnen zusteht. Nur wenn sie frei von der unangenehmen Vorstellung sind, die da leiden, litten ihres Reichtums wegen, können sie ihn wirklich geniessen. So liess, zum Beispiel, der ehemalige Generaldirektor des deutschen Versicherungskonzerns Gerling, wenn er morgens in sein Büro kam, alle Putzfrauen aus den Gängen, die er auf seinem Alltagsweg zu durchschreiten hatte, wegweisen. Aber eben – wer von uns liebäugelt nicht mit der Vorstellung, er oder sie könnte, endlichendlich, die frischgewaschenen Kleider von Irgendwo aus dem Kasten von Irgendwem nehmen und sich an irgendeinen Tisch mit irgendwelchen Früchten setzen, ohne daran erinnert zu werden, wessen Blut in KleiderKastenTischFrüchten geronnen.

Das Bild ging um die Welt.
Das Bild von Kind und Vogel.
Das Kind im Vordergrund.
Der Vogel knapp dahinter.
Steppe rundherum.

Das ist das Heimtückische – gerade die Vorstellung, es gäbe eine Art „Recht auf Glück“, ausgerechnet der Wunsch, die Utopie endlichendlich einzulösen – und von Utopien sind nicht nur wir Oppositionellen geprägt, sondern, beispielsweise, auch die modernen Naturwissenschaften –, die vorerst abstrakte Vorstellung einer rundum heilen Welt bedroht das Leben derer, für die sie eigentlich gedacht, die durch ihre Not, durch die Abwesenheit von „Glück“ und „Gemütlichkeit“ in ihrem Leben deutlich machen: Es ist nicht so. Und: Es könnte jederzeit anders kommen. Die Erhaltung der Vorstellung des Rechts auf Reichtum und „Gemütlichkeit“ fordert Opfer. Während die SiegerInnen diese „Gemütlichkeit“ zu sichern suchen, werden die andern ausgegrenzt. Weltweit werden ganzen Bevölkerungsteile ausgehungert oder durch Kriege dezimiert. Die Festungen werden neu gemauert, auf dass keine Umverteilung von oben nach unten, von Nord nach Süd stattfinde, auf dass innerhalb der Festungen die Fiktion aufrechterhalten werden kann, die Utopie sei eingelöst. Politik darf die Unlösbarkeit gesellschaftlicher Probleme nicht anerkennen. Politik – so jedenfalls verkünden PolitikerInnen, und darin unterscheiden sich die VertreterInnen der verschiedenen Parteien nur unwesentlich, zu gross ist die Angst, die BürgerInnen, die es so von ihnen erwarteten, würden ZweifelndeRatloseVerzweifelte mit Nichtwahl bestrafen –, Politik ist dazu da, die Probleme zu „lösen“, einfache Antworten auf komplexe Fragen zu geben. In die Hände gespuckt und vorwärts marsch. Deshalb werden auf dem Altar der Machbarkeit Lösungssorgien gefeiert, werden jene Gruppen geopfert, für die die Lösungen eigentlich gedacht waren und sind, die sich nahtlos in die Ausgrenzungs- und Tötungsfantasien des gesellschaftlichen Zentrums einfügen.

Auch die Opposition mit ihrer Hoffnung auf Überwindung des Leidens durch Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse ist nicht frei von Ausgrenzungsfantasien. Der selbst behinderte Autor des Buches „Tödlicher Zeitgeist“ Franz Christoph macht dies am Beispiel von Behinderung deutlich:

„Abfinden mit Leiden und Behinderung konnten sich... auch und gerade die Linken nicht. In ihrer Daseinsverpflichtung und aufgrund ihres politischen Bewusstseins entlarvten sie Leid als Folge gesellschaftlicher Missstände, die es zu bekämpfen galt. Langfristig – so ihre romantischen Prognosen – wird durch den sozialen und den damit verbundenen technischen Fortschritt alles Leiden besiegt. Schon dadurch erscheint der ‚trotzdem noch‘ existierende Behinderte in einem strukturell negativen Blick.“

Dass im „real existierenden Sozialismus“ gesellschaftliche Wirklichkeit beziehungsweise ihre Benennung zugunsten der Aufrechterhaltung des Abstraktums der eingelösten Utopie unterdrückt wurde, ist eine auch in oppositionellen Kreisen nicht mehr in Frage gestellte Tatsache. Vor Wiederholungstaten sind wir alle nicht gefeit.

Das Bild ging um die Welt.
Das Bild von Kind und Vogel.
Das Kind im Vordergrund.
Der Vogel knapp dahinter.
Steppe rundherum.
Und alles in der prallen Sonne.

Ich vermute, die Unfähigkeit zur Trauer entspricht zu einem grossen Teil der in patriarchalen Verhältnissen vor allem bei Männern verbreiteten Unfähigkeit, die Unberechenbarkeiten des Lebens, das heisst, „ungelöste“, „offene“ Situationen mit allem Widerspruch und Schmerz „auszuhalten“. Diese Angst vor dem Unberechenbaren, die Angst vor der Angst würde ich als „private Schwäche des Mannes“ im patriarchalen Konzept bezeichnen. Es ist die Angst „der Männer“ vor „den Frauen“, vor der Weiblichkeit in sich selbst, vor den beiden grossen Unberechenbarkeiten des Lebens, vor LiebeErotikLeidenschaft zum einen, vor dem Tod zum andern. „Männer“ versuchen, sowohl im Privaten als auch im Öffentlichen, das Unberechenbare, Leben und Tod, „Natur“ und „Frau“ unter Kontrolle zu bekommen – mit institutionalisierten Beziehungskonzepten, Heldentod, Gewalt, Spitzenmedizin, Gen-Technologie und, in letzter Konsequenz, mit einfachen „Lösungen“. Statt den Graben zwischen Vision und Wirklichkeit, die Unsicherheit darüber, ob Utopie jemals eingelöst werden kann, „auszuhalten“, wird die Situation „geklärt“. So wie unsichere Liebesbeziehungen mit Verträgen, Unterwerfung und Gewalt im „Normalfall“, Scheidung, Tod und

Mord im Bedrohungsfall „gesichert“ werden. „Klärung“ heisst im Hinblick auf die Unsicherheit im Gesellschaftlichen – Diffamierung der Utopie, Ausmerzung von Visionen und Träumen oder aber auch Beseitigung und Ausmerzung derer, die durch ihre blossе Existenz das Design einer heilen Welt bedrohen. Die Unfähigkeit, dauerhaft die Trauer ob des Grabens zwischen Vision und Wirklichkeit „auszuhalten“, droht einen Mangel an Mit-Leidensfähigkeit, schlimmer noch, die Unfähigkeit hervorzubringen, das Minimum an Handlung, das uns auch unter herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen möglich ist, die in oppositionellen Kreisen oft geschmähte individuelle, humanistische Hilfe zu leisten, weil sie, bekanntlich, nichts an den grundlegenden Verhältnissen ändert, kein „wirklicher“ Beitrag zur Einlösung des Utopischen ist, sondern, schlimmstenfalls, die herrschenden Verhältnisse durch Linderung des Leidens stabilisiert.

Das Bild ging um die Welt.
Das Bild von Kind und Vogel.
Das Kind im Vordergrund.
Der Vogel knapp dahinter.
Steppe rundherum.
Und alles in der prallen Sonne.
Das Kind mit dünnen, kurzen
Beinchen kauend.

Abwehr von Trauer prägt wesentlich die Entwicklung eines Teils der Opposition in den vergangenen Jahren. Gemeint ist der Rückzug ins Private, die Abkehr von gesellschaftlicher Utopie. „Das Private ist politisch.“ Ein Satz, den die Herrschenden, wären ihnen die Oppositionellen nicht wieder einmal zuvorgekommen, hätten erfinden müssen. Denn während sich die Oppositionellen, Frauen und neuerdings auch Männer, im Privaten, vor allem auf den Leintüchern von InterioGlobusRamensperger, um die Veränderung ihrer Psyche und ihres Körpers bemühen, einmal vor, einmal zurück, einmal leidenschaftlich, dann wieder soft, erst obergeil, dann abstinent, und immer ziemlich kompliziert, während die Oppositionellen (und natürlich auch viele andere) auf der Suche nach dem gelassenen und zugleich hingebungsvollen Umgang mit dem Sexuellen zwischen Gleichen, die je „Ja“ oder „Nein“ sagen können, aber den Wunsch verspüren, immer zum gleichen Zeitpunkt

in einem, zumindest, zweistimmigen „Ja“ aufeinanderzutreffen, ohne die eigene Person aufzugeben, die andere Person zu unterwerfen, ohne Abgrenzung und ohne Verlust der Autonomie, während die Oppositionellen am Grat zwischen Freiheit und Geborgenheit im Privaten herumkraxeln, auf der Grundlage der These, wer im eigenen Schlafzimmer patriarchale Beziehungsformen praktiziere, könne im weltpolitischen Massstab nicht ernst genommen werden, was zweifellos und ohne Einschränkung stimmt, auch wenn es ein wenig an den Satz „Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland“ erinnert; während die Oppositionellen auf Matratzen, therapeutischen und ganz gewöhnlichen von Bico, den Tabubbruch von immer neuen Seiten her proben, in Erwartung der Einlösung des Utopischen durch das Private, wo sie noch vor dreissig Jahren die Änderung der herrschenden Strukturen abwarten, bevor sie sich mit der eigenen Psyche befassen wollten, was in der Zwischenzeit gründlich vom Hintern auf die Knie gestellt worden ist; während die Oppositionellen das für politisch erklärte Private ins Zentrum ihrer Bemühungen gerückt haben, beginnen andere, ihre „Tabubrüche“ ins Öffentliche zu verlagern. Zum Beispiel in die Asyl-, Ausländer- und Sozialpolitik.

Die Logik der Verwertungsgesellschaft beginnt sich gegen sozialstaatliche Vorstellungen durchzusetzen, weltweit seit langem, jetzt zunehmend auch in den Metropolen. Ein Teil der Menschheit wird ausgehungert. Weltweit und um die nächste Ecke. Die Arbeitslosenzahlen erreichen auch in der reichen Schweiz Höchstwerte. Ich beginne meine statistischen Chancen auszurechnen. Mich wird's wohl nicht treffen. Auch wenn die Aufträge, die momentan meine Zinsen, Wasser, Strom, Essen, Bücher, WC-Papier und und und decken, teilweise kleiner werden oder gar ganz ausfallen – für einen wie mich wird sich immer wieder etwas finden. Denke ich. Verschämt und froh zugleich. Und, womöglich, auch etwas zu selbstsicher. Das Reden über die Zwei-Drittels-Gesellschaft, die weltweit eher zur Ein-Zehntels-Gesellschaft verkommt, hat immer etwas Zynisches. Mannundfrau geht davon aus, dass mannundfrau noch einmal davonkommt. Aber diese Wirtschaft prallt früher oder später in jedem Winkel der Welt definitiv an die Grenzen der Ausbeutung von Menschen und Ressourcen. Und dann ist Kollaps angesagt. Mit Beruhigung höre ich von einem oppositionellen Ökonomen, der Kollaps werde erst in etwa dreissig Jahren kommen, vorher, wahrscheinlich, nochmals eine dieser langen Wellen, die durch Aufschwung geprägt sei. Ich atme innerlich auf. Er und ich werden dann schon satte siebzig sein, das Leben gelebt und gerade noch davongekommen. Ich erschrecke. Das ist die

Antwort auf Max Frisch's perfide Frage: „Sind Sie sicher, dass die Erhaltung des Menschengeschlechts, wenn Sie und alle Ihre Bekannten nicht mehr sind, Sie wirklich interessiert?“ [Tagebuch, 1966]

Das Bild ging um die Welt.
 Das Bild von Kind und Vogel.
 Das Kind im Vordergrund.
 Der Vogel knapp dahinter.
 Steppe rundherum.
 Und alles in der prallen Sonne.
 Das Kind mit dünnen, kurzen
 Beinchen kauern.
 Die Ellbogen aufgestützt,
 Der Kopf der Erde zugefallen.

Für die einen ist die Utopie eine Art abstrakter Entwurf, ein Werk, das sie im Laufe ihres Lebens zu schaffen sich vorgenommen haben. Das Misslingen ist eine Enttäuschung, eine Verletzung der Eitelkeit. Existentiell bedrohlich ist es nicht. Ihnen bleibt der gewiss nicht angenehme Abschied von einer Vorstellung. Für die anderen aber ist die Utopie die letzte Hoffnung auf Überleben beziehungsweise auf ein einigermaßen anständiges Leben. Für sie ist der Abschied von der Utopie eine Tragödie, ein faktisches Todesurteil. Die meisten von uns sind auf die Einlösung des Utopischen nicht wirklich angewiesen, im Gegenteil – die grosse Utopie gefährdet unsere kleinen Interessen, die Einlösung der oft beschworenen internationalen Solidarität würde uns, zumindest materiell, ärmer machen. Die Tatsache, dass es in der grossen weiten Welt nicht läuft, wie wir uns das, womöglich, vorstellten, kompensieren wir mit dem Rückzug ins Private, mit dem Genuss von gutem Wein und reichhaltigem Essen. Denen, die hungern, die in Kriegsgebieten zu überleben suchen, ist der Fluchtweg ins Private verstellt – die grosse weite Welt hockt ihnen direkt unter der Bettdecke, sofern sie eine haben. Nur der oder die Privilegierte kann sich fragen, ob es nicht besser wäre, sich endlich vom „Ballast“ ganzheitlicher Gesellschaftsentwürfe zu entlasten. Sich ganz im Sinne des positiven Denkens, auf das zu beschränken, was Erfolg verspricht. Um, endlichendlich, zu den SiegerInnen zu gehören. Das Erfolgsversprechende ist immer das, was unter herr-

schenden Verhältnissen erfolgreich ist. Wo die Opposition zu den SiegerInnen gehören will, da wird sie, in letzter Konsequenz, ihrer eigentlichen Ziele beraubt.

Wir leben in einer Zeit, in der die grossen Utopien – die sich in einer umfassenden gesellschaftlichen Vision äussern, die jenen alten menschlichen Sehnsüchten nach Freiheit und Solidarität, Gleichheit und Gerechtigkeit, Leben und Lieben ohne Angst ein Gesicht zu geben versuchen – zynisch als „Kinderträume“ oder „Jugendsünden“ diffamiert und, den Gesetzen der Wegwerfgesellschaft folgend, reihenweise auf den Abfallhaufen der Geschichte geworfen werden. So wird, worauf eben noch pathetisch gesetzt und gehofft, enttäuscht entwertet. Die Liebe und die Utopie. Die Geliebten und die MitstreiterInnen. Die Verwerfung des Utopischen ist, auch, Abwehr von Trauer. Denn die Erinnerung an die Utopie ist schmerzlich. Sie reisst den Graben zwischen Wunsch und Wirklichkeit immer wieder auf. Die Trauer ist die Erinnerung an die „verlorene“ Utopie zum einen, die Erinnerung an die Grenzen menschlicher Veränderungsfähigkeit zum anderen. Beides ist schmerzlich. Wir möchten nicht an Verlust, nicht an unsere Grenzen erinnert werden. Weil damit auch der Tod als letzte Grenze und grösster Verlust in unser Bewusstsein rückt. Weil die Erinnerung an die Utopie deutlich macht, dass es anders sein könnte, ja, müsste, als es ist. Diese Vorstellung stört unsere beschauliche Gemütlichkeit. Die „Bescheidenheit“ der Privilegierten ist eine durchaus angenehme. Für andere aber gibt es, in diesen Verhältnissen, keine Existenz in Genügsamkeit. Da ist jede Minute, jede Stunde, jeder Tag Erinnerung daran, dass nicht sein dürfte, was ist.

Das Bild ging um die Welt.

Das Bild von Kind und Vogel.

Das Kind im Vordergrund.

Der Vogel knapp dahinter.

Steppe rundherum.

Und alles in der prallen Sonne.

Das Kind mit dünnen, kurzen

Beinchen kauernd.

Die Ellbogen aufgestützt.

Der Kopf der Erde zugefallen.

Der Vogel mit eingezogenem
Hals lauernd.

Die in den Sechziger und Siebziger Jahren weltweit aufkeimende Hoffnung, nun könne endlich gelingen, was bis dahin immer gescheitert, die Einlösung der ganzheitlichen Utopie einer freien und gerechten Gesellschaft, diese Hoffnung erwies sich irgendwann als kindliche Allmachtsfantasie. Stück um Stück verloren die als Symbole der Utopie gefeierten Länder ihre „Unschuld“. Und noch ist nicht klar, was die Folgen sind. Ist der Sozialismus beziehungsweise Kommunismus als Utopie durch den „real existierenden Sozialismus“ erledigt worden? Auffallend ist zumindest, dass diese Wörter kaum mehr in den Mund genommen werden, auch von jenen nicht, die noch knapp bis zum Fall der Berliner Mauer gerade diese Vision auf ihre Fahne schrieben. Ohne sichtbare Trauer wurde da eine Utopie auf Null abgeschrieben.

Die von Margarete und Alexander Mitscherlich in ihrem Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ beschriebene Abwehr von Trauer-, Scham- und Schuldgefühlen ist auch in oppositionellen Kreisen wirksam. Mann und Frau erinnern sich nur an die eilig von Wänden und Sockeln geholten Darstellungen eben noch hochgehaltener sozialistischer beziehungsweise kommunistischer Führungsfiguren. Wer würde sich, beispielsweise, heute noch Marx, Engels, Lenin, Stalin oder Mao ans Revers stecken? Und wie viele von denen, die noch vor wenigen Jahren „Klassenkampfsprüche klopfen“, begannen umgehend zu erklären, der Links-Rechts-Widerspruch sei überwunden, Marx Engels Marcuse und so weiter zu verramschen?

Wie viele Menschen wurden einer Idee „geopfert“? Wie viele von den Machthabern mit roter Couleur liquidiert? Wo ist unsere Trauer geblieben? Die Trauer über den Verlust von Menschen? Die Trauer über den Verlust einer Vision? Die Trauer über unsere eigene „Verschuldung“? Und welchen Schaden haben die genommen, die nicht getrauert, die so getan, als ob nichts geschehen wäre? Es gibt nicht nur die fehlende Trauer nach dem Zusammenbruch des sogenannten Tausendjährigen Reichs, nicht nur die Unfähigkeit zur Trauer nach Auschwitz, es gibt auch die Unfähigkeit zur Trauer nach Sibirien und dem Massaker in Peking. Der Hinweis, mann oder frau habe das alles für kapitalistische Propaganda gehalten, genügt ebenso wenig wie der Hinweis, mann und frau habe ja immer gesagt, das habe mit der Einlösung einer sozialistischen oder kommunistischen Utopie

nichts zu tun. Menschen, mit denen wir hofften, wurden von Menschen, mit denen wir auf dasselbe hofften, unterdrückt, gefoltert und getötet.

Die Zerstörung der Allmachtsfantasie, mannoderfrau könne die Welt endlich in ihren Grundlagen verändern und ins Reich der Utopie führen, die Zerstörung dieser Allmachtsfantasie, wie sie beispielsweise die 68erInnen durchaus gehabt haben, enthält die Gefahr, dass nicht die Trauer über die eigene Machtlosigkeit einsetzt, sondern die Diffamierung – die Diffamierung der Utopie, die Diffamierung „des Menschen“ an sich, der nicht utopiefähig sei, die Diffamierung der MitkämpferInnen, die die gemeinsame Idee „verraten“, zu revisionistisch oder zu radikal gewesen. Die menschenverachtenden Grabenkämpfe in oppositionellen Kreisen sind ein Indiz für die Abwehr von TrauerSchamSchuld. Da wird die Exkommunikation ehemaliger MitstreiterInnen zum grossen Schlag gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse stilisiert.

Das Bild ging um die Welt.
Das Bild von Kind und Vogel.
Das Kind im Vordergrund.
Der Vogel knapp dahinter.
Steppe rundherum.
Und alles in der prallen Sonne.
Das Kind mit dünnen, kurzen
Beinchen kauern.
Die Ellbogen aufgestützt.
Der Kopf der Erde zugefallen.
Der Vogel mit eingezogenem
Hals lauernd.
Das Kind ausgemergelt und erschöpft.

Wir sind überfordert mit der Weltlage. Das erzeugt die Gefahr, dass wir nicht mehr in der Lage sind, zu empfinden, was ist, nachzuempfinden, wie es Millionen und Abermillionen von Menschen geht. Der Vergleich, ich weiss, ist heikel, und er darf die Einmaligkeit des historischen Geschehens nicht verdecken, der Vergleich zu Auschwitz muss mit aller Vorsicht gezogen werden. Was heute auf dieser Welt geschieht, ist auf andere Weise ähnlich ungeheuerlich wie das, was in Auschwitz und Treblinka geschehen,

und wieder stimmen die Gefühle der Beteiligten nicht mit dem Grauen überein. Auch wir machen uns vor: Wir tun nur unsere Arbeit. Leben nur unser Leben. Haben von nichts gewusst. Konnten nicht mehr tun. Undso weiter. Undso weiter. Es geht nicht nur um die Trauer. Es geht um das Eingeständnis von „Schuld“. Wir tun zu wenig. Wenn sich einige ausnehmen wollen – bitte. Ich jedenfalls tue zu wenig. Ich hoffe, dass ich davonkomme. Ich denke, beispielsweise, über mein Liebesleben nach, während in Ruanda die Leichen gleich zu Tausenden stromabwärts geschwemmt werden, eine um die andere um die andere um die andere, in Ex-Jugoslawien Menschen um ihr Leben rennen, Tausenden von Frauen und Kindern sexuelle Gewalt angetan wird. Ich tue zu wenig. Ich werde gewusst haben, was geschehen ist. Und ich werde nicht erklären können, ich hätte alles in meinen Kräften Stehende getan. Dies nicht zu verdrängen, ist das Wenigste, was ich tun kann.

Das Bild ging um die Welt.
Das Bild von Kind und Vogel.
Das Kind im Vordergrund.
Der Vogel knapp dahinter.
Steppe rundherum.
Und alles in der prallen Sonne.
Das Kind mit dünnen, kurzen
Beinchen kauern.
Die Ellbogen aufgestützt.
Der Kopf der Erde zugefallen.
Der Vogel mit eingezogenem
Kopf lauernd.
Das Kind ausgemergelt und erschöpft.
Hebt noch einmal leicht den Kopf.
Lässt sich fallen.

Was bleibt? Verzweifelte Hoffnungslosigkeit? Oder verzweifelte Hoffnung? Daran zu erinnern, was auch möglich gewesen wäre, wenn? Dass es (auch) dem menschlichen Potential entsprochen hätte, eine Welt aufzubauen, die kein Elend, keinen Krieg, keine Spaltung in ObenundUnten, ArmundReich,

Mann und Frau, Behinderte und Nichtbehinderte kennt. Dass Träume, Sehnsüchte, Hoffnungen keine Illusionen sind, sondern Darstellungen dessen, was auch vorstellbar wäre, wenn wir die Macht der Herrschenden nicht bis in den letzten Winkel der Erde und in alle Ritzen der individuellen menschlichen Psyche vordringen liessen.

Was also bleibt? Das krampfhaft Aufrechterhalten oder Aufrichten von Perspektiven, die sture, wider jede Vernunft und Erfahrung geschürte Hoffnung auf bessere Zeiten, letztlich die Verdrängung dessen, was unsere Realität bisher ausgemacht hat, in der Hoffnung, die Wirklichkeit lasse sich irgendwann, gegen jede Vernunft und Erfahrung, wenden? Das uneinsichtige Alleswirdgut, das auch in Zukunft, mit Bestimmtheit, wieder irgendwo irgendwann einem Baggerzahn zum Opfer fällt? Oder die mit Sicherheit irgendwann bestätigte prophetische Leier des schlimmsten Falls? Die coole Gelassenheit derer, die jeder neuen Liebe das absehbare Ende voraussagen, auch der eigenen? Der abgeklärte Zynismus der in politischen Niederlagen Erfahrenen? Das Gelächter meiner SchülerInnen während der RTL-Schnulzensendung „Traumhochzeit“ kann so wenig wie mein abgeklärtes „Washabtihr denn anders erwartet?“ nach einer weise vorausgesagten Abstimmungsniederlage die enttäuschte Hoffnung auslöschen. Das Wissen beseitigt weder die Sehnsucht noch die Hoffnung. Die Abgeklärtheit ist der hilflose Versuch, sich als Wissender zu erweisen und, dies vor allem, die Trauer zurückzudrängen. Die Trauer wird unterdrückt, die Verzweiflung, wie die PsychoanalytikerInnen sagen würden, „abgespalten“. Aber wo Gefühle verdrängt werden, macht sich Langeweile breit. Da wird die Benennung des dramatischen Elends zum „kalten Kaffee“.

Mit den beschriebenen Schwierigkeiten kämpfe ich auch beim Schreiben dieses Textes. Immer wieder der Versuch, in alltägliche Kleinigkeiten auszuweichen, mich privaten Angelegenheiten zuzuwenden, die wiederkehrende Angst vor Trauer Verzweiflung Hilfllosigkeit, die Angst, mich ungeschützt mit der Situation, wie sie ist, zu konfrontieren, die Angst, mich unbeliebt zu machen, als öder, saftloser Kümmerling der gelangweilten Verächtlichmachung zum Opfer zu fallen.

Das Bild ging um die Welt.

Das Bild von Kind und Vogel.

Das Kind im Vordergrund.

Der Vogel knapp dahinter.

Steppe rundherum.

Und alles in der prallen Sonne.

Das Kind mit dünnen, kurzen

Beinchen kauernd.

Die Ellbogen aufgestützt.

Der Kopf der Erde zugefallen.

Der Vogel mit eingezogenem

Hals lauernd.

Das Kind ausgemergelt und erschöpft.

Hebt noch einmal leicht den Kopf.

Lässt sich fallen.

Der letzte Atemzug.

Die Angst vor dem Satz „Nichts Neues“. Nichts Neues – das ist die sprachkosmetische Aufbereitung der bitteren und unsere Eitelkeit verletzenden Tatsache, dass wir die Alten geblieben. Aber dass Claudia Schiffer tatsächlich mit David Copperfield verlobt ist und (der inzwischen verstorbene) François Mitterrand bei den D-Day-Feierlichkeiten zweimal zu spät kam, das ist meganeu. Nur – was ändert es an der Weltlage und der Befindlichkeit in den Hütten der Notleidenden und Armen? Schon bin ich in die Wiederholungsfalle getreten. Quillt, zumindest in meiner Fantasie, aus angeekelten Gesichtern die vernichtende Formel: Kennen wir... Kalter Kaffee.... Was soll das schon wieder? ... Formeln, die ich mit dem Bericht der Frau, die mir erzählt, sie sei als Kind sexuell ausgebeutet und vergewaltigt worden, konfrontiere: Ausgelutschtes Modethema!

Es genüge, wenn Themen angetippt, plapperte vor einiger Zeit, ein Schriftsteller daher. Themen seien nicht mehr interessant, alles schon abgehandelt, alles bekannt, und nach dem „definitiven Kriegsbuch“, das seiner Meinung nach geschrieben, gibt wohl auch der Krieg definitiv nichts mehr her – für die Literatur. Ausser es fände eineodereiner überraschenderweise doch noch einen gänzlich neuen Dreh, die ewiggleichen Kriegstotengurgelnopferängste zu beschreiben. Nicht der Krieg ist von Interesse, sondern die Variation seiner Darstellung. Die Sucht nach Neuem – das ist der Zynismus, der die Welt zum Objekt der Unterhaltung macht. Diese Nummer kennen wir doch, denken wir und schalten von den Hungerbäuchen in Somalia über die

Fettwänste, die sich zum hundertsten Mal auf der bumsfidelen Alm wälzen, zu irgendeiner, auch schon zum tausendsten Mal wiederholten Romanze, deren verklärter Ausgang seltsamerweise immer noch einigen, ja, vielen, Tränen zu entlocken vermag.

Und dann immer diese penetrante Erinnerung der Ewiggestrigen an die nicht eingelöste Utopie. Immer wieder diese ausgelutschte Traurigkeit angesichts des Grabens zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Nicht, dass sie nicht Recht hätten, aber – und das ist das Schlimmste, was mannoderfrau einemodereiner in dieser totalen Show- und Design-Kultur vorwerfen kann – das ist doch nichts Neues, alles sattem bekannt. Das Schlimmste ist nicht die Realität – wobei sie für die Betroffenen auch durch tausendfache Wiederholung nicht spürbar gemildert wird –, das Schlimmste ist, dass sie die ihr (bisher) Entgangenen beziehungsweise Entronnenen langweilt. Und so muss das Design der Katastrophe in immer höheren Kadenzen erneuert werden, der Inhalt wird bedeutungslos – die Frage, die interessiert, heisst: Wie wird der Hunger heute Abend „aufgemacht“? Subtile Verdrängungsmagie, die es ermöglicht, weiterzumachen, als ob nichts geschähe. Der aufgemotzte Krieg ist ja nur eine Inszenierung ohne echtes Blut und reale Leichen, eine blosser Fiktion zum Zwecke der Unterhaltung der vom gewöhnlichen Elend Angeödeter. Die Tatsache, dass noch immer ist, was tausend- und millionenfach erlitten, kann nur ZynikerInnen langweilen. Aber ZynikerInnen sind die meisten von uns – als Fernseh-, Kultur- und KonsumentInnen oppositioneller Politik. Wir alle wollen in gut geheizten Wohnungen, beim Cüpli in irgendwelchen Schickimicki-Bars oder beim alternativen Ferienplausch in kinderfreundlichen Hotels endlich die beruhigend neue Nachricht erhalten, dass wir mit gutem Gewissen weitermachen können. Den ÜberbringerInnen dieser Nachricht ist der Applaus gewiss. Die Folge dieses Unterhaltungs- und Erfolgswangs ist die Verabschiedung der Politik aus Literatur, Kunst schlechthin, ja, sogar aus der Politik. Es ist zu befürchten, dass für Kultur und Politik, auch für oppositionelle, gilt, was Neil Postman einst übers TV geschrieben: „...und genau das will eine gute Fernsehsendung ja stets erreichen: Applaus, nicht Nachdenklichkeit...“ Aber nur derdie Privilegierte kann die wiederholte Benennung des Elends als langweilig empfinden. Die Wiederholung der Nachrichten über den Zustand der Welt ist an sich nicht langweilig, sie ist unerträglich, sie würde uns, ausgehalten, dauernd mit den eigenen Grenzen, der eigenen Ohnmacht konfrontieren. Gerade diese Gefühle wollen wir verdrängen. Deshalb empfinden wir die Erinnerung an das alltägliche Elend als „müde Leier“. Aber

es ist nicht langweilig, dass gestern, heute und morgen 40'000 Kinder verhungern. Es ist grauenhaft. Dass wir es als langweilig zu empfinden gelernt, macht es erträglicher, schlimmer noch – es macht die verhungerten Kinder inexistent. Das Langweilige hat keinen Nachrichtenwert. Es findet, in unserer Medienwelt, nicht statt. Das ist die perfekte Anpassung der Realität an die Vision, an die Television.

Wenn wir Menschen bleiben oder werden wollen aber, bleibt uns nichts anderes, als das langweilige Elend zur Kenntnis zu nehmen, immer wieder die Kraft aufzubringen, die Trauer ob dem Graben zwischen Vision und Wirklichkeit „auszuhalten“.

Das Bild ging um die Welt.
Das Bild von Kind und Vogel.
Das Kind im Vordergrund.
Der Vogel knapp dahinter.
Steppe rundherum.
Und alles in der prallen Sonne.
Das Kind mit dünnen, kurzen
Beinchen kauend.
Die Ellbogen aufgestützt.
Der Kopf der Erde zugefallen.
Der Vogel mit eingezogenem
Hals lauernd.
Das Kind ausgemergelt und erschöpft.
Hebt noch einmal leicht den Kopf.
Lässt sich fallen.
Der letzte Atemzug.
Jetzt spreizt der Vogel die Flügel.

Was bleibt, ist die Sehnsucht, dass die Welt ganz anders wäre, als sie ist. Und so stehen wir vor der Frage, ob wir diese Sehnsucht den Traumfabriken überlassen oder mit Tränen in den Augen, immer wieder, den Utopien entgegenstolpern wollen. Im schmerzlichen Wissen darum, dass wir niemals ankommen und andere den Preis dafür bezahlen werden. „An dieser Stelle schwöre ich: Ich werde lieben bis zuletzt“, schreibt Nicole Müller in ihrem

Buch „Denn das ist das Schreckliche an der Liebe“. Ausgerechnet, nachdem sie von der Geliebten verlassen worden ist. Vielleicht macht das die Lebendigkeit der Verzweifelten aus, dass sie sich – und das unterscheidet sie von den VerdrängerInnen mit dem positiven Blick -, im vollen Wissen um die Aussichtslosigkeit, in geradezu verzweifelterm Trotz, immer und immer wieder „hingeben“, alten und neuen Lieben, neuen und alten Utopien. Und immer wieder auch der Trauer. Wobei sich's gut genährt um einiges besser trauern lässt als vor leerem Teller.

Das Bild ging um die Welt.
Das Bild von Kind und Vogel.
Das Kind im Vordergrund.
Der Vogel knapp dahinter.
Steppe rundherum.
Und alles in der prallen Sonne.
Das Kind mit dünnen, kurzen
Beinchen kauend.
Die Ellbogen aufgestützt.
Der Kopf der Erde zugefallen.
Der Vogel mit eingezogenem
Hals lauernd.
Das Kind ausgemergelt und erschöpft.
Hebt noch einmal leicht den Kopf.
Lässt sich fallen.
Der letzte Atemzug.
Jetzt spreizt der Vogel die Flügel.
Dann hebt der Geier ab. [1994]

Literatur

- Franz Christoph - Tödlicher Zeitgeist - Notwehr gegen Euthanasie - Kiepenheuer & Witsch, 1990, Köln
- Max Frisch - Gesammelte Werke - werkausgabe edition suhrkamp, 1976, Frankfurt am Main
- Alexander und Margarete Mitscherlich - Die Unfähigkeit zu trauern - R. Piper & Co., 1967, München
- Nicole Müller - Denn das ist das Schreckliche an der Liebe - Nagel & Kimche, 1992, Zürich/Frauenfeld
- Neil Postman - Wir amüsieren uns zu Tode - Fischer Taschenbuch Verlag, 1988/1990, Frankfurt am Main

Sind Sie wirklich **V** erhungert?
Lieber **V** ater – zum Letzten.
V om Mann zum Menschen.

Sind Sie wirklich verhungert?

Nie werden die US-AmerikanerInnen wissen, wen sie wirklich gewählt haben. Der in den nächsten vier Jahren im Weissen Haus Liegende ist nur der zum Präsidenten Erklärte. Aber vielleicht haben sie, in Wirklichkeit, den Mann gewählt, der jetzt mit verkniffenem Gesicht jeden Samstagmorgen eigenhändig den Rasenmäher über das kräftig gedüngte Viereck hinter dem Reiheneinfamilienhaus schiebt. Der Mann, den sie auch ohne das kostspielige Abstimmungsbrimborium zum Präsidenten hätten küren können – so wie WahrsagerInnen uns ihre Prophezeiungen auch zu verkünden vermöchten, ohne vorher stundenlang in Sterne, Karten oder Kaffeesatz zu starren, als gäbe es dort irgendetwas zu sehen –, wird in Washington und Kualalumpur, vor Mikrofonen und Kameras überzeugend den mächtigsten Mann der Welt geben. Als hätte er schon bei der Geburt den präsidialen Stempel auf den Hintern bekommen. Er wird in sein Amt hinein-, wird an seiner Aufgabe wachsen. Heisst es in der Schweiz etwa. Und vor allem – wir werden dem staatsmännischen Gestus erliegen... wollen.

Keine und keiner wird sich zu fragen trauen: „Sind Sie tatsächlich der rechtmässige Präsident der Vereinigten Staaten?“ Denn der Mächtige verbittet sich, mit Berufung auf den Kommentar, Fragen. Vor allem unangenehme. Als der damalige deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl, durchaus höflich, gefragt wurde, ob er im Falle einer Anklage wegen Falschaussage in der sogenannten Flick-Affäre im Amt zu bleiben gedenke, reagierte er barsch: „Ich frage mich schon, welche Umgangsformen wir hier haben.“ Das machtlose, zum Beispiel sexuell ausgebeutete, Opfer allerdings kann sich, zweierlei Wirklichkeit, weder auf Etikette noch Respekt berufen. Ihm werden in unerträglichem Zynismus immer und immer wieder Fragen gestellt, die wiederholen, was ihm angetan. „Hat Ihr Vater Ihnen tatsächlich? Ist es nicht denkbar, dass Sie sein Ding mit dem Wattestäbchen verwechseln, mit dem er Ihr Ohr gereinigt hat? Das Ganze ist doch schon zehn Jahre zurück, und Sie waren damals ja noch ein Kind.“ Der zweifelnde Blick des Generalsekretärs der UNO wird ihm erspart bleiben. Und auch der schweizerische Aussenminister, seinerzeit selbst nur mit einer einzigen Stimme Vorsprung gewählt, wird sich hüten, den Präsidenten zu fragen, ob er nicht doch ein wenig nachgeholfen. „Haben Sie sich nicht, mit neun Jahren noch, absichtlich vor dem Schreibtisch Ihres Vaters gebückt, damit er sah, dass

Sie unter dem Schlumpfnachthemd kein Höschen trugen?“ Es wird auch keiner den Sieger fragen, ob er sich nicht selbst erfunden. Fragen dieser Art müssen sich nur Opfer gefallen lassen. Weil's immer mal wieder einen Fall gibt, in dem die Realität dem Vorurteil gehorcht, der dann prompt verfilmt wird.

Aber was kümmern uns die AmerikanerInnen, wir haben ja unsere eigenen (Un-)Wirklichkeiten. Nie, beispielsweise, werden wir mit Sicherheit wissen, ob der Steinegger Franz auch bei den letzten Bundesratswahlen wieder bereit gewesen und nur auf Druck seiner ParteikollegInnen die Erklärung abgab, er stehe nicht zur Verfügung; ob Christoph Blocher den neuen Bundesrat seiner Partei tatsächlich mit einem korruptionsverdächtigen Tessiner Strafgerichtspräsidenten verglichen, oder ob beides zwar in der Zeitung gestanden, in Wirklichkeit aber ganz anders gewesen ist. Dass ExponentInnen der SP die Wahl von Samuel Schmid als Sieg feierten, das, allerdings, habe ich, wie die Mondlandung, mit eigenen Augen gesehen – im Fernsehen.

Konstruiert sei die Welt, die wir kennen, klären uns die MedienphilosophInnen auf. Spätestens seit Kant wissen wir – wir kriegen die Welt, wie sie wirklich ist, nicht zu fassen. Und wenn wir, der amerikanischen Wahlen wegen, eben gerade noch das ganz angenehme Gefühl bekommen haben sollten, es käme, in der Demokratie, tatsächlich, auf jede Stimme an, dann zerbricht uns dieses Stückchen Wirklichkeit umgehend in der Hand, denn wir werden niemals wissen, ob unsere Stimme überhaupt gezählt wird. Wer wollte allen Ernstes behaupten, in der Schweiz sei noch nie ein Bündel Wahlzettel zwischen Korpus und Gipswand gerutscht und erst beim nächsten Frühlingsputz entdeckt worden, als längst der Falsche als Ständerat vereidigt worden war.

Und was ist das für eine Wirklichkeit, in der sich ein milliardenschwerer SVP-Politiker als erfolgreichster Oppositioneller zu gebärden vermag, indem er die 80er Jugendbewegung ihres bekanntesten Slogans, „Macht aus dem Staat Gurkensalat“, beerbt. Ist das noch Realität, wenn SozialdemokratInnen die „Koalition der Vernunft“ beschwören und sich, offensichtlich, so sehr und gerne als Teil des bürgerlichen Machtzentrums sähen, dass sie, als Alternative zur lovely Rita, allen Ernstes, den Präsidenten der Schweizerischen Offiziersgesellschaft ins Finale der letzten Bundesratswahlen bugsieren? Oder haben sie, in Wirklichkeit, den obersten Militärkopf nur aus der Reserve locken und damit zum Abschuss durch seinesgleichen freigeben wollen? Was ist da wirklich? Wirklich noch Opposition? In einer

Zeit, in der sich die Macht längst aus der Folkloreveranstaltung, die sich Politik nennt, verabschiedet hat?

Verschobene, brüchige, flüchtige Wirklichkeiten. Alles halb so schlimm. Wir sehen, was wir sehen wollen. Eine Königin, wo wir eine Königin erwarten. Einen Rebellen, wo wir uns einen Rebellen wünschen. Wenn da nur nicht der Mann wäre, der gestern auf dem elektrischen Stuhl den letzten Atemzug getan. Weil in den USA keiner Präsident wird, der sich dem „Rübe ab!“ widersetzt. Aber – war er wirklich der Mörder? Und die drei Altchen, die über Neujahr in den Tod begleitet wurden? Wollten sie wirklich sterben? Oder wurden sie nur gefragt, ob sie wirklich so weiterleben wollten, als volkswirtschaftlicher Belastungsfaktor. Beschränkt sich der Wahnsinn tatsächlich aufs Rindfleisch? Das immer noch weit weniger gefährlich ist als die Überquerung einer mittleren Hauptstrasse. Die Gefahren der Moderne entziehen sich der erlernten Wahrnehmung. Insgeheim ahnen wir – so kann es nicht weitergehen. Irgendwo unter den Trommeln von Fun & Co. mottet die Angst vor der Rache der Götter und Naturgewalten. Jedes Mal, wenn die Bedrohung zum realen Ereignis wird, steigert sich die Furcht zur Panik. Jetzt ist es so weit. Aber wenn dann die anhaltende Wirklichkeit die Aufregung nicht so ganz zu bestätigen scheint, der atomare Schlagabtausch nicht wirklich stattfindet, wenn wir Tschernobyl, Schweizer Halle, Bhopal, AIDS und Rinderwahn überleben – die Toten schweigen diskret –, kehrt die alte Gewissheit zurück, dass uns im Grunde nichts passieren kann. Bis uns der nächste Tunnelbrand oder die obligaten Lawinen für einen kurzen Moment wieder aus der Fiktion reißen, wir und unsere Liebsten seien, letztlich, unsterblich. Wenn wir, wenn die Verantwortlichen – die im Katastrophenfall umgehend eingeklagt werden – nur alles richtig machen. Der Tod, obwohl das einzige, was uns Individuen sicher, erscheint uns nicht als Teil der Wirklichkeit. So wenig wie die Folgen unseres kollektiven Raubzugs in die letzte aller Kolonien, die Zukunft. Sind die Bäume, fragen wir, tatsächlich an den Folgen unserer Wachstumsgesellschaft gestorben? Haben Überschwemmungen und Stürme wirklich zugenommen? Oder haben sie, früher, ganz einfach falsch gezählt? „Und Sie“, würden wir einen der namenlosen Millionen fragen, „sind Sie tatsächlich verhungert? Haben Sie nicht einfach bloss Messer und Gabel verschluckt?“ Damit wir's uns in der gewohnten Wirklichkeit weiterhin gemütlich machen können. [2001]

Lieber Vater – zum Letzten.

Lieber Vater – jetzt gibst du endgültig keine Antwort mehr. Unsere letzte Stunde erscheint mir geradezu symbolisch für die Jahre davor. Ich kam. Du lagst auf dem Bett, die Augen schon ins Leere starrend. Du hörtest, sahst mich nicht mehr. Dein Puls war für mich kaum spürbar, und nur ein leichtes Schlucken verriet, dass du noch lebstest. Aber mein „Vater“ hörtest du nicht mehr. Eine halbe Stunde später warst du tot.

Mir schien seit Längerem, es würde bald einmal zu Ende gehen mit dir. Ich habe noch das Bild vor Augen, wie du bei der letzten Fahrt mit dem eigenen Auto ausstiegst, das Steuer hattest du schon länger mir überlassen, das Bild, wie du gebückt, langsam, schwer atmend, fast schon zu Boden sinkend, zur Haustüre gingst, hat mich beelendet. Und so war mir seit Längerem klar – der aus einem von Arbeit geprägten Leben auf die alten Tage verschobene Genuss würde dir nicht vergönnt sein. Gevatter Tod, wie es in den Märchen, die du mir als Kind zuweilen vorgelesen hast, hiess, würde dir bald einmal auf die schmalen Schultern klopfen.

An diesem Morgen, deinem letzten, vernebelten mir schon auf dem Weg Tränen zeitweise die Sicht. Ich wusste, ich würde nicht an dein Bett sitzen, dir aus meinen oder anderen Texten vorlesen, mit dir über das Sterben reden, mit dir traurig sein, so richtig Abschied würden wir nicht nehmen können. Ich würde mich mit deinen Blicken begnügen müssen, diesen Blicken, die du mir in den letzten Jahren manchmal schenktest, wenn ich ging und du mir die Hand länger als früher drücktest, als wäre auch dir klar gewesen – es hätte jedes Mal das letzte sein können. Das alles war mir an diesem Morgen klar, auch wenn ich noch nicht wusste, dass dich in den späteren Nachmittagsstunden ein älteres Paar in den Sarg betten und danach die Schrauben des Sargdeckels zudrehen würde, als wollten sie ganz sicher gehen, dass du dich nicht noch einmal aufbäumtest. Aber du hast dich selten gewehrt. Du gehörst nicht zu denen, die in die eigene Abdankung hineinplodern. Ich wusste, so einen richtigen Abschied würde es nicht geben. Diese Vertrautheit wäre zwischen uns nicht möglich gewesen. So und so nicht. Obwohl ich dir gerade in dieser Stunde gerne die folgende Geschichte vorgelesen hätte:

Zufällig an einem Garten vorbeigekommen.

„Wissen Sie“, sagte der alte Mann, der da bei einem Glas Wein an einem dieser runden, verwitterten, einst wahrscheinlich schwarz gestrichenen Blechtischchen in seinem gut gepflegten Garten sass, „wissen Sie“, sagte er, und mir schien, als würde es ihn nicht kümmern, wer ich war, woher ich kam, wohin ich ging, zufällig und bedeutungslos, wem er sich mitteilte, „wissen Sie“, fuhr er fort, „es gibt einen Punkt im Leben, an dem Sie erkennen: Es ist vorüber. Die letzte Liebe gelebt. Das letzte Abenteuer ausgestanden. Die letzten Sätze gedacht. Sehen Sie“, und er zeigte auf einen Stapel von Briefen, „das ist mir von der Liebe geblieben, Zeilen, die langsam zu vergilben beginnen. Aber damals“, und jetzt huschte eine jugendliche Röte über sein faltiges Gesicht, „glühten diese Zeilen. Einige der Verfasserinnen habe ich seither sterben sehen. Andere verschwanden irgendwann aus meinem Leben oder“, er schien sich dessen ein wenig zu schämen, „ich aus dem ihren. Einige würden mich jetzt gerne sehen. Gerade in dieser Stunde. Aber das würde ich nicht ertragen... Ja“, murmelte er wehmütig, „ich habe das Leben gelebt. Ich habe die liebenden Gesichter gesehen, die strahlenden Augen, wenn ich auftauchte. Und das ist es, was der Mensch sucht, dieses Gefühl, willkommen zu sein, ja“, er wirkte etwas verlegen bei diesem Satz, „auf so etwas wie Begeisterung zu stossen, Begeisterung darüber, dass es einen gibt. Dessen sind wir uns ja im Allgemeinen nicht sicher. Im Gegenteil, wir wissen, es ist bedeutungslos, ob es uns gibt oder nicht. Das trifft unsere Eitelkeit, trifft uns tief in der Seele. Und diese Momente, die lindern ein wenig den Schmerz der Erkenntnis, dass es bedeutungslos ist, dass es keine Rolle spielt, wo wir sind, wer wir sind, wann wir kommen und wann wir gehen. Natürlich heilen diese Momente den Schmerz nicht wirklich, und irgendwann fehlt uns die Kraft, immer wieder diese Augenblicke herbeizuführen. Eines Tages gehören wir nicht mehr zu denen, die irgendeinem Menschen den Seufzer der Begeisterung über die eigene Existenz abzurufen vermögen. Dann ist

es für uns, denen nichts mehr aufgetragen, weil wir nicht mehr an bessere Zeiten glauben, Zeit zu gehen.“

Seine Sätze berührten mich tief, und ich begann, ihnen nachzuhängen, in jugendlichem Eifer innerlich zu widersprechen, ohne zu bemerken, dass er zu schweigen begonnen hatte. Seine Augen waren geschlossen. Er schien eingeschlafen. Als ich seine Hand berührte, erschrak ich. Er war tot. Auf seinem Gesicht lag ein Schmunzeln. Der alte Mann hatte gelebt. Mich hatte er zum Zeugen seines Todes gemacht. Weil ich zufällig an seinem Garten vorbeigekommen war.

Das Bild, wie ich dir, Vater, diese Geschichte vorlese und dich dabei in den Armen halte, alt und schwach, wie du geworden warst – ist eine Vision. Es hätte viele Jahre gebraucht, Zeiten grosser Veränderung, bis es dir und mir, Vätern und Söhnen, Männern dieser Zeit, möglich gewesen wäre, aus dem Bild gelebte Wirklichkeit zu machen. Diese Geschichte ist Fiktion. Der alte Mann eine Erfindung. Du bist ihm nicht Modell gestanden. Deine Geschichte war eine andere. Und ob ich selbst am Ende meines Lebens diesem Entwurf genüge, ist mehr als fraglich.

Deine Geschichte – das ist die Geschichte der „Kriegsgeneration“ und der „kleinen Leute“, die aus der Kargheit und der Enge kamen, eine Form von Bescheidenheit lernten, die mich zu Zeiten rasend machte. Nicht die materielle Bescheidenheit, die habt ihr – auch wenn euch die Leichtigkeit im Allgemeinen eher fremd war – mit einer gewissen Nonchalance aufgegeben, bis ihr selbst den Preis dafür bezahlen musstet beziehungsweise zu ahnen begannt, dass eure Nachkommen ihn bezahlen würden. Nein, ich meine die Bescheidenheit gegenüber dem, was das Leben an Gefühlen und sinnlichen Erlebnissen zu bieten hat, meine die nicht gestellten Forderungen und die Unterwürfigkeit gegenüber den Mächtigen – die haben mich zuweilen wütend, zuweilen traurig gemacht.

Du, Vater, hattest gelernt: Uns Kleinen geht es gut, wenn es den Reichen besser geht. Von grossen Idealen hast du wenig gehalten. Von grossen Idealen, das war deine Erfahrung, haben die „kleinen Leute“ noch nie leben können, höchstens von handfesten Brosamen. Du hast gelernt: Das Leben ist kein Honiglecken. Das Leben ist kein Hollywoodfilm. Im Leben gibt es kein grosses Glück, keine grossen Lieben, keine grossen Träume und keine grossen Tränen. Du hast gelernt: Wir sind halt nur kleine Leute. Wir können die Welt nicht ändern. Die Welt ist nicht unsere Welt.

Dagegen stellte ich den Satz von der Veränderbarkeit der Verhältnisse, die Forderung nach dem Eintritt der „Kleinen“ in die Weltgeschichte, auf dass sie nicht länger deren Opfer blieben, sondern diese Welt zu ihrer machten, auf dass es, irgendwann, keine HeldInnen mehr brauchte. Aber so weit waren wir, meiner Ansicht nach, noch lange nicht. Und so habe ich es dir immer ein wenig übel genommen, dass du kein „Held“ warst, nicht aufgestanden bist gegen den Verlauf der Geschichte, gegen die Zerstörung der Lebensgrundlagen. Ich habe es dir übel genommen, und mir habe ich deswegen Vorwürfe gemacht. Ich wusste: Es war ungerecht. Denn was ist das für eine Welt, in der es zur Beendigung von Unrecht, Zerstörung und Krieg, zur Herstellung des „Selbstverständlichen“ HeldInnen braucht? Aber das „Selbstverständliche“ ist, wie wir alle wissen, so selbstverständlich nicht. Und so wäre eine Art „Heldenhaftigkeit“ unsere einzige Chance. Die Chance der „kleinen Leute“ besteht in ihrem längst fälligen Eintritt in die Weltgeschichte.

Ich fürchte, ich konnte dir nie wirklich verständlich machen, dass mein letztlich kläglichem Widerstand gegen das, was ist, auch ein Versuch war, dich diesem allzu bescheidenen Leben zu entreissen, dir ein Leben zu ermöglichen, in dem es auch „grosse Gefühle“ gegeben hätte, das weniger streng, bescheiden, unerbittlich, brav gewesen wäre. Ich hätte dir Gerechtigkeit verschaffen wollen und habe mich erst in einen unerbittlichen Kampf mit dir verstrickt, dann haben wir uns voneinander entfernt, in verschiedene Welten zurückgezogen und geschwiegen.

Nur kleine Gesten verrieten eine Art gegenseitigen Respekts und eine gewisse Verwandtschaft. So hatten und haben wir beide immer mehr Geld bei uns als die aus den Häusern der Reichen Kommenden, als wollten wir, schlimmstenfalls, von überall her mit dem Taxi nach Hause gelangen können. In den letzten Jahren zog es mich wieder vermehrt in die Berge, vor allem auch in jene, die ich in Kindertagen mit dir bestiegen. Im Unterschied zu dir – der du mich zuweilen ganztägigen Durstmärschen aussetzt – mit einer Flasche kalten Wassers im Rucksack. Aber wie du am liebsten schweigend aufwärts steigend. Draussen im Wald und in den Bergen schienst du der Enge ein wenig zu entkommen. Draussen in der Landschaft suche und finde ich in Zeiten der Erschütterung den Boden wieder. Und da draussen war ich dir als Kind manchmal sehr nahe. Wenn wir gemeinsam den Christbaum holten oder du mir die versteckten Plätze am Albhang zeigtest, wo Türkenbund und Frauenschuh wuchsen, und mir Respekt vor der „Natur“ einschärftest. All das war vor der Zeit, da ich dir zu widerspre-

chen begann. Danach waren wir im Grunde beide jedes Mal enttäuscht, dass der da kam, derselbe war wie beim letzten Mal. Immer hofften wir, es käme ein anderer zur Türe herein. Und natürlich war es nie so.

Mir schien, als hättest du – der du eine Sammlung von Illustriertenblättern mit den sich ändernden Frontverläufen des Zweiten Weltkrieges in deinen Papieren aufbewahrtest – nichts mehr mit dieser Welt zu tun haben wollen, obwohl du regelmässig Nachrichten hörtest beziehungsweise die „Tageschau“ einschaltetest, mir schien, als würdest du dich mit allen Kräften dagegen wehren, dass ich diese Welt in deine gute Stube zerrte und unsere Mitverantwortung an der Weltgeschichte beschwor, dir, uns, das Recht absprach, einfach so zu leben, als ob nichts geschehen wäre.

Und natürlich bekamen wir am Ende beide Recht. Mehr und mehr erfüllten sich meine „Prognosen“ über den weiteren Verlauf der Dinge, vor allem bezüglich der Zerstörung unserer Umwelt. Froh konnte ich darob nicht werden. Und natürlich bekamst auch du mit dem Satz „Dagegen können wir eh nichts machen“ Recht.

Wahrscheinlich hast du es nicht mehr gespürt, und ich habe es dich auch nicht spüren lassen, dass ich in den letzten Jahren zunehmend mit meinen eigenen Grenzen, dem Scheitern an meinen Ansprüchen konfrontiert wurde, Verzweiflung mein Leben ergriff, der Satz, gegen den ich mich immer gewehrt hatte, „Dagegen können wir ja doch nichts machen“, mich zeitweise zu Boden warf, auch wenn ich mich, bisher, jedes Mal wieder irgendwie hochrappelte, um erneut, wenn auch manchmal müde, zu „grossen“ Worten anzusetzen. So hat uns die gemeinsame Herkunft und Vergangenheit letztlich getrennt. Du schwiegst, und ich meldete auch öffentlich Widerspruch an. Jetzt schweigst du für immer.

Wir aber werden nachher hinausgehen, und nach dem obligaten kalten Teller werden wir der „Serviertochter“ ein anständiges Trinkgeld geben, wie du es immer getan hast. Wir werden die Tradition hochhalten, die du mit dem Satz begründet hast: „Die sollen auch etwas davon haben, dass es uns besser geht.“ In diesen kleinen Gesten der Solidarität waren wir uns, offensichtlich, einig. Danach aber werde ich in meine Welt zurückkehren und weiterhin mit „grossen“ - und in den „grossen“ Worten waren wir uns selten einig -, werde mit „grossen“ oder auch „kleinen“ Worten daran erinnern, was auch möglich gewesen wäre, wenn, werde immer wieder den Graben zwischen Wirklichkeit und Vision aufreissen, im „Grossen“ und im „Kleinen“, im Politischen und im Privaten. Dieser Graben wird mich – wie der Graben zwischen der Vision und der Realität unseres Abschieds -, der Graben zwi-

schen Wirklichkeit und Sehnsucht wird mich bis zu meiner letzten Stunde immer wieder der Verzweiflung und der Trauer, dem Gefühl der Unzulänglichkeit und des Versagens ausliefern. Denn einerseits hast du Recht. Es ist, wie es ist. Und dagegen können wir „kleinen Leute“ nichts machen. Andererseits hätte ich dir und vielen anderen ein besseres Leben gewünscht und werde weiterhin auf der vorstellbaren Utopie beharren. Ich hatte schon immer das letzte Wort, wie du manchmal bitter bemerkt hast. Ich lasse es mir auch heute nicht nehmen. Recht wird mir die Geschichte deswegen kaum geben. Das macht mich traurig. Auch um deinetwillen. Auch um deinesgleichen. Aber c'est la vie. Und – adieu, Vatter. [1993]

Vom Mann zum Menschen.

Lob der Feigheit.

Es waren einmal, und das war nicht das wirkliche Leben, ein Vater, vier Söhne, eine Prinzessin, die berühmte Höhle des Löwen, und das gibt doch schon ein ganz veritables Märchen. Der Erste, vom König gewarnt - „Da ist noch keiner zurückgekommen, lebend.“ - rannte, was gisch, was häsch, davon, hatte Angst, gab Fersengeld, stiess gegen ein Apfelbäumchen, erkannte sein Tun, verkroch sich im Boden und starb den Erstickungstod; „ehrenhaft“, schnitzte der Schreiner, auftragsgemäss, ins Holz.

Der Zweite, der überlegte - Schau vorwärts, und nicht hinter dich -, zauderte nicht lange und packte - Taten statt Worte - sein Schwert, eilte mit entschlossenem, jagte mit schnellem Schritt ins Dunkel und ward nie mehr gesehen; der Löwe trat brüllend, trottete Blut schnaubend ins Licht, und der Metz spitzte es in Stein: „Er starb wie ein Mann.“

Der Dritte, der schnappte sich, listig, ein Lämmchen, drückte ihm, kräftig, die Kehle ein und schlich sich, den warmen Kadaver hinter sich her schleifend, in die Grotte, aus der alsbald das Echo von Löwengebrüll und Menschengeschrei kugelte, heraus wankte, blutüberströmt und hinkend, einen leblosen Körper hinter sich her schleppend, der Dritte und verlangte vom König den Lohn, den verdienten; der führte ihn zu der Prinzessin Gemach, doch die Türe, sie war verschlossen, und als nach langem, nach väterlichem Pochen der Schlüssel den Riegel endlich ins Holz zurück zwang, stand im Spalt die Tochter, nur hastig bedeckt, schaute den Dritten an, schaute mit prüfendem Blick, „Was will?“, wollte sie wissen, „dieser unappetitliche Kerl vor meiner Tür?“ und sprühte dem Vater Funken ins Auge, „Das ist“, stammelte er, „der, dem du versprochen“; da drückte die Prinzessin das königliche Haupt an ihren blutten Nabel und flüsterte: „Aber Väterchen, das war einmal“, dem Helden wurde es heiss, „da ist doch schon die-

ser andere, dieser megacoole Typ“, hörte er die Tochter rauhen und sah des Vaters entschuldigendes Achselgezucke, brüllte „Was soll das bedeuten?“ in majestätische Ohnmacht und schlug sich mit schwarz gefrorener Faust den Weg zum versprochenen Platz an der Seite frei.

Doch da lag schon der Vierte, grinste unversehrt, lächelte unverschämt, lächelte dem Sieger ins Gesicht, dass der sich, von Igel umstellt, im falschen Märchen wähnte und, fassungslos, mit anhörte, dass der Bruder, aus Angst vor dem Löwen, direkt in die Arme der Prinzessin geflüchtet und ihr, getröstet, mit feiner Hand seine Dankbarkeit bewiesen, „Und so einem Feigling willst du Tochter und Königreich geben!“, schrie der Dritte, betrogen um des Märchens gebührenden Ausgang; „Nein“, sprach der König, „ein Feigling ist der nicht, der dem König widerspricht“; das war sein letztes Wort, es wurde Hochzeit gefeiert, und der Vierte lebte mit der Prinzessin glücklich und vergnügt bis an sein seliges Ende.

Das kam, bevor zum ersten Mal ein böses Wort zwischen den beiden fiel, denn der Dritte hatte den Liebenden einen gewaltigen Empfang bereitet, und so kam es, dass in den richtigen Märchen die Väter immer nur drei Söhne haben.

Viele aber träumen vom Vierten, der vom Mann zum Menschen geworden ist. Nur, in der wirklichen Welt sind Männer keine Menschen. Frauen auch nicht. Aber das ist nicht mein Thema.

Dass der Mensch dem Menschen ein Mensch sei - das ist eine Vision, die in grossen Gesellschaftsutopien, Romanen und Theaterstücken ebenso beschworen wird wie im Scheinwerferlicht modischer Talkshows. Da wird er besungen, beklatscht und betrampelt, der Refrain: Hauptsache, ihr liebt euch. Unterschiede des Alters, der Grösse, des Geschmacks, der Herkunft, des Bankkontos, der sexuellen Vorlieben und Putzgewohnheiten - bedeutungslos. Da wird sie gepflegt, die Sehnsucht nach dem Menschen und der Liebe jenseits aller Gräben des Geschlechts. Und das ist nicht nur ein biologisches.

Schon Shakespeare's Julia, aus dem Geschlecht der Capulet stammend und „getrieben, den ärgsten Feind aufs zärtlichste zu lieben“, sehnt sich nach dem blossen Romeo:

„Dein Nam' ist nur mein Feind. Du bleibst du selbst,
und wärest du auch kein Montague. Was ist
denn Montague? Es ist nicht Hand, nicht Fuss,
nicht Arm, noch Antlitz noch ein andrer Teil,
der Menschen zugehört...
O Romeo, leg deinen Namen ab
und für den Namen, der dein Selbst nicht ist,
nimm meines ganz!“

Der Auserwählte versteht die Botschaft: „Nenn Liebster mich, so bin ich neu getauft und will hinfort nicht Romeo mehr sein.“ Und überwindet die bewachte Mauer der Capulets. „Wie kamst du her?“ Staunt seine Julia. Und wird vom Manne aufgeklärt:

„Der Liebe leichte Schwingen trugen mich;
kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren;
und Liebe wagt, was irgend Liebe kann:
drum hielten deine Vettern mich nicht auf.“

Trotz allem, wir wissen und beklagen es, gibt es kein Happyend: „Niemals gab es ein so herbes Los als Julias und ihres Romeos.“ Das sich tausend-, ja, millionenfach wiederholt. Bis auf den heutigen Tag.

SoziologInnen haben einen etwas unpoetischeren Begriff für die Utopie des namenlosen Menschen - Dekonstruktion. Das ist die Vision einer Gesellschaft, in der sich Menschen als freie Individuen gegenüber treten, ohne die Panzer des Geschlechts. Aber die Utopie der Sozietät freier Individuen ist eine uneingelöste. Die Frage, der wir uns stellen müssen, wenn wir uns nicht nur als Opfer gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse, sondern, wenn auch in unterschiedlichem Ausmass, als MittäterInnen sehen wollen, heisst: Weshalb kleben Menschen an dem, was wir beklagen. Weshalb verharren Männer in patriarchalen Verhältnissen und Verhaltensstrukturen, obwohl sie, wie Warren Farrell in seinem Klagelied „Mythos Männermacht“ auflistet, einen hohen Preis dafür bezahlen? Auch wenn nicht „die Frauen“ schuld daran sind, es stimmt - „die Männer“ leben durchschnittlich sechs Jahre weniger lang als „die Frauen“. „Übersterblichkeit“ heisst das in der Sprache der Statistik, die beschreibt, aber nicht erklärt.

Was bringt „den Mann“ dazu, in seinem engen, lebensfeindlichen Rollenkorsett auszuharren? Leichte Verunsicherung sofort mit dem Ruf nach neuer männlicher Identität zu beantworten? Was, ausser die gewöhnlichen Annehmlichkeiten eines Korsetts? Ausser die bekannten, ungleich verteilten

Privilegien der Macht? Ausser die allgemeinmenschliche Neigung, das Bekannte dem Unbekannten vorzuziehen? Gleich dem Vogel, der den offenen Käfig nicht verlässt, weil ihm die vergitterten fünfzig Zentimeter vertrauter sind als der weite Himmel.

Die verlockende Utopie der Dekonstruktion, der Sprung ins Allgemeinmenschliche macht „dem Mann“, ganz offensichtlich, Angst. Angst vor dem Verlust der Polarität der Geschlechter. Weil damit die erotische Spannung zerstört werde, heisst es. Aber eigentlich verbirgt sich hinter der Angst vor der sogenannten „Gleichmacherei“ die alte Angst vor der Homosexualität, letztlich sogar die Angst vor dem Tod - denn, wenn schon das Individuum sterblich ist, soll es wenigstens das Kollektiv, „der Mann“, nicht sein. Der Film „Boys don't cry“ erzählt die wahre Geschichte einer jungen Frau, die sich als Mann zurechtmacht, sich in eine andere Frau verliebt, die an dieser Liebe auch dann festhält, als die biologische Wahrheit ans Licht kommt. Diese Infragestellung männlicher und weiblicher Identitäten durch das junge Paar jenseits des Geschlechts löst in der patriarchalen Umgebung Angst und Wut aus - mit tödlichen Konsequenzen.

Die Sehnsucht nach Freiheit ist noch nicht die Fähigkeit zur Freiheit. Die Freiheit macht auch Angst, Angst vor der Einsamkeit, Angst, nicht mehr dazugehören, aus der Bezugsgruppe, in diesem Fall „der Männer“, herauszufallen, zum Nicht-Mann, zum Schwulen oder gar zur „Frau“ zu werden. Das heisst, der Wunsch nach Zugehörigkeit gebiert auch die Geschlechterrolle, die dem Individuum, „dem Mann“ (und „der Frau“), Sicherheit, Verhaltenssicherheit gibt. Als „Mann“ weiss ich, wie ich mich verhalten muss. Das Korsett beengt nicht nur, es gibt auch Halt.

Auf dem Hintergrund der patriarchalen Geschlechterkonstruktion gerät „der Mann“ gegenüber feministischer Kritik, zum einen, und der von Frauen etwa erhobenen Forderung „Befrei dich!“, zum andern, in eine äusserst paradoxe Situation. Der feministische Vorwurf am „Mann“ bezieht sich, im Grunde, auf das „Konzept Mann“, an dem der real existierende Mann scheitert, was er aber nicht zugeben und damit der Kritik die Spitze nehmen darf, weil er sich damit als „Nicht-Mann“ zu erkennen gäbe, was allemal noch das Schlimmste in einer geschlechterpolaren Kultur ist. So „verbündet“ sich, paradoxerweise, die (berechtigte) feministische Kritik am „Konzept Mann“ mit dem männlichen Bemühen, eben diesem Konzept doch noch, und wenn nötig mit Gewalt, gerecht zu werden. Fordert „die Frau“ „den Mann“ auf, sich zu befreien, droht die Situation vollends zu kippen, denn der Aufruf zur Befreiung, das ist für „den Mann“ der Aufruf zur De-

sertion, zum Abphall von der männlichen Truppe. Das ist der Lockruf des Weibes. Hinter dem „Befrei dich!“ droht das „Mach dich frei!“ Das sich „der Mann“ zwar ersehnt, aber, kaum ausgesprochen, ergreift er die Flucht - vor der sexuell aktiven Frau, vor LiebeErotikLeidenschaft, denn die droht ihn von „Höherem“, das ist die Erringung der Männlichkeit, abzuhalten.

Die periodisch ausgerufene Befreiung „des Mannes“ hat denn auch eher den Charakter eines Phantoms. Reflexartig wird als Reaktion oder Zugabe zur Befreiung „der Frau“ - von der einige, fahrlässig oder vorsätzlich, behaupten, sie sei abgeschlossen und Geschichte - die Emanzipation „des Mannes“ eingefordert. Nicht etwa die Befreiung „des Lohnabhängigen“, „des Ausgebeuteten“, „des Geknechteten“, „des kulturell Unterdrückten“ oder „des sozial Benachteiligten“, nein, die Befreiung „des Mannes“ schlechthin. Als hätte je eine gesellschaftlich dominante Gruppierung ihre Entmachtung als Befreiung empfinden oder betreiben können.

Während sich das „Kollektiv“ beziehungsweise das „Individuum Frau“, Schritchen für (Rück-)Schritchen, über soziale, ethnische und ideologische Grenzen hinweg, aus den strukturellen Abhängigkeiten vom „Kollektiv“, aber auch vom „Individuum Mann“ zu lösen versucht, ist nicht ganz einsichtig, von wem sich „der Mann“, als Kollektiv, befreien soll. Nur gerade die letzten Patriarchatsfundis vermögen im eher zaghaften Vordringen „der Frau“ in die gesellschaftlichen, hauptsächlich politischen Zentren eine „stalinofeministische“ Machtergreifung auszumachen, die, sozusagen als Selbstverteidigung, nach einer Befreiung „des Mannes“ von „der Frau“ schreit. Möglicherweise hat sogar „der Mann“, in Machtstrategien erfahrener als „die Frau“, seinerseits begonnen, sich, als Folge der Ablösung des Primats der Politik durch das Primat der Wirtschaft, von den (früheren) Hebeln der Macht zu verabschieden, um „der Frau“, ganz traditionellen Rollenzuschreibungen folgend - wie sie im Hollywoodschinken „Pearl Harbour“ im Jahre 2001 reinszeniert werden, als hätten die Regisseure noch nie etwas vom „neuen Mann“ gehört -, die Politik als „Krankenschwester“ der Wirtschaft zu überlassen. In den (eidgenössischen) Führungsetagen des ökonomisch-militärischen Komplexes jedenfalls sind Frauen, nach wie vor, nur unwesentlich häufiger anzutreffen als auf den Kanzeln der römisch-katholischen Kirche. So dass der von den AutorInnen des eben in Deutsch erschienenen Buches „Der Adonis-Komplex“ als Kompensation des Machtverlusts interpretierte modische Kult des muskulösen Männerkörpers wohl eher als Präventivschlag einer um ihre Vorherrschaft fürchtenden Kaste gedeutet werden muss.

„Frauen sind weniger abhängig von Männern geworden in bezug auf Geld, Macht und Selbstachtung. Was ist Männern dann noch geblieben, um sich auszuzeichnen...? Eines der wenigen Attribute, das ihnen verblieben ist, eines der wenigen Gebiete, auf denen Frauen nie ebenbürtig sein können, ist der muskulöse Körperbau. Deshalb stellen wir die Hypothese auf, dass dem Körper als bestimmendem Charakteristikum der Männlichkeit wachsende Bedeutung zukommt.“

Und damit, womöglich, auch der Gewalt.

Zur Befreiung eines Kollektivs gehört ein unterdrückendes Gegenüber, ein, gewissermassen, „feindliches“ Kollektiv. Das aber fehlt „den Männern“. Sie sind, als Kollektiv – wie „die Weissen“ in einem Apartheidstaat – keinem anderen Kollektiv unterworfen, sondern, höchstens, als Folge sozioökonomischer Ungleichheiten, in sich selbst verworfen und, zum Teil, einander unterworfen. Als Kollektiv aber sind sie, wenn schon, ein unterdrückendes und nicht ein unterdrücktes. Und deshalb, strukturell gesehen, nicht an Überwindung, sondern an Aufrechterhaltung der Verhältnisse interessiert. Wo Männer sich als Kollektiv formieren, da wird sich ihre „Bewegung“ meist als eine reaktionäre, das heisst, Privilegien und Vormachtstellungen verteidigende beziehungsweise zurückfordernde, entpuppen. „Der Mann“ kann sich also immer nur als einzelner oder als kleine Gruppe „befreien“. Vom anderen, vom mächtigen Mann. Von den wenigen mächtigen Frauen. Oder, wie, vornehmlich von Frauen, immer mal wieder propagiert, von sich selbst. Aber, von sich selbst befreien? Das bedürfte einer zünftigen Verrenkung. Und zöge die beklemmende Frage nach sich, wer und wo man nachher sei.

Die Erinnerung an die Zeit, in der ich mit zwei Frauen, die sich und mir durchaus liebend zugetan waren, zusammenlebte, in der sich, zum einen, die Grenzen der Geschlechter aufzulösen schienen, in der ich, zum andern, die (männliche) Identität, den festen Boden unter den Füßen zu verlieren drohte. Ohne dass sie es aussprachen (und wahrscheinlich dachten sie es nicht einmal), war ich „der andere“, „der Feind“ sogar, und wenn wir gemeinsam Veranstaltungen besuchten, in denen es um die Geschlechterfrage ging, kamen sie gestärkt nach Hause, ich aber spürte die Einsamkeit „des Mannes“, der „kein Mann“ ist und es auch nicht werden will. Müsste ich doch werden wie die andern – „die richtigen Männer“? Sollte ich, wie ich mir manchmal, aus Sehnsucht nach Zugehörigkeit, wünschte, werden wie sie – „die Frauen“? blieb mir nur die Einsamkeit? Oder die Hoffnung auf die Überwindung der Geschlechter, die Utopie der Gleichheit, in der

„der Mensch“ dem Menschen endlich „ein Mensch“ würde? Angst vor Dekonstruktion, das ist (auch) Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit.

Und dahinter verbirgt sich, bei Männern, letztlich, die Angst, nicht mehr gebraucht zu werden, die Angst, es könnte auch ohne ihn gehen. „Die Frauen“ könnten sich selbst genügen, „der Mann“, wie im Kuhstall, nur noch als „Samenspender“ gefragt. Und zur Zeugung der eidgenössischen Kälberpopulation genügen ein paar wenige Stiere, die, kaum „abgezapft“, den Gnadenschuss erhalten. Hinter der Angst vor der Dekonstruktion oder Neukonstruktion der Geschlechter verbergen sich jene Ängste, die schon die klassischen Männlichkeiten hervorgebracht haben. Das heisst, die Angst vor „der Frau“, der Sexualität, der Unberechenbarkeit, dem Ausgeliefertsein, der Ohnmacht und dem Tod. Gegen diese Ängste wurde und wird „der Mann“ erst konstituiert.

Erotische Beziehung und sexuelle Leidenschaft zwischen freien Individuen gehören zum Schönsten, aber auch zum Verworrensten, was es im Leben gibt. Denn die Lust ist nicht planbar, die Liebe nicht kontrollierbar. Das freie Gegenüber ist nicht brauchbar für die einfache Befriedigung eigener Bedürfnisse. Es kann jederzeit „Nein“ sagen oder gehen. Das macht, vor allem, Männern Angst. Angst vor „der Frau“, der im patriarchalen Kontext das „Feld der Liebe“ zugeordnet wird. „Die bedeutendste und gefährlichste Grossmacht der Welt ist der Zauber des Weibes.“ Schrieb der Dichter Jokat. Der deutsche Schauspieler Klausjürgen Wussow, Stichwort „Schwarzwaldklinik“, gibt in seinem Beitrag zu dem von der deutschen Frauenzeitschrift „Brigitte“ herausgegebenen Buch „Männer über Frauen“ Einblick in tiefste Männerängste:

„Die Frauen sind und bleiben geheimnisvoll, unergründlich, vollkommen unverständlich, unberechenbar... Frauen sind so viel stärker als Männer. Kraftvoller. Mutiger. Konsequenter. Effektiver. Wichtiger. Bei der Erhaltung der Art spielen wir doch nur eine winzige Rolle - unsere Frauen sind es, die (unsere?) Kinder zur Welt bringen, sie grossziehen und auf das Leben vorbereiten... Wir brauchen sie wie die Luft zum Atmen. Ein Leben ohne Frau ist unvorstellbar. Umgekehrt verhält es sich (leider) anders, wie ein Frauenspruch der 70er Jahre beweist: ‚Eine Frau ohne Mann ist wie ein Fisch ohne Fahrrad‘, zu deutsch: eine Frau braucht einen Mann so nötig wie Kopfschmerzen. Oder einen Kropf. Das tut weh... Wir brauchen die Frauen, um am Leben zu bleiben.“

Deutsch kann er, der Klausjürgen Wussow.

Das Plakat zu einem der letzten Filme von Milos Forman bringt es, mit dem in einen übergrossen Frauenschoss gekreuzigten Larry Flint, bildlich auf

den Punkt. „Die Frau“ ist das Kreuz „des Mannes“, und der ist heterosexuell. Sie verkörpert in patriarchaler Symbolik Liebe und Leidenschaft. Diese aber liefern das Individuum dem andern Individuum aus. Das macht Angst. Angst vor der Abhängigkeit von „der Frau“. Dieses Gefühl der Abhängigkeit von der Frau und Mutter verschleiert die realen Machtverhältnisse. „Eigentlich haben doch die Frauen die Macht.“ Behaupten „die Männer“. Und „die Frauen“ plappern es nicht ungern nach. Es nährt ihre Allmachtsfantasie - wenn sie nur wollten, wäre alles ganz anders. „Schliesslich besitzen Frauen in vielen Bereichen die grössere Macht“, schreibt auch Warren Farrell. Allerdings, es wäre - aber auch das ist eine Männerperspektive, und vielleicht eine besonders durchtriebene - verhängnisvoll, wenn sich „die Frauen“ ob der scheinbaren Bescheidenheit „des Mannes“ in Sicherheit wiegten. Die Stilisierung der übermächtigen Frau war und ist wesentliche Ursache sowie Legitimation für die Errichtung patriarchaler Macht- und Gewaltverhältnisse. Und die basieren seit je auf der privaten Angst „des Mannes“ vor „der Frau“. „Sie haben die Macht ihrer Schönheit und ihrer Sexualität.“ Kommt Farrell zur Sache und macht klar: Die Angst vor „der Frau“, das ist die Angst vor der Sexualität. „Nackt und klamm hockte ich auf dem Bettrand, während sie sich vor mir spreizte, um ihre rosige Höhle zu zeigen.“ Gibt Boris Wenck in der Frauenzeitschrift „Cosmopolitan“ den innersten Kern der privaten Schwäche „des Mannes“ preis. Und fährt fort:

„Ich fühlte mich schrumpfen. Sie stemmte die Hände in ihre Hüften und drückte ihr Gesäss heraus, wobei ihre Brüste wippend herunterhingen. Ich legte in hilfesusender Gebärde die Arme vor meinen Bauch zusammen. Sie lachte und griff nach mir. Ich fühlte mich verhöhnt. Sie war über mir, gross, massiv und sehr begehrlisch. Ich spürte nur noch mein Ausgeliefertsein.“

Die sogenannte Clinton-Affäre, die hier zu Lande in breiter Übereinstimmung als puritanische Hexenjagd der amerikanischen Medien und Konservativen verurteilt wurde, lässt sich auch ganz anders interpretieren; die bei der Ausstrahlung des sogenannten Clinton-Videos ihren Höhepunkt erreichende Empörung lässt sich auch als Angst vor dem Zusammenbruch öffentlicher Männlichkeits-Inzenierungen deuten. „Dass man das mit dem mächtigsten Mann der Welt machen kann. Aber eben: du kannst so hoch sein wie du willst - du bist niemals sicher.“ Entsetzt sich der Schweizer Medien-Tausendsassa Roger Schawinski in einem Gespräch mit dem „Tages-Anzeiger“. Was da vordergründig als Angst vor dem durch die Medien betriebenen Phall erscheint, lässt sich auf einer tieferen Ebene auch als

Angst vor der sexuellen Ausgeliefertheit deuten, der nicht einmal der allmächtigste Mann der Welt gewachsen ist.

Die interessante Frage: Weshalb geriet Bill Clinton überhaupt in diese Lage?

„Götter können es sich leisten, gefährlich zu leben. Sie können auf die Erde kommen vergewaltigen und plündern, unsere Töchter rauben und unsere Söhne in Spatzen verwandeln. Aber wenn ein Mensch anfängt, sich für einen Gott zu halten, finden sie Mittel und Wege ihn zu demütigen.“

Lässt Joe Klein alias Anonymous den Präsidentschaftskandidaten Jack Stanton in seinem Schlüsselroman „Primary Colors“ warnen. Hat Clinton Stantons Konter für bare Münze genommen: „Noch bin ich da, und freiwillig werde ich nicht abtreten.“ Was mich nicht umbringt, macht mich stark. Einmal stirbt jeder. Aber bis dahin kann mir nichts passieren. Solche Allmachtsfantasien mögen Grund dafür sein, dass Männer – die sich gerne so rational geben – in sexuellen und emotionalen Angelegenheiten immer mal wieder ziemlich unüberlegt, ja, dummlich verhalten. Wenn auch nicht gleich alle so dick auftragen wie jener Sankt Galler Hochschulprofessor, der sich (und seine Ehefrau) dem öffentlichen Gespött auslieferte, als er blutt und von einer Prostituierten eingeschlossen, die Polizei alarmierte und sich damit selbst öffentlich den Prozess machte. Rita Dolder beschreibt in ihrem Buch „Susanne D.“, wie sich Stände-, National- und Bundesräte gedankenlos in aller Öffentlichkeit mit ihr, einer damals nicht gerade unbekannten Berner Prostituierten, zeigten. Und der amerikanische Präsidentschaftskandidat Gary Hart hetzte sich 1988 die Medien eigenmündig auf den Hals, als er sie aufforderte,

„ihn auch auf privaten Wegen zu beschatten, um sich von seiner Untadeligkeit zu überzeugen. Die Medien folgten dem Appell und fotografierten ihn kurz darauf beim Schmusen mit einer Frau, die halb so alt war wie er. Aus der Lebenstraum vom Weissen Haus, eigenhändig ohne Not zertrümmert.“ [Beatrice Schlag, „Facts“]

War der, im Gegensatz zu Hart, trotz Affären, ins Weisse Haus vorgestossene Clinton, wie Udo Rauchfleisch im „SonntagsBlick“ vermutet, „überzeugt, dass er so unwiderstehlich ist, dass die Frauen ihn nicht verraten“? Macht macht blind. Das gilt auch für den ganz gewöhnlichen Mann. Blind gegenüber den ansatzweise veränderten Geschlechterverhältnissen. Blind dafür, dass nicht mehr alle Frauen „hochkarätige“ sein wollen, die „schwei-

gen, wenn sie ein Verhältnis haben mit einem Star“, wie Eva Gesine Bauer in der „SonntagsZeitung“ schreibt.

Männer „verrechnen“, Männer „verraten“ sich. Ohne Absicht vermutlich. Aber es hilft ihnen, als wär’s von langer Hand geplant. Wochenlang war das Gemächte des amerikanischen Präsidenten in (fast) aller Munde, aber am Ende hiess die Moral von der Geschichte: Das Schlimmste, was „dem Mann“ passieren kann, ist nicht, dass „es“ ihm nachgewiesen wird, sondern dass „es“ ihm, irgendwann, keine und keiner mehr zutraut. „Der Mann“ ist sich seiner erotischen Ausstrahlung und sexuellen Potenz weit weniger sicher als „die Frau“, die als erotisches Objekt konstruiert wird. „Der Mann“ aber braucht immer „eine Frau“, eine reale oder eine angebliche. Für ihn wird selbst der öffentliche Klatsch zum willkommenen Potenzbeweis. Die vordergründig angeekelt verurteilte Verbreitung sexueller „Geschichten“ ersparte dem damaligen amerikanischen Präsidenten die öffentliche Prüfung männlicher Potenz, wie sie, so der Ethnologe Hans Peter Duerr, in früheren Jahrhunderten etwa praktiziert wurde.

„So wurde beispielsweise im Jahre 1433 in York eine weibliche Zeugin bestellt, die auf handgreifliche Weise feststellen sollte, ob der Penis eines von seiner Frau als impotent bezeichneten Mannes auch bei Variation der Partnerin schlaff blieb.“ [H.P. Duerr - Nacktheit und Scham]

Hillary Rodham Clinton wurde immerhin der präsidentaler Omnipotenz ziemlich abträgliche Ausspruch nachgesagt: „Ich brauche es öfter als zweimal im Jahr.“

Die sogenannte Lewinsky-Affäre - die Clinton anfänglich ernsthaft zu gefährden schien - machte ihn, verstärkt durch die männliche Kriegsgebärde im Irak, „stärker“ als je zuvor. Sie löschte den für das präsidentale Image weit bedrohlicheren „Fall Paula Jones“ aus dem öffentlichen Gedächtnis. Den Fall jener Staatsangestellten, vor der er die Hosen heruntergelassen und verlangt haben soll: „Kiss it!“ Eine Dienstleistung, die dem Präsidenten verweigert wurde. Roger Schawinskis Satz könnte auf einer buchstäblich niedrigeren Ebene auch als Empörung über dieses Nein gedeutet werden. „Dass man das mit dem mächtigsten Mann der Welt machen kann.“ Clinton soll darauf gesagt haben: „Du bist ein kluges Mädchen, das bleibt unter uns.“ Das Mädchen erwies sich – so schnell wird das Opfer zur Täterin – als böses. Und die kommen, bekanntlich, nur in Büchern überallhin. In Washington und Hollywood werden sie diffamiert. Wie in „Disclosure“ (Die

Enthüllung) auf der Leinwand vorinszeniert, wird in der Kampagne gegen Paula Jones suggeriert – eine Frau, die behauptet, belästigt oder vergewaltigt worden zu sein, lügt. Weil sie nicht bekommen hat, was sie wollte. In Umkehrung angeblicher Wirklichkeit liess ihr Clinton, sozusagen als Vergleich, die Erklärung vorlegen: „Es kann durchaus sein, dass ich Paula Jones irgendwann getroffen habe. Sie hat sich kein unangebrachtes oder sexuell anzügliches Verhalten zuschulden kommen lassen.“ Es kam nicht zur gütlichen Regelung. Das Bild des Präsidenten mit zusammengeorgelten Hosen auf den Schuhen und verlorenem Penis in der Hotelsuite macht demonstrativ deutlich: Er kann nicht jede haben. Jede „Hausfrau“, jede „Schlampe“ - beide Chiffren werden Paula Jones umgehängt - kann den „mächtigsten Mann der Welt“, kann jeden Mann abweisen. Allmacht ade.

Die „Lewinsky-Affäre“ - obwohl eher an Fastsex mit Dienstleistungscharakter denn an leidenschaftliche Hingabe erinnernd - ersetzte das Bild des stehengelassenen Präsidenten durch das Bild des Schwerenöters, der, womöglich, wieder einmal weiblicher Verführung nachgegeben hatte. Gutmütiges Opfer einer damals 21jährigen Praktikantin, die mit allen Mitteln präsidentale Nähe gesucht haben soll. Die sexuelle Belästigung und Niederlage wurde ersetzt durch die Affäre. Wenn es sie nicht gegeben hätte, die Clinton-Administration hätte sie erfinden müssen. Damit ein für allemal klar ist: Er treibt es mit jeder. Wenn das keine Omnipotenz ist.

Die „Lewinsky-Affäre“, initiiert oder nicht, ist einer der unzähligen Befreiungsschläge, zu denen Männer immer mal wieder greifen. Denn nichts bedroht „den Mann“ mehr als die Abhängigkeit, die Abhängigkeit von „der Frau“. Immer droht „dem Mann“ der „Pantoffelheld“. In einem Witz hält das Ehepaar Clinton an einer Tankstelle, die einem Jugendfreund von Hillary gehört. Bill spottet: „Stell‘ dir vor, du hättest den geheiratet, dann würdest du jetzt den Rest deines Lebens Benzintanks auffüllen.“ „Nein“, kontert Hillary, „dann wäre er jetzt Präsident.“ Der solcherart verhöhnte Mann kann seine Position nur durch Gewalt oder öffentliche Demütigung „der Frau“ zurückgewinnen. Er muss vor aller Welt deutlich machen: Ich brauche dich nicht. Ich kann jede Frau der Welt haben. Paradoxerweise geriet Clinton gerade dadurch in noch grössere Abhängigkeit. Denn jetzt war er auf das allumfassende VerstehenundVerzeihen der FrauundMutter angewiesen, die ihn vor dem Zorn der „Mutter Nation“ schützte. Darauf, dass sie öffentlich zu ihm „stand“. Ihn nicht, wie es die „Emanze“ Hillu Schröder mit ihrem untreuen Gatten tat, mitten in der Nacht vors ungeheizte Rathaus karnte. Hillary Rodham Clinton hatte, wahrscheinlich schmerzlich, ihre

Lektion gelernt und lehrte sie jetzt alle anderen Frauen: „Die Frau“ kann nur Präsidentin sein, wenn sie zu ihrem Mann hält. Hillu Schröder musste zusehen, wie ihr Mann sich mit seiner vierten Frau als Kanzler feiern liess. Mit dem Management der privaten Schwächen ihres Mannes machte Hillary Rodham Clinton deutlich, welche Rolle „die Frau“ zu spielen hat. Und so war denn die Clinton-Affäre auch ein patriarchaler Präventivschlag gegen die immer wieder an die Wand gemalte Machtergreifung des Feminismus. (Auch wenn es Hillary Rodham Clinton inzwischen gelungen ist, das Rollenkorsett ein Stück weit abzustreifen und in den amerikanischen Senat einzuziehen.)

Bill Clinton aber, der, einstmals, „mächtigste Mann der Welt“, wird sich, insgeheim, immer noch vor dem Tag fürchten, an dem sie zu reden beginnen, die Frauen in seinem Leben. Darüber, wie es wirklich war. Und das ist meist sehr viel banaler als das Gerücht. Vor dem Tag, an dem ihn die Frau- und Mutter nicht mehr raushaut. Nicht mehr redet, wenn's ihm die Sprache verschlägt. Nicht mehr schweigt, wenn er etwas zu sagen hat. Insgeheim spürt „der Mann“ – seine Macht ist auf das Schweigen „der Frauen“ gebaut. „Als die Scheinwerfer ausgingen, liess sie seine Hand fallen wie eine tote Ratte“, schreibt Joe Klein über eine Talkshow mit den Stantons. Clinton muss grauenhafte Angst vor dem Tag haben, an dem sie es vor der Kamera tut. Und die Angst vor „der Frau“ hat schon oft den Boden für Schlimmeres als (angebliche) Affären bereitet.

Die Angst vor der Unberechenbarkeit „der Frau“, vor dem sexuellen Gängelband, an dem sie, wie viele Männer beklagen, geführt würden – das ist die Angst vor der Unberechenbarkeit von Liebe Erotik Leidenschaft schlechthin, letztlich auch vor der eigenen Unberechenbarkeit. Diese wird im patriarchalen Rollenkonzept auf „die Frau“ projiziert und verstärkt so die Angst vor ihr. Dagegen scheinen nur noch Verachtung und Wut gewachsen, wie ein Text von Papst Pius II., den er noch als Schriftsteller Eneo Silvio de Piccolomini geschrieben hat, demonstriert – „Abmahnung von der Liebe“:

„Was ist denn, ich bitte Dich, ein Weib anderes als Aussaugerin der Jugendkraft? Raub der Männlichkeit? Tod des Greisenalters? Ruin des Besitztums? Verderbnis der Ehre? Futter des Teufels? Pforte des Todes? Ergänzung der Hölle? Denk doch, Nikolaus, was für Übel durch die Weiber in die Welt gekommen sind.“

Da wird der Tod zum Übel, das „durch die Weiber in die Welt gekommen“ ist. Der damalige Papst in spe fährt fort:

„Keine Treue wohnt im Weibe, das jetzt dich liebt, morgen wird sie einen andern lieben. Das wirst Du doch nicht Liebe nennen, was auf mehrere aufgeteilt wird. Kein Weib noch hat einen so standhaft geliebt, dass sie nicht ihre Liebe geändert hätte, wenn ein neuer Bewerber, neues Liebesflehen und neue Geschenke gekommen sind. Die Frau ist ein Tierchen, ein sehr unvollkommenes, trügerisches, vielen Süchten und Leidenschaften unterworfen, ohne Treue, ohne Scham, ohne Standhaftigkeit, ohne Ehrfurcht.“

Die in modernen Beziehungsverhältnissen sichtbarer werdende private Schwäche „des Mannes“ verführt einen Teil „der Frauen“ zur Entwarnung. Sie verdrängen, dass die Stärke „der neuen Frau“ weitgehend identisch ist mit der altbekannten Unberechenbarkeit „des Weibes“. Die deutsche Professorin für Wirtschaft und Politik Frigga Haug warnt in ihrem Buch „Frauen-Politiken“ wohl zu Recht davor, die private Schwäche „des Mannes“ beziehungsweise die private Stärke „der Frau“ mit der gesellschaftlichen Lage zu verwechseln: „Die neue Frau ist selbstbewusst, aber nicht wegen ihres Einflusses im Politischen, sondern wegen ihres Sexes.“ Die Tatsache, dass die ewige „kleine Lolita“ selbst „bestandene“ Männer in den Ruin zu treiben vermag, verführt zu weiblichen Allmachtsfantasien, die der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht standhalten.

Es gibt viele Versuche „der Männer“ die Unberechenbarkeit „des Weibes“ und der Sexualität unter Kontrolle zu bekommen.

Zum Beispiel die Reglementierung der Liebe: Unsere (männlichen) Vorfahren schrieben die eheliche Pflicht und das LiebetEureEltern fest. Das heisst, sie institutionalisierten, was sich zwischen freien Individuen nicht so leicht ereignet. Da war klar, dass die einen Anspruch auf die Befriedigung durch die andern hatten. Lust hin oder her. Mehr noch: Liebeszwang war angesagt. Du hast deine Eltern zu lieben. Du hast deinen Mann zu lieben. Du hast deine Frau zu lieben. Du hast deine Kinder zu lieben. Eine geradezu idyllische Vereinfachung des menschlichen Zusammenlebens, die, vor allem, „den Männern“ dienlich war und ist. Wobei die emotional-sexuelle Zwangsverpflichtung auch deren Profiteur demütigt. Er wird ja nicht um seinetwillen begehrt und geliebt, sondern nur um der Erfüllung irgendwelcher Pflichten beziehungsweise der Erhaltung materieller Ressourcen willen bedient. Aber da scheinen allzu viele Männer keinen Stolz zu kennen, für den sie sich sonst so gern den Kopf abschlagen lassen. Auch die Verknüpfung von Geld und Sexualität – „Warum soll ich für eine Frau bezahlen, die ich nicht mehr habe“, murren viele geschiedene Männer. – verweist auf ein zutiefst lädiertes Selbstvertrauen „des Mannes“, der sich selbst nicht als

Sexualobjekt zu sehen vermag und deshalb, bei einer Scheidung, sein Geld und damit seinen Tauschwert auf dem Markt der Liebe retten muss.

Zum Beispiel die Reduktion auf die „schnelle Nummer“: Die Unberechenbarkeit von LiebeErotikLeidenschaft lässt sie „den Mann“ fürchten und fliehen. Deshalb wird sie organisiert oder auf einen Vorgang reduziert, mit dem keinerlei Gefühle wie LiebeErotikLeidenschaft verbunden sind, darauf – wie es Joachim H. Bürger entlarvend beschreibt –, „unseren Pimmel erfolgreich in der Vagina Gassi zu führen“, denn, so Bürger, der Mann will nur das Eine: „Er möchte seinen Trieb abreagieren, und sonst nichts.“ Oder wie es Männer auch etwa beschreiben, die „sexuelle Spannung abbauen“, um dann ungestört weiterarbeiten zu können. Mit dieser Reduktion von LiebeErotikLeidenschaft auf die bloße Entleerung des Penis entzieht sich „der Mann“ der Unberechenbarkeit der gelebten Leidenschaft, schützt sich vor Verlustängsten, schmerzlichem Abschied, punktuell oder endgültigem, und erhält sich, unfähig zur Trauer, die Möglichkeit, jederzeit seinen Penis in die Hose zurückzuschieben, aufzustehen und zu gehen – ohne einen Blick zurückzuwerfen, in Gedanken schon beim nächsten Fussballmatch, den Börsenkursen, dem bevorstehenden Krieg oder, im Falle von James Bond & Co., bei der Rettung der Welt.

Zum Beispiel die Maschinisierung und Kommerzialisierung: Männer haben nicht nur Angst vor der Unberechenbarkeit der Liebe, sie haben vor allem auch Angst vor ihrem eigenen Versagen. Der Mythos vom omnipotenten Mann – in den beliebten TV-Bekennntnis-Shows beteuern neuerdings Achtzigjährige tapfer, sie „brächten es“ noch jeden Tag, morgens, mittags und abends – bricht mit der Befreiung „der Frau“ und ihrer Einforderung befriedigender Sexualität zusammen. Unter den Trümmern wird sichtbar, was mit eine Ursache für den Aufbau institutionalisierter Liebes-Verhältnisse war – die Angst „des Mannes“ vor der sexuellen Potenz, der Unersättlichkeit „der Frau“, die Angst, eine Frau sexuell nicht befriedigen, sie nicht „halten“ zu können. Eine Angst, die durch die Fixierung „des Mannes“ auf den Penis als einziges Organ der Lust noch verschärft wird und erklärt, weshalb durch Krankheit oder Unfall versehrte beziehungsweise von der Natur „zu knapp bestückte“ Männer häufig bei eher lächerlich anmutenden Penisprothesen Zuflucht suchen oder jeden Preis für Viagra zu bezahlen bereit sind. Das freie Spiel von LiebeErotikLeidenschaft droht mit Unsicherheit, Enttäuschung, Verletzung von Eitelkeit und Liebesschmerz. Und so wird aus dem in Teilen der Gesellschaft langsam und vorsichtig entstehenden wechselseitigen Ja- und Nein-Spiel gern die Flucht in unkomplizierte Beziehungswel-

ten angetreten. Von Männern, aber (wohl zunehmend) auch von Frauen. Das heisst, in pornografische und andere sexuelle Ersatzwelten wie, zum Beispiel, Cyber- und Telefonsex. Der bereits genannte Joachim H. Bürger – dessen Bücher „Mann, bist du gut“ und „Mann, leb’ dich aus“ jeden Stammtisch als feministisches Seminar erscheinen lassen – macht deutlich, wie Männer auf die drohende Befreiung und Komplizierung des Liebeslebens reagieren müssen:

„Männer werden sich mehr und mehr von den Frauen zurückziehen und diese ihrem Schicksal überlassen. Die Sexualität wird kommerzialisiert, Puffs und Clubs werden zu neuer Blüte gelangen, weil diese Form der unverbindlichen offen bezahlten Sexualität nötig ist, um den Sexualtrieb abreagieren zu können.“

Am Ende, wenn gar nichts mehr geht, greifen sie sich Hund, Katze und Computer. Die sind in gleicher Weise immer verfügbar wie Massagestab oder „Playboy“. Der „Voyeurismus“, so Joachim H. Bürger, „hat einen grossen Vorteil: Ein Sexheft kann man beiseite legen. Einen Sexpartner nicht... Die Onanie“, triumphiert er,

„ist eine der besten Waffen, um den Kontakt zu Frauen zu reduzieren und damit die Gefahr zu mindern, lebenslang als Arbeitsbiene missbraucht zu werden. Onanieren sollte zum männlichen Selbstverständnis gehören und autark machen.“

Zum Beispiel die Unterdrückung und Ersetzung der Leidenschaft durch den „höheren Sinn“, den Tod: Das ist der wohl zentralste Versuch, „den Mann“ von den Unsicherheiten von LiebeErotikLeidenschaft zu befreien und, zwei Fliegen auf einen Schlag, den ebenfalls unberechenbaren Tod in den Griff zu bekommen. „Der Mann“ ist nach patriarchaler Ideologie für „Höheres“ bestimmt. Zum Beispiel für die Verteidigung von Vaterland und Ehre im Krieg, für das Erringen von Erfolg und Reichtum im Beruf. Für „den Mann“ gilt: Den „Niederungen“ des Lebens mit Selbstdisziplin widerstehen. Die unberechenbare Sexualität verdrängen, unterdrücken. In letzter Konsequenz soll „der Mann“ das reine, nicht-sexuelle Wesen sein beziehungsweise werden. Es geht darum, wie es der Begründer der Psychoanalyse Sigmund Freud in „Das Tabu der Virginität“ geschrieben hat, „die höchste psychische Leistung, die einem Menschen möglich ist“, zu erbringen, und das ist: „Das Niederringen der eigenen Leidenschaft zugunsten und im Auftrag einer Bestimmung, der er sein Leben geweiht hat.“ Aber immer locken und drohen LiebeErotikLeidenschaftWeib: „Der Mann fürchtet, vom Weibe

geschwächt, mit dessen Weiblichkeit angesteckt zu werden und sich dann untüchtig zu zeigen.“ Dem kann nur mit grobem Geschütz begegnet werden. Die abgespaltene Sexualität wird vom Zentrum der Gesellschaft – und das ist noch immer die weisse männliche Oberschicht – nach aussen projiziert. Auf untere Schichten, auf „Randgruppen“, auf „Fremde“, vor allem aber auf „die Frauen“, die – so will es schon der biblische Paradiesmythos – „die Männer“ verführen sollen. Obwohl ihnen gleichzeitig das Recht auf sexuelle Initiative abgesprochen wird. Das heisst, was projiziert wird, ist in erster Linie die Objektkomponente der Sexualität. Umgekehrt projizieren „die Frauen“ das sexuelle Begehren nach aussen, auf den ewig-geilen Mann, und unterdrücken so die Subjektkomponente ihrer Sexualität.

„Der Mann“ ist der vom Weiblichen in sexuelle „Niederungen“ Hinabgezogene, der, von jeglicher Sünde befreit, verführt wird. Diese männliche Entlastungsprojektion ist Teil der Verteidigungsstrategie in beinahe allen Fällen sexueller Ausbeutung oder Gewalt. Selbst dem abhängigen Mädchen oder Knaben, ja, sogar dem Kleinkind, wird die Verführung des ach so starken Mannes, der, wo es um Sexualität geht, zur hilflosen Marionette zu werden scheint, zur Last gelegt. Der „Tages-Anzeiger“ berichtet am 6. Juni 1993 über das Urteil eines Richters im englischen Winchester, der „einen zur Tatzeit 18jährigen wegen versuchten Beischlafes mit einem achtjährigen Mädchen“ nur gerade mal mit zwei Jahren auf Bewährung bestrafte und dies damit begründete,

„das Kind sei sexuell erfahren gewesen. „Das Gesetz in diesem Land schützt kleine Mädchen, weil sie nicht wissen, was richtig oder falsch ist. Mir liegen aber Informationen vor, die mich zu der Annahme veranlassen, dass die Achtjährige selbst kein völliger Engel war.““

Fragt sich nur, wie lange Männer noch dieses jämmerliche Bild von sich selbst mit-kolportieren wollen, das Bild des hirn- und willenlosen Schwanzes – eine, zugegeben, etwas vulgäre, aber allen vertraute Formulierung, die Stilisierung des entsprechenden Körperteils als „mein bestes Stück“ macht es nicht besser –, das Bild „des Mannes“, der beim Anblick langer Beine und halbnackter Brüste nicht mehr an sich halten kann, sich nicht auf den Genuss des Schauens beschränken kann, sondern die zur Ware gemachte Frau auch gleich „haben“ und sich, von unkontrollierbaren Trieben „gezwungen“, auf sie stürzen muss.

Zum Beispiel die Gewalt: Will „der Mann“ die auf „die Frau“ projizierte Erotik und Sexualität, das Leben und in die Sinnlichkeit in Schlacht- und Arbeitspausen zurückgewinnen, so muss er eine Frau „haben“. Dann muss er diese irrationale Sexualität unter Kontrolle bekommen. Und was eignet sich dazu, in letzter Konsequenz, besser als die Gewalt? Wo sich „der Mann“ die Sexualität erzwingt, da hat er sie im Griff. „Die Frau“ wird zum Werkzeug „des Mannes“, wird in ein Macht- und Gewaltverhältnis eingebunden, das sie von ihren für „den Mann“ so bedrohlichen Unberechenbarkeiten befreit. Der französische Schriftsteller Michel Tournier, geboren 1924, hat das in seinem Buch „Das Geschlecht der Frau“ eindrücklich beschrieben:

„...von daher versteht man, warum die Frau keine eigentlichen Geschlechtsteile besitzt, weil sie Geschlechtsteil ist. Geschlechtsteil des Mannes, zu sperrig allerdings, als dass er ihn ständig tragen könnte, weshalb er ihn meist abgelegt hat und nur bei Bedarf wieder aufnimmt. Es ist ja auch sonst dem Menschen eigen – im Gegensatz zum Tier –, dass er jederzeit ein Gerät, eine Waffe für den Zweck einzusetzen vermag, zu dem er sie gerade benötigt, dass er sich ihrer aber auch gleich wieder entledigen kann, während der Hummer dazu verurteilt ist, seine beiden Scheren mit sich herumzuschleppen...“

Die eigenen unterdrückten Sehnsüchte werden auf „die Frauen“ und „die Fremden“ projiziert. So wird, beispielsweise, die Rocksängerin Tina Turner im „Tages-Anzeiger“ zur „Tigerin“ und „brünstigen Löwin“. „Die Fremden“ und „die Frauen“ – das sind die unbeschwerten, sinnlichen, fröhlichen, sexuellen Wesen. Sie sind den Zwängen der einengenden patriarchalen Kultur, der Unterdrückung des Sexuellen im Besonderen, entgangen. Sie begreifen den Ernst des Lebens nicht. Genau das aber macht sie, so Horst Hermann, verführerisch:

„Männer empfinden eine starke Sehnsucht, sich ein für allemal gehen zu lassen und endlich einzutauchen in das abgründig grenzenlose Leben, für das symbolisch Frauen stehen. Gegen diese Sehnsucht erbauen sie sich ihre Dämme und Bollwerke und Festungen. Alle ihre Anstrengungen haben nur den einen Sinn, der lockenden Sinnlosigkeit zu entkommen.“

Für das „Höhere“ soll „der Mann“ das Leben und die Sinnlichkeit zurücklassen. Er darf sich nicht durch die Freuden im Haus, durch LiebeErotik-Leidenschaft von Wichtigerem abhalten lassen. Mehr noch: Für das „Hö-

here“ soll „der Mann“ auch das Leben hergeben, das eigene und das fremde, denn, so Friedrich Schiller: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“

Ein Foto zeigt den, vermutlich, knapp vierjährigen Drew, pausbäckig und unbeschwert in die Kamera lachend. Noch weiss er nicht, dass er im März 1998 in seinem Armykleidchen, mit Patschhändchen eine Holzflinte an sich drückend, da sitzen wird, wo sonst amerikanische Präsidenten und ihre geouteten Liebhaberinnen posieren – auf dem Titelblatt des „Time Magazins“. Zwei, drei Jahre später schaut er, auf einem anderen Familienfoto, schon sehr viel skeptischer unter einem Cowboyhut hervor. Als zweifelte er, ob er je in die Kluft der Männlichkeit hineinwachsen würde. Auch im weissen Westernmantel, den er hinter sich herschleift, den metallenen Doppellauf eines Gewehrs auf den Oberschenkel gestützt und den Munitionsgurt ums Bäuchlein geschnallt, ahnt er noch nicht, dass die Presse nur ein paar Jahre später den kleinen Andrew Golden aus dem privaten Album reissen und aller Welt vorführen wird.

Immer ist die Robe der Männlichkeit dem realexistierenden Mann oder Buben zu gross. Machen wir uns nichts vor: Es gibt keine Männer. so wenig wie es einen Wilhelm Tell gegeben hat. Oder einen Winkelried. Diese beiden schweizerischen Lichtgestalten werden zwar nach und nach aus den Geschichtsbüchern, keineswegs aber aus der eidgenössischen Mythologie gestrichen. Da werden sie für nationale und patriarchale Inszenierungen auch künftig noch gebraucht. Auf dass Männer wissen, was das gesellschaftliche „Konzept Mann“ von ihnen verlangt: Männer phällen oder phallen. Männer sterben oder morden.

Männer werden nicht als „Männer“ geboren. Sonst wäre die Angst von Männern und Jünglingen nicht so gross, kein „richtiger Mann“ zu sein beziehungsweise zu werden; dann wäre das Mannsein und -werden eine Selbstverständlichkeit und kein „unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich“, so David Gilmore in seinem Kulturvergleich „Mythos Mann“, „die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen.“ Dieter Schnack und Rainer Neutzling beschreiben in ihrem Buch „Kleine Helden in Not“ die „unzähligen riesigen Stolpersteine“, die auf dem Weg vom „Knaben zum Mann“, wie ein Aufklärungsbuch in den Sechziger Jahren hiess, herumliegen: „Oftmals besteht eine grosse Kluft zwischen dem inneren, eigenen Empfinden des kleinen Jungen und den ganzen männlichen Machtdemonstrationen.“ Der französische Philosoph Louis Althusser, der als alter Mann seine Frau umbrachte, erinnert sich in seinem autobiografischen Bekenntnis „Die Zukunft hat Zeit“:

„Von mir als kleinem Jungen habe ich das Bild eines winzigen und schwachen Wesens mit schmalen Schultern in Erinnerung, die niemals die eines Mannes werden würden, mit bleichem Gesicht, von einer allzu schweren Stirn niedergedrückt und in der Einsamkeit leerer Alleen in einem unermesslich weitläufigen und verlassenem Park verloren. Ich war nicht einmal ein Junge, sondern ein schwaches kleines Mädchen.“

Männlichkeiten werden in „modernen“ Gesellschaften zunehmend verdeckter tradiert, während sie in „traditionellen“ Kulturen in Form häufig brutaler Initiationsriten konstituiert werden. Was in diesen Kulturen sichtbar wird, gilt aber auch für die unsere: Alkohol, Gebärden sexueller Potenz und Gewalt machen „den Mann“ zum „Mann“. So erzählt Louis Althusser:

„Da war ich mitten in der Gesellschaft richtiger Männer, die nach Schweiss, Fleisch, Wein und Geschlecht rochen. Und da hält man mir auch schon um die Wette ein volles Glas Wein hin, unter aufreizenden, anzüglichen Scherzen: Tut es der Kleine schon? Bist Du ein Mann oder nicht? Und ich, der ich mein Leben lang keinen Wein getrunken hatte (meine Mutter: gefährlich, vor allem in Deinem Alter – zwölf Jahre!), nippe etwas und werde beklatscht. Dann erhebt sich erneut der Gesang. Und am Ende der grossen Tafel lächelt mein Grossvater mich an.“

Für viele Männer ist der erste Rausch – „Aff“, nennen sie den Suff in der Schweiz –, den sie „nach Hause bringen“, wichtiger als der erste Kuss. Die vielbeklagte Jugendgewalt ist allerdings nicht deshalb Jungengewalt, weil’s den Knaben in den Genen steckt oder weil Gewalt ein „Urfaszinosum der Jungen“ ist, wie es der Psychologe Allan Guggenbühl gesehen haben will, sondern, weil Gewalt ein Männlichkeiten konstituierender Faktor ist, weil (angehenden) Männern abverlangt wird, dass sie vor Gewalt nicht zurückschrecken. „Ohne Gewissensbisse töten und ohne Angst sterben.“ Bringt es Kody, das Mitglied einer Strassengang in Los Angeles, auf den Punkt. Ein deutscher Jugendlicher, der seinen Stiefvater und seine Mutter mit dem Messer erstach, enthüllt Wolfgang Korruhn für das Buch „Dann hab ich’s einfach gemacht“, er habe sich danach „erwachsen“ gefühlt. Der Film „Stand by me“ macht deutlich, welche Rolle Gewalt und Tod für die Mannwerdung spielen. Zwei Gruppen von älteren beziehungsweise jüngeren Jugendlichen geraten in einen Wettlauf um eine unbekannte Leiche. Die Jüngeren sind vor den Älteren am Ziel. In der Schlüsselszene kommt es zum Show-Down zwischen den beiden Gruppen, der durch einen eher schwächlichen Buben, der plötzlich eine Pistole zieht, zugunsten der Jünge-

ren entschieden wird. Die Suche nach der Leiche – eine typische Mutprobe, Bestandteil männlicher Initiation. Der Griff zur Pistole macht aus dem Jungen – der eben gerade noch über den Tod seines Bruder geweint hat, an den ihn die Leiche erinnert – einen „Mann“, der die Situation beherrscht.

Gerade weil der kleine biologische Unterschied gesellschaftlich überhöht wird, ist männliche (und womöglich auch weibliche) Identität so brüchig. Droht „dem Mann“ – wegen der Unmöglichkeit, das gloriose „Konzept Mann“ einzulösen – permanent der Absturz ins Weibliche, Schwule, Nicht-Männliche, ins Nichts. Gegen diese klassischen Bedrohungen männlicher Identität wird lebenslanglich mit mörderischem und selbstmörderischem Heldenmut angekämpft. „Meine Kumpels“, erzählt das bereits erwähnte, als „Monster Kody“ bekannte Gang-Mitglied der „Los Angeles Grips“:

„...wurden zu meiner Familie, die älteren zu Ersatzvätern. Sie gratulierten mir jedesmal, wenn ich auf jemanden geschossen hatte, jedesmal, wenn ich der Gang eine neue Waffe organisiert hatte. Zu Hause wurde ich zusammengeschissen, weil ich den Müll nicht rausgebracht hatte. Den Müll. Kapierte Mom denn nicht, wer ich war?“

Hier wird das patriarchale „Konzept Mann“ deutlich sichtbar. Es ist gekennzeichnet durch die gewaltsame Abgrenzung vom weiblich besetzten Haus, von der durch die Mutter verkörperten Geringschätzung männlicher Grandiosität und der ebenfalls aufs Weibliche projizierten Banalität des Lebens – Müll eben. Der Jugendliche aus Los Angeles, der sich als Zwölfjähriger mit seinem ersten Mord die Anerkennung und Aufnahme in die Gang holt, muss die vermeintliche Einlösung des „Konzepts Mann“ immer wieder unter Beweis stellen. „Um meinem neuen Namen ‚Monster‘ gerecht zu werden, musste ich ständig eins draufsetzen und noch gefährlicher werden.“ Ähnlich erging es Adolf Hitler, der sich als „Führer“ des „Dritten Reichs“ und Initiator eines einmaligen Massenmords, nach eigenen Worten als den „härtesten Menschen“ sah, „den das deutsche Volk seit vielen Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten gehabt hat.“ In Walter C. Langers „Adolf-Hitler-Psychogramm“ wird der Zusammenhang zwischen dem „Konzept Mann“ und Auschwitz deutlich:

„Hitler hatte sich selbst stets als absolut maskulinen, unfehlbaren und harten Führer gesehen; sein Ideal der deutschen Jugend hat er als eine Art Selbstidealisierung dargestellt: ‚Flink wie die Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Krupp-Stahl.‘ Jetzt aber, in der Zeit nach 1943, wurde es immer augenfälliger, dass der etwas

dickliche Mann mit dem schlurfenden Gang, der grauen Hautfarbe, den zitternden femininen Händen keineswegs seinem eigenen Bild des mächtigen, alles besiegenden Führers entsprach. Jede militärische Niederlage entkräftete ihn weiter und erforderte immer weitere Beweise, dass er der eiskalte, stahlharte, rücksichtslose Sieger seiner Phantasien war. Da er diese Rolle nicht spielen konnte, indem er Russland oder die westlichen Alliierten besiegte, fabrizierte er nun ‚mitleidlose Siege‘ über die Juden.“

Die Parallele zum „normalen Mann“, der seine Niederlagen draussen in der Welt in den eigenen vier Wänden ungeschehen zu machen sucht, ist unübersehbar.

Für den Buben – der, besonders in „modernen“ Gesellschaften, in weitgehend weiblich dominierten Häusern „gross“ wird, aber seinerseits „das Andere“, ein „Mann“, manchmal sogar „der Mann der Mutter“, werden muss – bedeutet „Mann sein“ immer noch in erster Linie, „nicht Frau sein“. Weil den Buben „kontinuierliche emotionale Vorbilder fehlen, gewinnen kulturelle Bilder von Männlichkeit an Bedeutung“, folgert Tim Rohrmann in „Junge, Junge – Mann, o Mann“. Das heisst, nicht die realen Männer mit ihren Stärken, Unzulänglichkeiten und Ängsten, sondern ihre kulturellen Inszenierungen in Literatur, Film, TV, Comics oder im Fantasyland der Kinderspielfiguren werden den Buben als Identifikationsobjekte angeboten, weil nur sie der männlichen Grandiosität zu genügen vermögen. Und an dieser wird, obwohl (oder gerade weil) die Väter an ihr gescheitert sind, auf Biegen und Brechen festgehalten. Dem durchschnittlichen Buben bleibt auf dem Weg vom Knaben zum Mann nur die unsichere Identifikation mit den Masken der Männlichkeit und die Zurückweisung alles Weiblichen.

Im Spielfilm „Slaughter of the Innocents“ (Der Mord der unschuldigen Kinder) umgeht der Bub die Aufforderung des das Haus in gefährlicher Mission verlassenden Vaters und FBI-Beamten – „Kümmere dich um Mom!“ – und macht sich seinerseits auf die (erfolgreiche) Suche nach dem Killer. Kurz zuvor hat ihn der Vater – stolz auf den altklugen Knirps, der seinen Polizeicomputer besser zu bedienen weiss als er selbst – an einem der Tatorte ermahnt: „Die Akte ist eine Sache, das hier ist die Wirklichkeit.“ Und, ganz im Stil eines Leiters von Selbsterfahrungsgruppen für Männer, hinzugefügt: „Schäm dich nie, wenn du fühlst, wie traurig und furchtbar so etwas wirklich ist. Steh immer zu den Gefühlen, die du hast.“ Dann verweist der Mann und Vater den Filius auf seinen Platz: „Ich glaube, du wartest besser draussen.“ Der aber erkennt intuitiv, dass ein „richtiger Mann“ solch zweideutigem Angebot nicht nachgeben darf, stoppt kurz vor der Haustüre

und liefert dem Vater, mit Hilfe seines Computerchens, einen wichtigen Hinweis auf den Täter. Durch die Missachtung seiner Gefühle und Ängste, so suggeriert diese Filmsequenz, wird der Knabe zum Partner seines Vaters, zum „Mann“.

In „Highlander“ – einer Fantasy-Story, die nicht nur in mehreren Kinoverversionen, sondern auch als Fernsehserie und im Internet ihre vierhundertjährigen Spuren hinterlässt – wird der Held von seinem Lehrmeister brutal aus dem Boot in den See gekippt und verlacht, als der Nichtschwimmer um Hilfe schreit. „Du wirst nicht ertrinken, du Narr, du bist unsterblich.“ Und das ist der Mann denn auch tatsächlich. Während die Frauen, die er liebt, grau werden und sterben, bleibt „Highlander“ ewig jung. Nur die Erfüllung seines grössten Traums, eine Familie, ist ihm verwehrt. „Du kannst keine Familie haben, wir können keine Kinder zeugen.“ Verkündet der Meister streng. Und fordert: „Du musst sie verlassen.“ Denn, so Michael Klein in seinem Aufsatz „Sportbünde – Männerbünde?“: „Im Sport wie beim Militär ist bekannt, dass die Anwesenheit von Frauen die Ordnung gefährdet und die Kampfbereitschaft schwächt.“ Als er selbst die letzte der Frauen, die er in seinem über zweitausendjährigen Leben geliebt, verloren habe, verrät der Mentor und enthüllt damit zentrale Männerängste, „war ich gebrochen. Ich möchte dir diesen Schmerz ersparen.“ Gemeint ist die Trauer ob des Verlusts eines geliebten Menschen, die Angst vor dem Verlassenwerden, dem Ausgeliefertsein, dem Tod, die Angst vor der Angst. Die Unfähigkeit zur Trauer, das macht Männlichkeit im Kern aus. Deshalb die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, die sich in „Highlander“ erfüllt. „Die meisten Menschen haben Angst davor zu sterben. Aber das ist nicht dein Problem, du hast Angst vor dem Leben.“ Hält ihm eine der geliebten Frauen entgegen. Der Held muss um der „höheren Sache“ willen – die Rettung der Welt, der Kampf gegen das „Böse“ – jeder weiblichen Verführung widerstehen, alle menschlichen Gefühle und Wünsche unterdrücken, alles hinter sich lassen. Denn: „Sie bringen Männer nicht dazu zu töten, wenn Sie ihnen Gefühle erlauben.“ Erklärt ein Sergeant der englischen Armee in Carol Lees Buch „Hilflose Helden“.

Im Kriegstreifen „Pearl Harbour“ – in dem „die Frauen“ als Krankenschwestern, „die Männer“ als Soldaten inszeniert sind – gibt sich Held Nummer Eins als „Gentleman“ und verabschiedet sich am Abend vor seinem Kampfeinsatz in England vor der Türe der geliebten Krankenschwester. Sie solle sich ihre Jungfräulichkeit erhalten. Meint er. Bis die Schlacht geschlagen sei. In Tat und Wahrheit hat er, vermutlich, Angst, er könnte sich nicht

mehr aus ihren zärtlichen Schenkeln lösen, um in der Luftschlacht über dem Ärmelkanal seinen Mann zu stellen, wo er, vermeintlich, sein Leben lässt. Die trauernde Verlobte lässt sich von Held Nummer Zwei trösten und schwängern. Happy End. Bis die unverhoffte Rückkehr von Held Nummer Eins aus dem Reich der Toten sie in ein banales Dreiecksverhältnis stürzt. Aber Hollywood wäre nicht die Traumfabrik, wenn sie das Drama nicht in Minne auflöste. Nach dem historischen Überfall der japanischen Marine auf Pearl Harbour befiehlt US-Präsident Roosevelt, zur Wiederherstellung der amerikanischen Ehre, einen sinnlosen Bombenangriff auf Tokio. Beide Helden gehören zu dem „Himmelfahrtskommando“, das, Tage vor dem Abflug, vom Capt’n aufgefordert wird, den Nachbarn zur Linken anzuschauen und sich zu vergegenwärtigen: „Er oder Sie werden in sechs Tagen vermutlich tot sein.“ Wer dazu bereit sei, fordert er seine Mannen auf, solle einen Schritt vortreten. Alle stürzen sich, so 2001 inszeniert, dem Tod entgegen. Keiner zögert. Nicht einer ist unter den Männern, der Angst zeigt. Held Nummer Zwei widersteht auch der Verführung durch Held Nummer Eins, der ihm, im Gegensatz zur werdenden Mutter, verrät, er werde bald Vater, und ihn auffordert, zu Hause zu bleiben, damit die Frau nicht noch einmal den Tod eines geliebten Mannes erleiden müsse. Aber Held Nummer Zwei tilgt die Schmach, sich, damals, im Frauenschoss verkrochen zu haben – während der Freund sich, im letzten Moment mit dem Schleudersitz aus dem abgeschossenen Bomber entkommen, durch feindliche Linien schlug –, zieht in den Krieg und kehrt, als Mann rehabilitiert, in einem Blechsarg, ins Vaterland zurück. Held Nummer Eins übersteht auch das zweite Stahlbad des Todes, und jetzt darf er zum gewöhnlichen Menschen werden, darf ins Haus, zu Frau und Kind von Held Nummer Zwei, darf leben, denn er hat erbracht, was „dem Mann“ abverlangt wird.

Männlichundtapfer nimmt auch „Highlander“ das Kreuz des Helden auf sich, greift zum Zauberstab der Gewalt und stellt sich dem Kampf, wird hundertmal verletzt und getötet, steht aber, wie von Zauberhand aus der Grube gehoben, immer wieder auf, verletzt und tötet seinerseits hundertmal; aber auch „The Kurgan“, der böse Widersacher, ist ein Unsterblicher. Bis sein Kopf im allerletzten Showdown mit „Highlander“, gegen Ende des Zwanzigsten Jahrhunderts, endgültig – oder wenigstens bis zum nächsten Film – fällt. Jetzt, endlich, wird „Highlander“ zum ganz normalen Menschen und verkündet der Frau, die er gerade liebt (abgewiesen wird er natürlich nie): „Ich bin genauso wie du, ich kann lieben und Kinder haben,

leben und alt werden.“ Aus den Wolken ruft ihm der Meister zu: „Alles braucht seine Zeit.“

Aber die durchschnittlichen Jungs haben auf dem Weg vom Knaben zum Mann nicht vierhundert Jahre Zeit. Sie können auch nicht alle FBI-Beamte, Agenten 00X mit einer Lizenz zum Töten, Helden im Namen des „Guten“ werden. „Es kann nur einen geben.“ Orakelt „Highlander“. Allen anderen bleibt der gefürchtete Fall ins Nicht-Männliche. Oder die blosser Gewalt beziehungsweise ihre Gebärde. Gewalt gegen Frauen. Wenn sie Männer zurückweisen oder verlassen. (Andrew Goldens Kollege habe sich auch an einem Mädchen rächen wollen, das Schluss mit ihm gemacht habe, berichten die Medien.) Wenn sie Männern zu nahe kommen. (Vor Jahren strangulierten junge Winterthurer eine Kollegin, weil einem von ihnen deren Avancen lästig waren.) Gewalt gegen andere Männer. Gewalt gegen sich selbst. Denn Gewalt, so der Basler Psychologe Henry Dreifus in der „Zeitschrift für Friedenspolitik FriZ“, sei „eine ungeheuer demokratische Möglichkeit der sozialen Verwirklichung. Sie steht jedem offen. Und die Wirkung ist sensationell, ja, geradezu magisch.“ Lieber Ausländer und Schwule klopfen, Kinder schlagen und Frauen vergewaltigen, lieber Serienmörder als Schlappschwanz - das ist die Botschaft kultureller Inszenierungen von Männlichkeit. Und die hat Kody, der mit elf zum Killer wird, begriffen. „Heute abend würde ich ein Mann werden, und ich nahm jeden Befehl so ernst wie Afrikaner bei ihren Initiationsriten.“ Beschreibt er im ehemaligen Yuppie-Magazin „Tempo“ den Tag, der ihm den „stolzesten Moment meines bisherigen Lebens beschern sollte.“ Nach Pot, Bier und dem Beweis seiner „gnadenlosen Härte“ in einer Schlägerei mit den anderen Bandenmitgliedern drückt ihm der Chef eine Pump-Gun in die Hand: „Du hast acht Schüsse, und du kommst nicht zurück, bis sie alle abgefeuert sind.“ Kody besteht die Feuertaufe, indem er seinen ersten Toten „abliefern“.

Auch der kleine Andrew Golden schafft es im April 1998, gerade mal elfjährig, sein Kostüm „auszufüllen“. Er erschießt mit seinem dreizehnjährigen Mitschüler Mitchell Johnson in Jonesboro, Arkansas, vier Schülerinnen und eine Lehrerin. Sein Bild geht um die Welt. Politiker bedauern, dass die Todesschützen nicht wie erwachsene Männer abgeurteilt werden können. Andrew Golden ist zum ernstzunehmenden Mann geworden. Und Grossvater Golden, in dessen Waffenschrank sich die beiden Buben bedient haben, gibt in seinem Garten eine Pressekonferenz, an der er, so Michael Schwelien in der „Zeit“, mit „unverhohlenem Stolz auf das jägerische Geschick seines Enkels“ erklärt: „Mir tut jeder leid, der ihm näher als zwei-

hundert Yards vor die Flinte kommt.“ Wer hätte da noch Angst davor, wer dürfte, bei solchen Grossvätern, noch darauf hoffen, dass Männer, irgendwann, ganz gewöhnliche Menschen werden, die, wie im gleichnamigen Märchen, das Fürchten lernen.

Die Entstehung individueller oder kollektiver Gewalt ist das Resultat komplexer sozioökonomischer und psychosozialer Ursachenketten, die nicht auf einen einzelnen Faktor reduziert werden dürfen. Aber Gewalt ist „männlich“. Gewalt oder ihre Gebärde macht Männer. Zu oft wird in der Debatte über Gewalt der Faktor Geschlecht unterschlagen, obwohl er, auch statistisch gesehen, einer der zentralsten ist. Die unserer Kultur immanenten Grundlagen der Gewalt führen meist nur in Verbindung mit dem „Konzept Mann“ zur tatsächlichen Ausübung physischer Gewalt in ihren verschiedensten Formen. Damit soll nicht geleugnet werden, dass auch Frauen Gewalt anwenden – vor allem gegen Kinder. Denn Gewalt richtet sich, entgegen gewisser Mythen, fast immer von Oben nach Unten. Aber niemals macht Gewalt eine Frau zur „Frau“. Und einen weiblichen „Lustmörder“, das heisst, einen weiblichen „Yorkshire Ripper“ oder Jack Unterweger hat es bisher ebenso wenig gegeben wie einen weiblichen Himmler oder Höss. Die weitaus heftigeren Reaktionen der deutschen Öffentlichkeit auf die Frauen in der sogenannten „Baader-Meinhof-Bande“ machen deutlich, dass „die Frau“ mit der Anwendung von Gewalt nicht nur gegen den täglich durchbrochenen kulturellen Gewaltverzicht verstösst, sondern, vor allem, auch gegen das „Konzept Frau“.

Zum „Konzept Mann“ aber gehört zwingend die Gewalt. In Kriegszeiten macht sie ihn zum umjubelten Helden. Der, im Golfkrieg, als Haudegen gefeierte General Schwarzkopf trat nach der (erfolgreichen) „Operation Wüstensturm“ mit folgenden Worten vor die Presse:

„Bei unserem letzten Treffen fragten Sie mich, was wir im Falle eines Krieges tun würden, und ich antwortete Ihnen: ‚Dann werden wir den Irakern in den Hintern treten.‘ Und genauso war’s denn auch.“

US-Präsident George Bush senior – dessen Aussenminister Cheney sich vor Beginn des Krieges überzeugt gab, Saddam Hussein müsse am Ende mit „eingeknicktem Schwanz klein begeben“ – erklärte:

„Als Präsident kann ich der Nation melden, dass die Aggression niedergeschlagen wurde. Der Krieg ist vorbei. Wir kommen wieder nach Hause. Stolz, voll Vertrauen, mit erhobenen Köpfen, wir sind Amerikaner.“

Dem amerikanischen Präsidenten wird es auch nach Tausenden von Toten nur durch eine Erweiterung seines Ichs, durch den Schwindel: „Wir kommen wieder nach Hause“ – in Tat und Wahrheit hat er sein Haus gar nie verlassen -, nur durch diesen Taschenspielertrick wird es ihm möglich, den „Kriegsbonus“ für sich persönlich nutzbar zu machen.

In Friedenszeiten verstösst zwar auch „der Mann“ durch die Anwendung von Gewalt gegen Norm und Gesetz, das in immer mehr Ländern - nach dem schon seit längerem verbotenen männlichen Duell - neuerdings auch die alltägliche Gewalt gegen Frauen strafrechtlich verfolgt. Zur Kulturgeschichte patriarchaler Gesellschaften aber gehört integral des Recht „des Mannes“ auf den Körper und damit auf die Züchtigung „seiner Frau“. Daran kann auch Warren Farrell nichts ändern, der dem „Männer sind Täter. Frauen sind Opfer.“ zu widersprechen versucht:

„Dabei übersehen wir, dass Männer, statistisch gesehen, viel gefährdeter sind, Opfer von Mord und Gewalt zu werden. Männer fürchten sich vor Männern, denn auch sie können nie sicher sein, welcher Mann potentiell gewalttätig wird.“

Im Klartext: Opfer männlicher Gewalt sind nicht nur Frauen, sondern auch Männer.

Ein Blick auf die schweizerische Tötungsstatistik zwischen 1880 und 1990 zeigt überraschende Zahlen. Vor allem anderen, entgegen bekannter Schlagzeilen, ist die Zahl von Tötungsdelikten dramatisch, nämlich auf einen Viertel der Zahlen Ende des neunzehnten Jahrhunderts gesunken. Besonders markant der Rückgang männlicher Opfer von 78 auf rund 15 pro Jahr. Ebenso auffallend die Angleichung der Opferzahlen von Männern und Frauen. Relativ gesehen richtet sich Männergewalt also zunehmend stärker gegen Frauen. Grund für den Rückgang der männlichen Opferzahlen ist offensichtlich die Abnahme der gewalttätig ausgetragenen Ehrenhändel zwischen Männern.

Aber auch heute noch wird „der Mann“, der gegen das entmännlichende Gewaltverbot verstösst, zum „wahren Mann“ - das ist der Mann, der die Sprache von Kampf und Gewalt beherrscht, der sogar in der Gestalt des Serienkillers immer wieder die erschauernde Bewunderung des Publikums weckt. Der Mann aber, der nicht töten kann, der Angst vor der Gewalt hat, der, ganz Christ, nach der linken auch noch die rechte Backe hinhält (oder umgekehrt) – das ist, selbst in der Figur des überzeugten Pazifisten, ein lächerlicher Trottel, ein Feigling und Versager. Das ist der Fahnenflüchtige,

der Vaterland, Kriegskamerad und Mann verrät, sich zu Hause, im Schoss von Frau oder Mutter, verkriecht. Das ist der verführerische „Schatten“ und Gegentypus „des Mannes“, der Gewehr und, eben, Schwanz nicht „hochkriegt“. Der, im Gegensatz zum „Ritter Tannhäuser“, der Verführung des „Venusbergs“ erliegt. Jenem aber hat Richard Wagner ein Operndenkmal gesetzt. David G. Gilmore beschreibt Tannhäusers inneren Kampf auf dem „Venusberg“:

„Soll er ein glücklicher, aber passiver Gefangener bleiben, dessen Bedürfnisse augenblicklich von der Göttin und ihren Nymphen und Amouretten erfüllt werden, oder soll er auf all das verzichten und zurückkehren in die sonnenbeschienene Welt der Konflikte und Gefahren? Nach langem Zögern verzichtet der Held auf die dekadenten Genüsse der allumschlingenden Venus, die ihm die Möglichkeiten nehmen würde, ‚ein kühner Streiter‘ in der Welt zu sein. ‚Mein Sehnen drängt zum Kampfe; nicht such’ ich Wonn’ und Lust, oh, Göttin woll’ es fassen, mich drängt es hin zum Tod‘, singt er... Der Ritter hat die ursprüngliche Forderung des Lustprinzips überwunden und der Versuchung widerstanden, in den Armen einer allmächtigen Frau zu versinken, sich in einen kindlichen Kokon des Genusses und der Sicherheit zurückzuziehen.“

Gleich Tannhäuser verlässt auch James Bond, der englische Filmagent 007 mit Tötungslizenz, wenn „die Welt“ ihn ruft, das warme Bett, in dem er, wann immer ihn die grosse Politik lässt, seine sekundäre Potenz unter Beweis stellt. Aber wenn Ihre Majestät seine primäre Kraft braucht, schlüpft er in die immer frisch gebügelte Hose, lässt sich den neusten Zauberstab überreichen und die liebende beziehungsweise geliebte Frau zurück, im gewöhnlichen, unmännlichen Leben.

Dem Krieger beziehungsweise Gewalttäter in Friedenszeiten gilt nach wie vor die offene oder heimliche Bewunderung und Faszination. Allan Guggenbühl erinnert in seinem Buch „Männer – Mythen – Mächte“ an den

„Mythos des Dschungelkämpfers, des Kriegers, der sich zusammen mit Kameraden in einer unwirtlichen Umgebung durchschliessen muss. Es ist ein Bild, das in Tausenden von Männerköpfen eine grosse Attraktivität geniesst. In ihm lebt die alte Sehnsucht der Befreiung von zivilisatorischen Zwängen.“

Und der 1987 verstorbene Schriftsteller Jörg Fauser feiert die Gewalt des Serienkillers laut „Stern“ als „Ausbruch“ aus der „genormten Kultur, aus der längst alles getilgt wurde, was Männern einmal Spass gemacht hat: Abenteuer, Leidenschaften, Exzess, Sünde, Todessehnsucht, Killerinstinkt,

Gier, Hass, Rausch.“ Deborah Cameron und Elisabeth Frazer weisen darauf hin, dass „Mörder in immer mehr Fällen zum Teil von dem Wunsch motiviert sind, berühmt zu werden, im Fernsehen oder auf der Titelseite der Zeitung zu erscheinen. Er möchte ein Held in der grossen Tradition des Mordens sein.“ Der deutsche Student Tannenberg, der seine Zimmerwirtin umgebracht und zerstückelt hat, bedauerte nachträglich: „Wenn nicht diese Sache mit der Wiedervereinigung gewesen wäre, dann wäre meine Tat in erheblich höherem Masse öffentlich besprochen worden.“ Und gibt zu, dass er unbewusst wohl „etwas zeigen und beweisen wollte“, dass er sich mit „dieser brutalen Tat eine Art Identität“, und das konnte nur eine männliche sein, „verschafft habe“. Was er, im Nachhinein, selbst als „gespenstischen Gedanken“ empfand.

„Männlichkeit“ - bei einem Indianerstamm in Iowa treffend als das „grosse Unmögliche“ bezeichnet -, ist immer gefährdet, weil bis ins letzte Glied als Allmacht konstruiert. Das „Konzept Mann“ ist der Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen. Deshalb wird das Unkontrollierbare schlechthin, Sexualität und Tod, aus der männlichen Existenz verdrängt und auf „die Frau“ projiziert, die damit zum „Feindbild Frau“ mutiert.

„Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen.“

Schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem Buch „Nur über ihre Leiche“. Und erinnert damit an den bereits zitierten Papst, der verkündete, die „Pforte des Todes“ sei „durch die Weiber in die Welt gekommen“. Zugespielt bedeutet Bronfens Aussage: Der Mann wird als unsterblicher Täter zum Mann. Die Frau als sterbliches Opfer zur Frau. Dass in vielen künstlerischen Darstellungen „der Tod“ als männliche Figur auftritt, übrigens, ist kein Widerspruch. Im Gegenteil: „Der Tod“ erleidet ja den Tod nicht selbst, sondern er bringt den Tod und wird damit zum Beherrscher von Leben und Tod.

Das kulturelle, symbolische Konstrukt bringt den realexistierenden Mann in eine heikle Lage. Da sind, zum einen, seine alltäglichen Schwächen und Ängste sowie seine Sterblichkeit, da ist, zum anderen, dieses „Konzept Mann“, an dem er zu zerbrechen droht, weil es, im Grunde, das „Über-Menschliche“ verlangt, das sich, allzu häufig, im „Un-Menschlichen“ zu verwirklichen sucht. Zur Überwindung dieses Grabens greift „der Mann“

nicht selten zum Zauberstab der Gewalt. Denn der macht „den Mann“ scheinbar zum Beherrscher der Unberechenbarkeiten von Liebe und Leben, und wenn es, in Ermangelung der Fähigkeit, Liebe und Leben herzustellen, auch nur die gezielte Herbeiführung des eigenen oder fremden Todes ist. „Jede grosse Liebe“, so Friedrich Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches“,

„bringt den grausamen Gedanken mit sich, den Gegenstand der Liebe zu töten, damit er ein für allemal dem frevelhaften Spiel des Wechsels entrückt sei; denn vor dem Wechsel graut der Liebe mehr als vor der Vernichtung.“

Genauer - vor dem Wechsel graut „dem Mann“ mehr als vor tödlicher Sicherheit. Der Bewunderung, die der Massenmörder sowohl in Kriegs- als auch in Friedenszeiten mehr oder weniger heimlich geniesst, liegt die Illusion zugrunde, er, wenigstens, sei zum Herrn über Leben und Tod, zum „Mann“ geworden. Wenn der belgische Kinderschänder Marc Dutroux zum „Staatsfeind Nummer Eins“ erklärt wurde, sein Fluchtversuch zum Einsatz von Tausenden von Polizisten und hinterher zum Rücktritt von Innen- und Justizminister führte, dann wurde damit nicht nur die Sehnsucht nach der „Bestie“, sondern auch die Sehnsucht nach „dem Mann“, dem omnipotenten, befriedigt. Aber die „Banalität des Bösen“, welche die Philosophin Hannah Arendt angesichts der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse ausgemacht hat, kehrt im Allgemeinen auch mit der Festnahme des von der Presse als „Monster“ oder „Bestie“ gezeichneten „Verbrechers“ zurück, der sich immer für irgendjemanden als der „unauffällige Nachbar von nebenan“ entpuppt. Die geradezu mystische Kraft von „Jack the Ripper“ ist wohl in erster Linie dem Umstand zuzuschreiben, dass er nie gefasst worden ist. Sein „Nachfolger“ aber, der „Yorkshire Ripper“, hat sich als der ganz gewöhnliche Freier John Sutcliffe entpuppt.

Das „Konzept Mann“, das heisst, nie hilflos zu sein, jederzeit „seinen Mann stehen“ zu können, im Bett, am Schreibtisch und auf dem Schlachtfeld, nie passiv, nie hinnehmend zu sein, der Zwang, immer handeln zu können, enthält auch den Zwang zur Gewalt. Alexander der Grosse wurde gross durch die Breite der Blutspur, die er hinterliess. Von männermythologischer Bedeutung ist die über Jahrhunderte erhaltene Wirkung des 334 vor Christus in Gordion durchschlagenen Knotens. Die Faszination der scheinbar einfachen Lösung des Problems - den als unlösbar geltenden Gordischen Knoten auseinanderzubekommen - unterschlägt, dass das Problem mit

diesem Schwertschlag alles andere als gelöst ist. Der Riemen, mit dem ein Joch an der Deichsel eines Streitwagens befestigt war, ist hinterher nicht mehr brauchbar. Stellen Sie sich einen Bergsteiger vor, der sich bei gefrorenem Knoten im Sicherungsseil, zum Beispiel im sogenannten „Göttergang“ in der Eigernordwand, der „Alexandertechnik“ bedient. Der Zwang zu handeln, verführte Alexander den Grossen zu einer „Lösung“, mit der er das, was er eigentlich entwirren wollte, zerstörte. Ein Lösungsmuster, das patriarchale Kultur prägt. Die Nationalsozialisten bezeichneten selbst den Massenmord noch als „Endlösung der Judenfrage“.

Es gehört zu den schmerzlichsten Lebenserfahrungen, mit den eigenen Grenzen konfrontiert zu werden. Zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass unser Einfluss im Privaten und Öffentlichen beschränkt ist. Dass wir die Liebe anderer Menschen nicht „herstellen“ können. Dass wir kaum etwas gegen das Elend der Welt zu tun vermögen, nur wenig gegen unsere und die Not unserer Liebsten. In dieser Beschränktheit wächst der geheime Wunsch, zaubern zu können. Grenzen zu überschreiten. Macht über die Wirklichkeit, letztlich sogar über Leben und Tod zu gewinnen, vor nichts und niemandem mehr Angst haben zu müssen. Und der Zauberstab der Gewalt scheint demjenigen, der ihn hat, Macht über die Welt zu verleihen. Die Berührung der Welt mit diesem Stab verwandelt sie in „meine“ Welt. „Betrachten wir die Bedeutung der Gewalt in Märchen oder Mythologien, so sehen wir, dass Gewalt oft Hand in Hand mit Kreativität geht“, hält Allan Guggenbühl in seinem Buch „Männer – Mythen – Mächte“ fest und fährt fort:

„Durch Gewalt wird etwas Neues in die Welt gesetzt, eine Wandlung wird eingeleitet, oder Altes, Lästiges und Überholtes zerstört... Durch Gewalt wird eine neue Entwicklung vorangetrieben, eine neue Gesinnung oder ein anderes Bewusstsein etabliert... Ein Gewaltakt geschieht aus dem Gefühl heraus, eine Lösung finden zu müssen, endlich etwas zu verändern. Es geht nicht mehr um das Für und Wider, sondern nur noch um das Für... Gewalt wird gesucht in der Hoffnung auf Wandel.“

Vor allem aber schiebt der Zauberstab der Gewalt Angst, Zweifel und Trauer beiseite. Wer Gewalt anwendet, kann zaubern, und wer zaubert, hat alles im Griff. Selbst die unberechenbare Sexualität, die „den starken Mann“, so abhängig von „der schwachen Frau“ zu machen droht.

Frauen reden. Männer handeln. Ein Feigling, wer vor den grossen Problemen und dem Nein der Begehrten kapituliert. „Der Mann“ kennt kein Nein. Tannenberg, der Mörder seiner Schlummermutter, erklärte später: „Nur immer reden und nicht handeln, macht depressiv.“ Macht insbesondere

Männer depressiv, die weder Untätigkeit noch Stille aushalten, weil sie durch die Leere, um es verkürzt zu formulieren, mit dem Tod, der Endlichkeit, konfrontiert sind. „Der Mann“ muss auf jede Situation reagieren, immer aktiv sein. Und wenn dabei Menschenleben vernichtet werden. Hauptsache - man handelt. Statt angesichts des drohenden Konkurses, der aussichtslosen Liebe, des nicht mehr wieder gut zu machenden eigenen Verschuldens zu verzweifeln oder Hilfe zu holen, mordet der Amokläufer, bringt sich der ehrenhafte Mann selber um – alles untaugliche Versuche, männliche Omnipotenz (wieder) herzustellen.

„Meine Frau hat keine Gefühle mehr für mich, kann nicht mehr mit mir schlafen. Sie kann es aber mit anderen Männern. Immer, wenn sie fortgewesen ist bei anderen Männern, ist es von mir her zu solchen Ausschreitungen gekommen. Wenn ich keinen Ausweg mehr sehe, ist die Vergewaltigung eine Art Verzweiflungsakt von mir.“

„Ich habe meiner Frau immer gesagt, ich würde sofort mit der Gewalt aufhören, wenn sie wieder beim Geschlechtsverkehr mitmacht. Irgendwann hat sie das begriffen. Manchmal braucht es eben ein wenig Druck.“

Zitate aus der wissenschaftlichen Untersuchung über sexuelle Gewalt „Bieder, brutal“ von Alberto Godenzi.

Ausführlich beschreibt Louis Althusser das gewaltsame Ende seiner Ehe:

„Am Sonntag, den 16. November, um neun Uhr, fand ich mich, aus einer undurchdringlichen Nacht aufgetaucht, die ich auch seither nie habe durchdringen können, am Fussende meines Bettes wieder. Hélène [seine Frau, Jm] im Morgenrock vor mir ausgestreckt, und mich fortgesetzt ihren Nacken massierend, mit dem intensiven Gefühl, dass meine Unterarme mich beinahe schmerzten: offensichtlich von dieser Massage.... Die Würfel waren gefallen.“

Seine Frau war tot. Erwürgt durch des Philosophen Hände, der hinterher keinerlei Schuld oder Erschrecken ob seiner Tat zu erkennen gibt, im Gegenteil:

„Ich habe, im Zug einer intensiven und unvorhersehbaren Krise geistiger Verwirrung, im November 1980 meine Frau erwürgt, die mein Ein und Alles auf der Welt war, sie, die mich so liebte, dass sie, weil sie nicht leben konnte, nur noch sterben wollte, und zweifellos habe ich ihr in meiner Verwirrung und unbewusst ‚diesen Dienst erwiesen‘, dessen sie sich nicht erwehrt hat, sondern an dem sie gestorben ist.“

Das erklärt der Mann, der seine Frau nicht nur mit immer neuen Liebschaften verletzt, sondern ihr diese auch noch „vorführt“, ja, hautnah aufdrängt:

„Ich ziehe das Mädchen an mich und betaste in aller Offenheit ihre Brüste, ihren Bauch und ihr Geschlecht. Sie lässt es geschehen, etwas verwirrt, aber auf meine Reden vorbereitet... Am Strand und noch immer in Gegenwart von Hélène, die nicht schwimmen kann, fordere ich diese junge Frau auf, sich auszuziehen, und wir stürzen uns beide völlig nackt in die entfesselten Wogen. Ich sehe Hélène, wie sie, völlig ausser sich und laut schreiend vor Angst, am Strand entlangläuft...“

Der Mann begründet den Umstand, dass er neben Hélène, seinem Einund-Alles, immer eine „Reserve an Frauen“, wie er sich selbst ausdrückt, hält, damit, er habe „sichergehen“ wollen, „dass ich, wenn Hélène mich verliesse oder im Sterben läge, auch nicht einen einzigen Augenblick im Leben allein wäre.“ Das war er dann auch nie, so dass er Jahre später positive Bilanz ziehen kann:

„Das Leben kann also, trotz seiner Dramen, sehr schön sein. Ich bin siebenundsechzig Jahre alt, aber ich fühle mich endlich, ich, der ich keine Jugend hatte, weil ich nicht um meiner selbst willen geliebt wurde, ich fühle mich endlich jung wie nie zuvor, selbst wenn die Sache bald zu Ende sein wird. Ja, die Zukunft hat Zeit.“

Zuvor aber tötet er die Frau, die ihn, zu spät, wie alle Frauen, die zu sehr lieben, verlassen wollte:

„Ich weiss nicht, welche Lebensweise ich Hélène aufzwang (und ich weiss, dass ich tatsächlich des Schlimmsten fähig war), aber sie erklärte mir mit einer Entschlossenheit, die mich entsetzte, dass sie nicht mehr mit mir zusammenleben könne, dass ich ein ‚Ungeheuer‘ sei und dass sie mich für immer verlassen wolle.“

Aber: „Insgeheim wusste ich, dass sie mich in Wirklichkeit nicht verlassen konnte.“ Nur: „Sie erklärte mir, dass sie keinen anderen Ausweg wisse angesichts des ‚Ungeheuers‘, das ich sei, und des unmenschlichen Leidens, das ich ihr auferlege, als sich selbst den Tod zu geben.“ Aber: „Insgeheim wusste ich auch, dass sie unfähig sein würde, sich zu töten.“ Also hat „der Mann“, der in jeder Situation zu handeln in der Lage ist, gehandelt und ihr, wie er einen fiktiven Freund sagen lässt, den „gewaltigen Dienst“ erwiesen, „sie stellvertretend für sie selbst zu töten.“

Es liegt mir fern, den Philosophen Louis Althusser, der nie vor Gericht gestanden hat, sondern nach seiner Tat wegen „geistiger Unzurechnungsfä-

higkeit“ in eine Psychiatrische Klinik gebracht wurde, nachträglich für „schuldig“ zu erklären, zumal ich jeden Mord für eine verhängnisvolle Verkettung unzähliger gesellschaftlicher und individueller Faktoren halte, die in tragischer Weise einen Menschen zum Opfer eines anderen macht, dem, letztlich, nie eindimensional die „Schuld“ zugeschoben werden kann. Was ich deutlich machen will, ist, dass das „Konzept Mann“ „dem Mann“ in unlösbar scheinenden Lebenssituationen, selbst in realer oder nachträglich als Verdrängung auftretender geistiger Abwesenheit, immer wieder den Zauberstab Gewalt als letzte Lösung „aufdrängt“.

So auch dem ehemaligen deutschen General, späteren Friedenskämpfer und Waffennarr Gert Bastian, der am 1. Oktober 1992 erst seine Lebensgefährtin Petra Kelly und dann sich selbst mit einem Derringer 38 umbrachte und sich damit, wie Alice Schwarzer in ihrem Buch „Eine tödliche Liebe“, vermutlich zu Recht, schreibt, zum „Herrn über Leben und Tod von Petra Kelly“ gemacht hat:

„Der in der ganzen Welt bekannten Trägerin des ‚Alternativen Friedensnobelpreises‘ ist durch einen Mann das Leben genommen worden, ohne dass dies als Unrecht empfunden wird. Wie ist das möglich? Weil die beiden eine Liebesbeziehung verband – was einem Mann in einer Männergesellschaft noch immer das Recht über Leben und Tod ‚einer Frau‘ zu geben scheint... Lebensgefährlich kann es für eine Frau sein, wenn sie sich trennen will, er aber nicht. Lebensgefährlich aber scheint es ebenso zu sein, wenn sie sich nicht trennen will, siehe Kelly.“

Lebensgefährlich ist es für eine Frau auch, die Leidenschaft eines Mannes nicht zu erwidern, vor allem, wenn es, für ihn, eine verbotene ist. Der Deutsche Wolfgang Roth, der seine 18jährige Stieftochter begehrte und tötete, gibt in einem Gespräch mit dem Autor Wolfgang Korruhn preis, was „Mann“ im Kern trifft: „Was mich immer schon verletzt hat, war ‚nen Korb zu kriegen. Ich hab das als Kränkung meiner Männlichkeit aufgefasst, so als wäre ich nicht ganz vollwertig.“ Und dann verändern „ein paar Sekunden, in denen ich Ines [die Stieftochter, Jm] nackt gesehen hatte, mein Leben total.“ Der Versuch, das Ausgeliefertsein, die Abhängigkeit von der Zuwendung eines anderen Menschen zu unterdrücken, steigert diese bis zu dem Punkt, an dem sich „der Mann“ seinem eigenen, unerwiderten Wunsch, dem oft bemühten stärkeren Sexualtrieb „des Mannes“, in einem Ausmass ausgeliefert fühlt, dass er sich ihm um jeden Preis, das heisst, auch um den Preis der Gewaltanwendung gegen andere, unterwerfen muss. „Sie hat mich provoziert“, ist dann die Schutzbehauptung des Vergewaltigers.

„Frauen wollen aufreizen. Gleich wie der Köder beim Fischen. Aufreizende Weiblein, Miniröcke, Ausschnitte... Und ich meine, seien wir doch ehrlich, wenn Sie in ein Gartenbad gehen und Sie sehen so eine junge, gutgewachsene Frau oder ein Mädchen, das womöglich noch einen Tanga trägt, da muss einem ja irgendetwas passieren, wenn man ein halbwegs normaler Mann ist. Es gibt gewisse Kategorien von Frauen, die gepackt werden wollen. Männliche Zurückhaltung wird als Schwäche ausgelegt.“

Doziert ein Mann in der bereits erwähnten Untersuchung von Alberto Go-denzi „Bieder, brutal“. Auch die Situation des biedereren Wolfgang Roth spitzt sich gefährlich zu – verheiratet mit der Mutter, die Stieftochter beghe-rend, fokussiert sich in seiner Phantasie die Lösung auf Gewalt:

„Mein Gehirn kreiste immerzu nur um einen einzigen Gedanken, wenn Ines nicht da wäre, wäre alles in Ordnung, und wenn sie tot wäre, na, auch nicht verkehrt... Wenn ich jetzt krank würde, kam mir in den Kopf, oder mich umbringen würde, wär das auch ‚ne Lösung. Aber der Gedanke, diese Wahnvorstellung, ich muss sie wegschaf-fen, irgendwie, der hat sich festgesetzt.“

Die Wut auf die junge Frau, die – so will er es empfinden – mit ihm „spielt“, weil sie das durch ihren Körper in ihm geweckte Begehren nicht befriedigt, wächst. Nachdem die Mutter, seine Frau also, androht, ihn zu verlassen, eskaliert die Situation, und als die Stieftochter sich der Bege-gnung mit ihm entzieht, packt er sie mit einer Hand am Hals:

„Sie macht sich steif, steif vor Schreck wie ein Stock. Mein erster Gedanke war, wenn das jetzt rauskommt, dass ich sie angepackt hab’, und dann habe ich blitzartig die andere Hand dazugenommen und sie erwürgt... Ich habe überhaupt keine andere Möglichkeit gesehen. Ausserdem, ich hab’ gedacht, wenn Ines mich nicht will, dann soll sie auch keinen anderen haben.“

Der Mörder wird zum Vergewaltiger, zum „Mann“, der endlich bekommt, was er will.

„Ich habe den Puls gefühlt und den Atem kontrolliert... Ich bin ganz dicht an ihren Mund rangegangen, ob da noch Luft rauskommt. Und als ich dicht dran war, da hab ich sie geküsst, gestreichelt, ausgezogen und mit ihr geschlafen.“

Niemand sage, die Vergewaltigung einer Toten sei schlimmer als die all-tägliche Vergewaltigung Lebender.

Die kulturelle Akzeptanz männlicher Gewalt ist nach wie vor sehr gross. Der von seiner Frau betrogene Mann gewinnt durch den Mord an Frau oder Rivale, ja, selbst durch das Töten der eigenen Kinder seine Männlichkeit und Potenz zurück. Wie die mediale Darstellung der sogenannten „Schre-ckenstat von Wolfikon“ im Jahre 1996 zeigt, darf eine „sexuell freizügige“ Frau, die prompt zum treulosen Luder stilisiert wird, sich nicht wundern, wenn der vor dem ganzen Dorf gedemütigte Mann „durchdreht“, die ge-meinsamen Kinder eigenhändig erwürgt und sie, die Frau, dafür verant-wortlich gemacht wird. Gleichzeitig wird in diesem Fall der in unserer Kultur alltägliche Missbrauch des Kinderlebens als Schlachtfeld erwachse-ner Konflikte auf die mörderische Spitze getrieben. Ohne den normalen patriarchalen Hintergrund, ohne die gesellschaftlich verankerten Feindbilder Frau und Kind sind die aufsehenerregenden „Einzelfälle“ nicht denkbar. Immer geht es (auch) um den untauglichen und mörderischen Versuch, männliche Omnipotenz herzustellen.

„Man kann jemanden auch zur Anwendung von Gewalt provozieren.“ Der Satz bleibt häufig unwidersprochen. Sogar von denen, die ihm zum Opfer fallen. Das „man“ in diesem Satz ist irreführend. Gemeint sind, im Allge-meinen, Frauen und Kinder. Und der „jemand“ ist, in den meisten Fällen, ein Mann. Der Satz müsste also heissen: Frauen und Kinder können Männer zur Gewalt provozieren. Oder allgemeiner: Machtlose können Mächtige zum Einsatz physischer Gewalt „zwingen“. Und dann, so unterstellt der Satz, sind sie „selber schuld“, wenn sie eins auf die Rübe bekommen. „Zur Weissglut gereizt“, heisst es etwa. Da seien ihm halt „die Nerven durchge-gangen“. „An die Wand gedrückt“, habe er sich „nicht mehr anders zu hel-fen gewusst“. Schliesslich sei ihm „die Hand ausgerutscht“. Undsoweiter. Eigenartig bloss, dass die Nerven (fast) immer von oben nach unten durch-gehen. Dass es, umgekehrt, den Mächtigen, nicht gelingen will, „die starken Männer“ zu provozieren. Mit Demütigungen, Lohnkürzungen, Personalfrei-setzungen. Da behalten sie „klaren Kopf“. Können sich „unter Kontrolle halten“. Verabschieden sich, obwohl innerlich kochend, mit gequält-souve-ränem Lächeln vom Chef. Schreiten gemessenen Schrittes nach Hause, „die Männer“, und lassen sich dort von Frau oder Kind zum befreienden Schlag „provozieren“. Dann „kommt die Gewalt über ihn“. Wird von denen „pro-voziert“, denen sie angetan. Die Opfer „zwingen“ ihn zum Einsatz von Gewalt und schlagen sich im Grunde selbst.

Beim Täter gibt es ein verständliches Interesse an dieser Darstellung des Geschehens. Irritierender ist der Umstand, dass die Opfer dieser Beugung

der Wirklichkeit so selten widersprechen. Immer wieder ist von Frauen zu hören, sie wüssten, sie hätten ihn „gereizt“. Oder von Erwachsenen, die jetzt ihrerseits die Nerven verlieren, sie erinnerten sich noch gut, wie sie als Kind ihre Eltern zu Weissglut und Gewalt „getrieben“. Auch ich kenne die „Befriedigung“, die in der zweifelhaften „Sicherheit“ des Kindes liegt, mit dem nächsten Satz oder wenn du jetzt „provokierend“ lächelst, „bringst“ du ihn dazu, dass er dir eine runterhaut. Für einen Moment wird die Welt von ObenundUnten aus den Angeln gehoben und auf den Kopf gestellt. Die Machtlose gewinnt die „Oberhand“, der Mächtige wird zur „Marionette“, „verliert die Fassung“, wird für Sekunden „hilflos“, um dann mit einem Schlag wieder alles auf die Füße zu stellen. Das ist, vermutlich, der Hintergrund der beinahe stolz lächelnden, blutig geschlagenen Opfer, die berichten, sie hätten ihn, den „starken Mann“, „in die Enge getrieben“. Das heisst: Gewalt ist provoziert. Das ist die Fiktion der Geschlagenen: Ohne Provokation keine Gewalt. Wir haben die Gewalt unter Kontrolle.

„Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder.“

Schrieb Kurt Tucholsky unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel am 4. August 1931 in der „Weltbühne“. Das Zitat hat seither deutsche Justizgeschichte gemacht. Die Empörung ob dem SoldatensindMörder gleicht der Reaktion vieler Männer auf die feministische Formel vom potentiellen Vergewaltiger. Aus solchen Verweisen auf das dem „Konzept Mann“ beziehungsweise „Soldat“ Immanente den Schluss zu ziehen, gemeint sei, jeder Mann müsse jederzeit, aufgrund einer inneren Anlage, vergewaltigen, jeder Soldat sei zu jeder Zeit ein Mordender, ist der Versuch, zu vertuschen, dass „der Soldat“ auf das professionelle Töten, „der Mann“ auf die Vergewaltigung vorbereitet wird. Ob der einzelne uniformierte Soldat dann zu denen gehört, die morden oder nicht, ist an seiner Nase ebenso wenig erkennbar wie das Äussere eines „gewöhnlichen Mannes“ verrät, ob und wann er nun tatsächlich zum Vergewaltiger wird. In der aufgebrachten Reaktion gegen den, der – entgegen der gängigen Orwellschen Neusprache, die Armeen mit Begriffen wie Sicherheit, Verteidigung, Befriedung, Intervention im Konfliktfall usw. in „Heilsarmeen“, Soldaten in liebende Friedenskämpfer verwandelt – Soldaten als Mörder bezeichnet, wird die dem militärischen Friedensalltag eigene Verdrängung sichtbar, die sich oft in sexistischem Sarkasmus ent-

lädt, jene Verdrängung, die das „Wissen um die Präsenz der globalen Mordmaschinerie“ [Hanne-Margret Birckenbach in der „Zeit“, 1989] ins Abstrakte verlegt und den Alltag des Soldaten von jeder konkreten Vorstellung „befreit“, was hier, Handgriff um Handgriff, vorbereitet wird. Mann oder frau erinnere sich nur an die Bilder amerikanischer Soldaten, die in automatisierten Abläufen das Scharfmachen von Minute-Man-Raketen absolvieren, in Unkenntnis darüber, ob es sich um eine Übung oder um den Ernstfall handelt.

Dass den Soldaten selbst sehr wohl bewusst ist, worauf sie vorbereitet werden, bezeugt ein deutscher Bomberpilot – der, möglicherweise, kurz vor dem Einsatz in Ex-Jugoslawien stand – gegenüber dem ehemaligen Magazin „Tempo“: „Als die Tornados aus Lechfeld hier ankamen, hatten sie scharfe Waffen dabei, endlich mal scharfe Waffen... Das war ein tolles Gefühl. Dafür haben wir doch jahrelang geübt.“ Und der französische Sergeant Roux trug am 11. April 1940 in sein Tagebuch ein: „Man sagt den jungen Soldaten, es sei ihre Pflicht, soviel Boches wie möglich zu töten. Das ist die Erziehung zum Mörder.“ Im Grunde ist es auch General a. D. Schmückle bewusst, was das „Handwerk“ des Soldaten ist, „der Krieg“, das heisst, das Töten, und der „starb nicht aus“. Im Gegenteil, so Schmückle pathetisch: „Mit ihm wälzte der Soldat die Völkergeschichte um.“ So kann man das Grauen auch darstellen. Aber, so der Wehrmachtsdeserteur Ludwig Baumann: „Nie hat einer hinterher sagen können, was der, den er tötet, ihm denn getan habe.“ Der Kern jeder militärischen Ausbildung ist die „Ausbildung zum Töten“, macht Hanne-Margret Bickenbach deutlich. Nur intensive pädagogische Bemühungen machten die Umgestaltung des „normalen Mannes“ zum Soldaten möglich, denn Soldaten müssten nicht „nur irgendwelche technischen Handgriffe beherrschen, um eine besondere Art destruktiver Maschinen zu bedienen“, sie müssten auch lernen, „ihre zivile Orientierung, vor allem das Gewaltverbot, unter bestimmten Bedingungen zu überwinden.“ Das heisst, den „inneren Sauhund“, die Angst vor dem Töten und Getötetwerden besiegen.

„Der Mann“ ist ein Soldat. Und das nicht nur im Krieg. Er marschiert, ohne Rücksicht auf eigene und fremde Verluste, durchs Leben, „Höherem“ entgegen. Gehorsam nach oben. Unbarmherzig nach unten. Allzeit bereit, allzu „menschliche“ Regungen wie Angst und Mitleid zu überwinden. Zu tun, was getan werden muss. Als Soldat. Als Vater. Als Mann. Als Arbeitender. Als Revolutionär. Der deutsche Terrorist Holger Meins notiert kurz vor seinem Tod, während eines mörderischen Hungerstreiks:

„Kämpfend gegen die Schweine, als Mensch für die Befreiung des Menschen: Revolutionär, im Kampf – bei aller Liebe zum Leben: den Tod verachtend. Das ist für mich: dem Volke dienen – RAF.“

Letztere griff, ihrerseits, zur soldatischen Symbolik, um ihre Morde durch den erklärten Krieg zu entkriminalisieren. Denn im Krieg gilt der Mord nicht als Mord. Auch heute. Bei aller Vorsicht, mit der die Diskussion – und für uns FernsehzuschauerInnen ist es ja immer nur eine heikle Debatte – über die Frage militärischer Interventionen, zum Beispiel in Ex-Jugoslawien, geführt werden muss, ist es doch erschreckend, mit welcher untergründigen Begeisterung der militärische „Eingriff“ als **die** Option zum Erzwingen des Friedens propagiert wird. „Leute wie die Serben“, gab beispielsweise der damalige deutsche Verteidigungsminister Volker Rühe von sich, „die ausschliesslich der Logik des Schlachtfeldes glaubten, solange sie gewonnen haben, sind nur mit militärischen Gegenmassnahmen zu stoppen.“ Und befriedigt stellte er fest, dass die Ohnmacht gegenüber dem in der allgemeinen Verdrängung von Bedrohung eben noch für unmöglich gehaltenen Krieg in Europa in breiten Kreisen eine „Entwicklung“ ausgelöst habe, welche die „Chance“ enthalte, „dass die Allgemeinheit begreift, wie unmoralisch es sein kann, Soldaten nicht einzusetzen.“ Solche Argumentation grenzt an den ungeheuerlichen Vorwurf, der in unserem nördlichen Nachbarland auch schon erhoben worden ist, die PazifistInnen seien im Grunde schuld an Auschwitz. Frieden durch Krieg. Zum x-ten. Wer das Schwere nicht auf sich zu nehmen, nicht töten will, ist schuld, wenn das Töten immer weitergeht. Denn Leute wie Karacic, wird etwa gesagt, verstünden nur eine Sprache. (Dieses Argument fiel übrigens in einer Diskussion über den Einsatz von Sanktionen gegenüber ungehorsamen Kindern.) Allerdings: Wenn Soldaten ausgeschickt werden, einen Kriegsverbrecher zu erziehen, gehen sie über Leichen, Tausende, Hunderttausende von Leichen. Von Mord ist dann nicht die Rede. Als Mord gilt nur die vorsätzliche und gezielte Tötung ausgesuchter Personen. Selbst der Tyrannenmord – dem im Allgemeinen hochmoralische Überlegungen zugrunde liegen, wie sie Albert Camus in „Les Justes“ mit allen Widersprüchlichkeiten und Differenziertheiten ausgebreitet hat – wird den Geruch des gemeinen Mordes, wenn überhaupt, oftmals erst in historischer Distanz los (siehe das „erfolgreiche“ Attentat David Frankfurters auf den Leiter der Landesgruppe Schweiz der NSDAP Wilhelm Gustloff 1936 in Davos). Ungebrochen aber der männliche Kriegs- und Heldenmythos, das heisst, so Leni Robert, die ehemalige

grüne Nationalrätin und Berner Regierungsrätin, der Mythos, „dass wer in den Krieg zieht, wer Krieg macht, ein Held ist. Ein Held, der sich für die Schwachen opfert und einsetzt. Kriege macht man immer noch für die Schwachen, um die Schwachen vor dem bösen Feind zu schützen.“

Der Mann und Kriegsheld aber ist immer bedroht durch die Verführung seines „Schattens“, durch den Deserteur, durch die Verweigerung von Töten und Getötetwerden, durch den banalen Wunsch zu leben. Deshalb gehört der „von der Fahne“ geht, zum „Feigling“ wird, sich als „Nicht-Mann“ erweist, in allen Armeen der Welt zu den am härtesten Bestraften. „An der Front kann man sterben, als Deserteur muss man sterben.“ Proklamierte Adolf Hitler. Und Gerhard Zwerenz macht klar: „Ohne Exekution derer, die sich mitzumachen weigern, kein Krieg.“ In den Urteilen gegen deutsche Wehrmachtsdeserteure war denn auch die „Gefährdung der Manneszucht“ einer der meistgenannten Gründe. Sie bedrohten durch das Weglegen der Waffe nicht nur den militärischen Gehorsam des Soldaten, sondern auch den zivilen Gehorsam des Mannes. „Ich habe mehrfach darauf hinweisen lassen“, heisst es im Führerbefehl vom 21. Dezember 1940, „dass im Krieg mit den schärfsten Mitteln durchgegriffen werden muss, um die Manneszucht innerhalb der Truppe zu erhalten und jeden Versuch einer Feigheit von vornherein zu unterdrücken.“

Die Einlösung des „Konzepts Mann“ legt immer wieder den Griff zum Zauberstab der Gewalt nahe, mit dem „der Mann“, wenn schon an der Herstellung und Absicherung von Leben in all seinen Variationen scheiternd, wenigstens zum Herrn über Leben und Tod zu werden sucht. In der Benennung der Bombe von Hiroshima als „little boy“ kommt der verzweifelte Wunsch zum Ausdruck, sich auf dem tödlichen Umweg doch noch zum Schöpfer von Leben zu machen. „Little boy“ hat, abgeworfen aus dem Bomber, auf dessen Rumpf der Name der Mutter des Piloten aufgemalt worden war, Hunderttausenden von Menschen den Tod gebracht.

Der „grösste Zauberer des 20. Jahrhunderts“ – wenn dieser „Titel“ denn vergeben werden soll – war, vermutlich, Adolf Hitler, der sich weder als Maler noch als Architekt monumentaler Bauten beziehungsweise der vielgelobten Autobahnen, sondern als Initiator des unvorstellbarsten Massensmords ins Geschichtsbuch eingetragen hat. Alle, die sich dem „Dritten Reich“, in das er das „Herrenvolk“ zu führen versprochen, entgegenstellten, wurden mit einer noch nie dagewesenen industriellen Mordmaschinerie ausgerottet, der in der christlichen Kultur verankerte Antisemitismus zum Programm zugespitzt, alles käme gut, wenn nur „das Weltjudentum“ nicht

wäre, und der Weg ins „Tausendjährige Reich“ gnadenlos „von allen Läusen gesäubert“. Als sich die Niederlage abzeichnete, setzte er zu seiner letzten Inszenierung an – zur „Politik der verbrannten Erde“, die das deutsche Volk, das sich des „Übermenschen“, des „Führers“ nicht als würdig erwiesen hätte, mit dem Tod bestrafen sollte. Schliesslich erschoss er sich selbst, „bis zur letzten Stunde kämpfend“, wie „der Mann“ Hitler in der letzten Nachricht aus dem Führerhauptquartier noch einmal beschworen wurde. Männer beweisen sich als Männer, indem sie Erotik und Emotion, Furcht und Gnade, alles Unberechenbare, alles Lebendige besiegen. So ist denn „der Faschist“ die radikalste und grauenhafteste Erfüllung des patriarchalen „Konzeptes Mann“, und der Kommandant von Auschwitz, Rudolf Höss, der nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ mit seinen vom Stolz des „Tüchtigen“ geprägten Aussagen über die perfekte Organisation der Ermordung und Beseitigung von Millionen dazu beitrug, dass die begangenen Verbrechen nicht länger geleugnet werden konnten, macht in seinen autobiografischen Aufzeichnungen „nur“ überdeutlich, was Mann-Sein in letzter Konsequenz heisst:

„Kalt und herzlos musste ich scheinen, bei Vorgängen, die jedem noch menschlich Empfindenden das Herz im Leibe umdrehen liessen. Ich durfte mich noch nicht einmal abwenden, wenn allzumenschliche Regungen in mir hochstiegen [Nur Frauen und geschlechtslose Memmen sind in dieser Ideologie noch des Menschlichen fähig, Jm], musste kalt zusehen, wie die Mütter mit den lachenden oder weinenden Kindern in die Gaskammer gingen. Einmal waren zwei kleine Kinder so in ihr Spiel vertieft, dass sie sich absolut nicht von ihrer Mutter davon wegriissen lassen wollten... Den um Erbarmen flehenden Blick der Mutter, die bestimmt wusste, was geschieht, werde ich nie vergessen... Alles sah auf mich – ich gab dem diensttuenden Unterführer einen Wink, und er nahm die sich heftig sträubenden Kinder auf die Arme und brachte sie mit der herzerbrechend weinenden Mutter in die Kammer. Ich wäre am liebsten vor Mitleid von der Bildfläche verschwunden – aber, ich durfte nicht die geringste Rührung zeigen. Ich musste alle Vorgänge mit ansehen. Ich musste, ob Tag oder Nacht, beim Heranschaffen, beim Verbrennen der Leichen zusehen, musste das Zahnausbrechen, das Haarabschneiden, all das Grausige stundenlang mit ansehen... Ich musste dies alles tun – weil ich derjenige war, auf den alle sahen, weil ich allen zeigen musste, dass ich nicht nur Befehle erteilte, die Anordnungen traf, sondern auch bereit war, selbst überall dabeizusein, wie ich es von den mir dazu Kommandierten verlangen musste.“

Und weil er zeigen musste, was sich im Männerorden SS für einen „Mann“ gehörte. „Der Mann“ erweist sich als „wahrer Mann“, indem er auch den härtesten Befehl fraglos befolgt. Den Befehl, der ihn zum todesmutigen

Helden macht, auch wenn er die Hosen voll hat, oder zum kaltblütigen Mörder, auch wenn er's kaum übers Herz bringt. Er beweist dem „Mann und Führer“, dass auch er ein „Mann“ ist, würdig in den Bund „der Männer“ aufgenommen zu werden. „Der Mann“ nimmt es um der höheren Aufgabe willen – „Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn“, schrieb Adolf Hitler – auf sich, das eigene Leben zu opfern oder zum Mörder zu werden, denn, so der berüchtigte Reichsführer-SS Heinrich Himmler über die Vergasung von Frauen und Kindern in KZ's:

„Ich wäre ein Schwächling und Verbrecher an unseren Nachkommen, wenn ich die hasserfüllten Söhne dieser von uns im Kampfe von Mensch gegen Untermensch erledigten Untermenschen gross werden liesse.“

Himmler, der ein Leben lang mit dem Mord an Hunderttausenden zu beweisen suchte, dass er kein „Muttersöhnchen“ mehr war, erklärte weiter, der Kampf müsse „gnadenlos“ gekämpft werden, auch wenn das „hart und furchtbar schwer für die Truppe“ sei und schloss eine seiner Geheimreden mit einem der wohl ungeheuerlichsten Sätze, die zum Thema Auschwitz gesagt worden ist:

„Dass sie [die SS, Jm] es überstehen konnte, ohne dass sie an ihrer Moral oder an ihrer Seele Schaden gelitten hat, das rechne ich ihr als Gründer dieser SS und als Reichsführer-SS als das Schwerste und als das am meisten in die Waagschale Fallende an.“

Das also zeichnet die „wahren Männer“ aus – dass sie alle „Schwächen“ überwinden, strengabergerecht, im Dienst der „höheren“ Sache morden und morden, dabei weder an Seele noch an Moral Schaden nehmend. Eine abstrakte „Ehre“ oder „Idee“ ist „dem Mann“ (oft) wichtiger als das Leben, das eigene und das fremde. Und so erweist sich das patriarchale „Konzept Mann“ im Blick auf die Zukunft als ein zutiefst irrationales, weil es nicht auf das Entscheidende ausgerichtet ist – auf die Erhaltung des Lebens und die Befriedigung der Bedürfnisse Lebender. Der Nationalsozialismus hat „nur“ mit letzter Konsequenz verwirklicht, was (immer noch) Teil der gesellschaftlichen und psychischen Bedingungen unserer Kultur ist.

Männliche Allmacht ist zentral bedroht durch Begrenzung, das heisst, durch Zurückweisung, Verlassenwerden, Abschied, Krankheit, Behinderung, Angst, Trauer und Verzweiflung - all das sind unbarmherzige Erinnerungen an unsere Zerbrechlichkeit, an unsere Abhängigkeit von anderen, an die

engen Grenzen, die uns gesetzt sind, deren absoluteste das Ende unserer individuellen Existenz, der Tod, ist. Und so ist denn auch der Tod der zentrale Punkt, über den Männlichkeit konstituiert wird. In einer patriarchalen Gesellschaft gilt: Männer leben gefährlich. Mann sein ist tödlich. Präventionsfachleute stellen mit Erstaunen fest, dass sich innerhalb eines Jahrhunderts eine „männliche Übersterblichkeit“ herausgebildet hat, das heisst, die Lebenserwartung „der Männer“ ist durchschnittlich sechs Jahre tiefer als jene „der Frauen“. (Zwischenzeitlich waren es sogar mal sieben Jahre; inzwischen haben „die Frauen“, womöglich durch teilweise Anpassung an das „Konzept Mann“, wieder ein Jahr „verloren“.) Noch vor hundert Jahren war der geschlechtsspezifische Unterschied in diesem Punkt deutlich geringer. Das hat, vermutlich, (auch) damit zu tun, dass Prävention von einer Voraussetzung ausgeht, die mit dem „Konzept Mann“ in Konflikt gerät. Ich meine die durchaus vernünftige Annahme, Überleben, Leben und Gesundheit sei das oberste Ziel menschlichen Strebens. Aber „der Mann“ ist nun mal kein vernünftiges Wesen. („Die Frau“ natürlich auch nicht.) „Dem Mann“ ist abstrakte Männlichkeit meist wichtiger als das nackte Leben.

Wenn Sie einem Mann - vor einer Drachenhöhle, einem Gletscherabbruch, einer Schlacht oder auch nur einem vollen Weinkeller - drohen: Da ist noch keiner lebend zurückgekommen, hat er, wie eingangs in Märchenform erzählt, drei Möglichkeiten:

- Er bekommt es mit der Angst zu tun. Weicht zurück. Erweist sich als Weichling und „Blaukreuzler“, als Nicht-Mann und in letzter Konsequenz als feige Frau.
- Er missachtet Ihre Warnung und wagt sich in die Höhle des Löwen. Dort lässt er, wie erwartet, sein Leben, wird damit zum „Mann“ und unsterblichen Helden. Mit militärischem Begräbnis und Denkmal.
- Er lässt sich durch nichts schrecken und kehrt heil aus der „Todeszone“ zurück. Dann muss er zuerst den Verdacht entkräften, er habe geschummelt, habe sich feige versteckt, bis die Schlacht geschlagen war. Muss den bluttriefenden Kopf des Drachens, die leeren Flaschen, das Gipfelfoto oder die abgefrorenen Finger vorzeigen. Jetzt erst wird er, auch als Überlebender, zum „Mann“. Zum Bezwiner des Todes. Zum Unverletzlichen. Vorläufig.

An diesen traditionellen Männermythen, fürchte ich, hat auch der immer wieder ausgerufen „neue Mann“ nur sehr wenig geändert. Noch bevor er so richtig auf eigene Füsse zu stehen kam, hat er, Opfer der schnellen Zeit, schon wieder ausgedient. Der „Softie“ ist tot. Heisst es. Es lebe „der Mann“. Frauen wollen wieder „richtige Männer“. Und die lassen keine Gefahr aus. No risk, no fun. Hinter der Lächerlichmachung des „Warmduschers“ steht das durch modische Trendchen notdürftig kaschierte, aber letztlich ziemlich ungebrochene „Konzept Mann“.

So inszeniert die oscargekrönte Verfilmung von „Titanic“ äusserst erfolgreich klassische Geschlechterrollen.

- Rose, die Frau, überlebt die Katastrophe. Träumt ein Leben lang von ihrer grossen Liebe. Heiratet irgendeine farblose Figur und wird steinalt.
- Cal, der aufgeblasene, rücksichtslose Verlobte, kauft sich einen Platz in den für Frauen und Kinder reservierten Rettungsbooten und kommt davon.
- Jack, der Held, Rose's grosse Liebe, stirbt.

Auf einer Holztüre im Eiswasser treibend, führen Jack und Rose einen Dialog, der ins patriarchale Lehrbuch gehört. „Hör zu, Rose“, stammelt Jack, schon leicht unterkühlt, „du wirst gerettet! Du wirst weiterleben. Und du wirst später einen Haufen Babys kriegen. Du wirst als alte Frau friedlich in deinem Bett sterben. Nicht hier! Nicht heute Nacht! Hast du das verstanden? Du musst mir versprechen, dass du überleben wirst. Dass du nicht aufgeben wirst! Und vergiss dieses Versprechen niemals!“ Rose verspricht mit letzter Kraft: „Ich werde es nie vergessen, Jack.“ Das ist das Stichwort für ihn - er lässt sich entkräftet ins nachtschwarze Meer fallen und ertrinkt. Jack, der Mann und Held, gibt auf und stirbt. Rose aber, die Frau, macht neue Kräfte frei. Greift nach einer Trillerpfeife, die sie, bisher, aus unerfindlichen Gründen, nicht benutzt hat. Macht die InsassInnen eines zwischen Toten und Ertrinkenden herumpaddelnden Rettungsbootes auf sich aufmerksam. Und wird aus dem Wasser gefischt. Wieso hat sie die Pfeife nicht früher benutzt und so auch ihren geliebten Jack vor dem Tod bewahrt? Wieso kann sich Jack, der Mann, nicht auf dem behelfsmässigen Floss halten? Wieso verlassen ihn die Kräfte vor der schwachen Frau, die bei seiner Befreiung unter Deck mindestens soviel Kraft verbraucht hat wie er?

Dass die Trillerpfeife im Mund einer Wasserleiche steckt und Jack sich nur an die Holztüre klammert, mit dem Rest des Körpers aber im Wasser hängt, ist keine hinreichende Erklärung, denn das Ganze ist ja ein Film, die Geschichte ist so inszeniert und entsprechend zu deuten. Die Erklärung liegt denn auch nicht im Bereich des Physischen, sondern des Symbolischen. Jack, der Held, darf nicht vom Ort der Katastrophe in den gemütlichen Alltag zurückkehren. Denn, so wird es an Cal, dem widerlichen Verlobten von Rose, demonstriert: Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben. An Jack aber wird klargemacht: Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann.

„Du wirst später einen Haufen Babys kriegen. Du wirst als alte Frau friedlich in deinem Bett sterben.“ Fordert Leonardo di Caprio alias Jack von Rose. Was er nicht ausspricht: Das ist deine Bestimmung, als Frau. „Nicht hier! Nicht heute Nacht!“ Fährt er fort und verschweigt, was er meint: Das ist meine Bestimmung, als Mann. Auf die Pointe gebracht: Was ein rechter Mann werden will, der zeige erst, dass er sterben kann, bevor er leben will. In der Verachtung des eigenen und des fremden Lebens wird „der Mann“ zum Helden, als Winkelried oder Wilhelm Tell. Der tapfere Krieger begrüsst den süßen Tod, der ihn davor bewahrt, als Feigling aus der Schlacht heimzukehren. Der liegen bleibt, ist, auf jeden Fall, zum „Mann“ geworden, wie jene jungen Soldaten im Ersten Weltkrieg, die Adolf Hitler in „Mein Kampf“ beschreibt:

„Als der Tag sich dann aus den Nebeln zu lösen beginnt, da zischt plötzlich ein eiserner Gruss über unsere Köpfe uns entgegen...; ehe aber die kleine Wolke sich noch verzogen, dröhnt aus zweihundert Kehlen dem ersten Boten des Todes das erste Hurra entgegen. Dann aber begann es zu knattern und zu dröhnen, zu singen und zu heulen und mit fiebrigen Augen zog es nun jeden nach vorne, immer schneller, bis plötzlich über Rübenfelder und Hecken hinweg der Kampf einsetzte, der Kampf Mann gegen Mann. Aus der Ferne aber drangen die Klänge eines Liedes an unser Ohr und kamen immer näher und näher, sprangen über von Kompanie zu Kompanie, und da, als der Tod gerade geschäftig hineingriff in unsere Reihen, da erreichte das Lied auch uns, und wir gaben es nun weiter: ‚Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!‘ Nach vier Tagen kehrten wir zurück. Selbst der Tritt war jetzt anders geworden. Siebzehnjährige Knaben sahen nun Männern ähnlich. Die Freiwilligen des Regimentes Lift hatten vielleicht nicht recht kämpfen gelernt, allein zu sterben wussten sie wie alte Soldaten.“

Was auf den ersten Blick paradox erscheinen mag und eher an heidnische Wintervertreibungsrituale erinnert, erweist sich bei näherer Betrachtung als tödliche Logik – der Tod wird, im männlichen Konzept, mit dem Tod ver-

trieben. Das ist für die vor individuellen und kollektiven Gefährdungen Warnenden verheerend. In solch patriarchalem Kontext sind Warnungen wie „Rauchen kann Ihre Gesundheit gefährden“ oder „Diese Bombe kann jedes Leben auf dem Planeten auslöschen“ Aufforderungen zum Tanz. Es ist, als müsste „der Mann“ den vom Tod hingeworfenen Handschuh aufheben und sich dem einseitigen Duell „stellen“.

Der Tod macht Angst, weil er unsere Allmachtsfantasien zerstört, weil er unsere individuelle Identität bedroht und uns mit unserer Ohnmacht konfrontiert. Nun gehört es aber zum „Konzept Mann“, dass „der Mann“ sich nicht fürchte, Unterwerfender und nicht Unterworfener sei. Deshalb muss es auf BiegenundBrechen demonstriert werden: Ein Mann fürchtet den Tod nicht. Aus dem unkontrollierbaren LebenundSterben flieht der männliche Held in die „Todeszone“. Dort, wo seine endgültige Vernichtung droht, hofft „der Mann“ zum „Mann“ zu werden. Denn wer sich in die „Todeszone“ vorwagt, mit dem Tod „spielt“, gibt sich, heil zurück, der Illusion hin, er (oder sie) habe den Tod im Griff.

Der amerikanische Bergführer Scott Fischer, der im Mai 1996 bei einem der grössten Dramen auf dem „Dach der Welt“ – das der Zürcher Chefarzt und Bergsteiger Oswald Oelz einen „Erlösungsort“ nennt – umkam, erklärte kurz vor seiner Abreise: „Ich bin hundertprozentig davon überzeugt, dass ich zurückkehre.“ Auch seine Frau, fügte er hinzu, wisse, „dass ich immer genau die richtigen Entscheidungen treffe. Wenn etwas schief geht, liegt das immer an menschlichem Versagen.“ Das ist der Kern der Allmachtsfantasie – man muss nur alles richtig machen, dann kann einem nichts passieren. Brillant demontiert der amerikanische Autor Tom Wolfe in seinem Roman „Die Helden“ diese männliche Magie. Da treffen sich die Mitglieder einer Testpilotengruppe nach jedem Absturz eines Kollegen zum Leichenessen und analysieren, was er falsch gemacht hat, bis sie sich gegenseitig überzeugt haben, Tod oder Leben liege in ihrer eigenen Hand. Am anderen Tag steigen sie mit todsicherem Gefühl in ihre Jets. Überzeugt, dass ihnen so ein Fehler nie passieren wird. Derjenige, der beim nächsten Leichenessen widersprechen würde, das ist der, den sie vor dem ersten Gang beerdigt hätten.

Solchem Hokusfokus erliegen Opfer von Hunger und Haushaltunfällen nicht. Hier ist die Ohnmacht augenfällig. Dem LebenundSterben in der ganz alltäglichen „Todeszone“ fehlt jenes Faszinosum, das die Helden, die sich dem „Abenteuer Tod“ stellen, umfängt. Ein Formel-1-Pilot, der bei einem Unfall knapp dem Tod entging, soll laut „Blick“ erklärt haben: „Ich gehe

nur ins Spital, um mit den Krankenschwestern eine tolle Nacht zu haben, morgen bin ich zurück!“ Das ist das Holz, aus dem die „wahren Männer“ geschnitzt sind. Sie bekämpfen die verdrängte Angst vor dem Tod, dem Ausgeliefertsein, mit dem noch im Krankbett mühsam aufgerichteten Penis. Mit Todestrophäen machen sich Männer zu Herren über den Tod, und wenn sie sich dabei selbst zur Trophäe machen (lassen) müssen. Der dreifache Formel-1-Weltmeister Ayrton Senna fuhr sich 1994 mit 300 Sachen in den Olymp der Unsterblichen. Sein ehemaliger Gegenspieler Alain Prost dagegen, der lebendig und, nach eigener Aussage, auch aus Angst zurückgetreten war, wird den Makel des Feiglings, den er schon in seinen Aktivzeiten – wegen ängstlicher Fahrweise, besonders im Regen soll er manchmal nicht ans Limit gegangen sein – hatte, nie loswerden. Über George Leigh Mallory, der in den Zwanziger Jahren drei Mal den Mount Everest zu besteigen versuchte und vom letzten Versuch – immer noch wird, nachdem seine tiefgefrorene und gut erhaltene Leiche gefunden worden ist, nach der Kamera gesucht, die Aufschluss darüber geben soll, ob Mallory im Auf- oder im Abstieg den letzten Schnauf tat - nicht zurückkehrte, schreibt Sir Frances Younghusband:

„Von den beiden Alternativen, entweder ein drittes Mal umzukehren oder zu sterben, war die letztere für Mallory wohl leichter zu ertragen. Das Martyrium der ersten wäre mehr, als er als Mann, als Bergsteiger und als Künstler auszuhalten vermochte.“

Solches Martyrium ersparte im Mai 1996 der bis dahin als der sicherste Everest-Führer geltende Rob Hall seinem Kunden Doug Hansen, der ein Jahr zuvor hundert Meter unter dem Gipfel hatte umkehren müssen. Hall liess die verbindlich vereinbarte Umkehrzeit um mehr als zwei Stunden verstreichen. Wartete auf dem Gipfel, bis auch der erschöpfte Kunde seine Steigeisen ins höchstgelegene Eis der Welt schlug. Schliesslich hiess es in seinen Prospekten: „Wir sind Fachmänner darin, Ihre Träume Wirklichkeit werden zu lassen.“ Führer und Geführter erreichten das Traumziel. Ins gewöhnliche Leben kehrten sie nie mehr zurück. Der Tod wird für „den Mann“ zur Zuflucht vor dem „Martyrium“ des begrenzten Lebens. Und die Söhne lernen, dass man nur auf einen toten Vater wirklich stolz sein kann. Oder wie die Witwe eines von Terroristen erschossenen Piloten es formuliert: „Lieber einen verantwortungsvollen Toten als einen lebenden Feigling.“ Wenn der Mann und Held eines Tages nicht zurückkommt, die To-

desmagie nicht länger verfangt, der Unverletzte sich als Normalsterblicher zu entpuppen droht, winkt ihm der ultimative Ritterschlag - der Heldentod. Und der macht unsterblich, denn, so Horst Eberhard Richter in seinem Buch „Umgang mit der Angst“: „Wer die andern fällt oder selber fällt - Helden sind sie alle, Sieger über den Tod. Der Mythos verleiht ihnen grandiose Unsterblichkeit.“

Die meisten Schweizer Männer - ihre Lebenserwartung von rund 75 Jahren ist ein untrügliches Indiz dafür -, die Durchschnittsschweizer haben wenig Gelegenheit, auf Schlachtfeldern, zwischen Eisbergen oder in den Todeszonen des Himalaja das Gesellenstück des männlichen Helden abzulegen. Dem realexistierenden Mann bleibt im Allgemeinen nur der Versuch, immer wieder in die kleinen „Todeszonen“ des alltäglichen Lebens vorzustossen. Rücksichtslos, gewalttätig gegen sich selbst, an und über die Grenzen eigener Möglichkeiten hinauszugehen. Vor keiner Gefahr zurückzuschrecken. Wider jede Vernunft mit und ohne Alkohol im Blut die Geschwindigkeitsgrenzen auszureizen. Mit Arbeit, Zigaretten, Alkohol, einseitiger Ernährung usw. Raubbau an der eigenen Gesundheit zu betreiben.

Wer „den Mann“ vor solchem Tun warnt, stösst auf heftige Opposition. Mit der Lächerlichmachung der Besorgten, der Missachtung berechtigter Warnungen und ernsthafter Krankheitssymptome wird auch die eigene Angst abgewehrt. „Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“ Bringt der ehemalige Auszubildner einer Antiterror-Einheit das „Konzept Mann“ auf den Punkt. Das ist der Kern männlicher Sozialisation - die Überwindung, genauer Verdrängung der Angst. In einer Art magischem Ritual werden Gefahrensituationen von ihrer realen Bedrohlichkeit „gereinigt“. Nicht die Gefahr wird als das Bedrohliche wahrgenommen, sondern die Angst, denn sie attackiert zentral das Selbstverständnis „des Mannes“. Furchtlosigkeit wird wesentlich durch Verdrängung von Angst konstituiert. In diesem Kontext wird jede Mahnung zur Vorsicht, jede präventive Bemühung, symbolisch gesehen, zur Bedrohung von Männlichkeit und muss zurückgewiesen werden. Der Hinweis auf die Todesgefahr wird zur Aufforderung umgebogen, in der „Todeszone“ die brüchige Männlichkeit zu erneuern.

„Unglücklicherweise“, protokolliert Jon Krakauer in seinem Bericht „In eisige Höhen“ das bereits erwähnte Drama am Mount Everest vor Jahren,

„sind gerade jene, die darauf programmiert sind, Schmerzen einfach zu ignorieren und immer weiter den Gipfel zu ziehen, regelmässig auch darauf programmiert, die

Zeichen grosser, nahe bevorstehender Gefahren zu übersehen. Kein Wunder also, dass die Hänge des Everest mit Leichen übersät sind.“

Und der Everest lauert überall. „Angst ist ein schlechter Ratgeber“, machen sich die PropagandistInnen neuer Grosstechnologien Mut und verkünden nach „Schadensereignissen“, die nach menschlichem Ermessen nie hätten auftreten dürfen, umgehend: „Kein Grund zur Panik. Wir haben alles im Griff.“ Für die Bevölkerung habe zu keiner Zeit eine ernsthafte Gefahr bestanden. WarnerInnen, zum Beispiel vor Atom- oder Gentechnologien, werden als emotionale, überängstliche Trottel diffamiert. Aber ohne Gefühl, so die Philosophin und Psychoanalytikerin Carola Meier-Seethaler, „gibt es keine Ethik.“ Wer sich nicht in andere Menschen und Lebewesen einfühlen kann, sieht nicht über die eigenen kurzsichtigen Interessen hinaus. Bringt die Fantasie nicht auf, Angst um Kinder und Kindeskind, geschweige denn um sich selbst zu haben. Kann und will sich nicht vorstellen, welches die Folgen eigenen Handelns sein können. Kann in letzter Konsequenz nicht rational denken – und fühlen. Oder wie es der Schriftsteller Erich Fried in seinem Gedicht „Angst und Zweifel“ formuliert hat:

„Zweifle nicht
an dem
der dir sagt
er hat Angst

aber hab Angst
vor dem
der dir sagt
er kennt keinen Zweifel.“

Die Angst vor der (unmännlichen) Angst lässt „den Mann“ Bedrohung und Gefährdung leugnen und verdrängen. Kommt dazu, dass die warnende Stimme „den Mann“ an die besorgte und „übermächtige“ Frau und Mutter erinnert. Gegen die er sich in der patriarchalen Geschlechterkonstruktion mit aller Gewalt wehren muss. Ein ehemaliger und inzwischen verstorbener Politiker, befragt, wie es ihm gesundheitlich gehe, ich wusste, dass er vor einiger Zeit notfallmässig ins Spital eingeliefert worden war, verharmlost diesen Vorfall und meint lachend: „Aber gegen die Allianz von Frau und Arzt kommst du nicht an.“ Wenn ich meinen kranken Vater selig nach seinem Befinden fragte, gab mir Mutter einen besorgten Zustandsbericht des Patienten, den mein Vater mit spöttischem Lächeln abzuschwächen suchte.

Die einzigen Gefühle, die er nach aussen sichtbar werden liess, waren Schuldgefühle gegenüber meiner Mutter. Wegen seiner Krankheit, klagte er, müsse sie die auf seinen Ruhestand verschobenen Reisen und Wanderungen ohne ihn machen. „Der Mann“ wirkt gegenüber seinen Gesundheitsproblemen und Krankheiten, das heisst, gegenüber seinem eigenen Leben, häufig seltsam unbeteiligt. Er neigt dazu, männlich und tapfer jene zu bekämpfen, die sich um sein Wohl kümmern. Auch ich lache über meine jeweiligen Freundinnen, die bei meinen Ohnmachtsanfällen, die ich alle paar Jahre „produziere“, regelmässig in Panik geraten. Nur, ich selbst habe, Logik des Phänomens, meine Ohnmacht auch noch nie (bewusst) erlebt. Die irrationale, die eigene Gesundheit gefährdende männliche Gebärde ist der magische Versuch, männliche Omnipotenz zurückzugewinnen. Ausgerechnet in einer Situation, in der Männlichkeit durch reale oder drohende Abhängigkeit höchst gefährdet erscheint. Wo Mann sein bedeutet – nicht Frau sein – und das ist die Grundlage jeder patriarchalen Kultur –, darf „der Mann“ keine Angst zeigen, auch nicht um sich selbst. Er delegiert diese Angst und Sorge, wie der ehemalige amerikanische Präsident Clinton das Management seines Privatlebens, an „die Frau“. Wer diesen Auftrag annimmt – und Frauen haben eine grosse Bereitschaft dazu –, wird umgehend zur Gegnerin beziehungsweise zum Gegner, gegen die oder den Männlichkeit konstituiert wird. Gegen die überbehütende Frau und Mutter, gegen den besorgten Freund – dessen fürsorgliche Geste womöglich zur homosexuellen Annäherung umgedeutet wird –, gegen die staatlichen und halbstaatlichen Präventionsbemühungen, die in diesem symbolischen Kontext zu „übermütterlichen“ Ermahnungen und Bevormundungen verkommen. Düstere Aussichten für jene, die Männer vor individuellen Gefahren und uns alle vor kollektiven Bedrohungen zu schützen versuchen. Ihre Warnungen werden durch die patriarchale Inszenierung ins Gegenteil verkehrt. „Der Mann“, vor dem Tod gewarnt, läuft – aus Angst, als feiger Drückeberger oder schwaches Weib zu gelten – dem Tod direkt in die Arme. Nicht einmal der Pazifist verweigert den Marschbefehl mit der naheliegenden Begründung, er habe Angst vor Verletzung und Tod. Der Versuch, das Unberechenbare zu kontrollieren, das heisst, menschliche Grenzen zu überschreiten, statt ihnen mit Trauer zu begegnen; die dem „Konzept Mann“ immanente Unfähigkeit zur Trauer erzeugt nicht nur einen individuellen Zwang zur Gewalt gegen sich selbst und andere, das „Konzept Mann“ droht auch wirtschaftliche und politische Krisensituationen mit Gewalt zu „lösen“, mit bestimmten Formen von Wissenschaft und Technologie wird der Versuch

geprobt, „den Menschen“, das heisst, „den Mann“ – den natürlich auch „Frauen“ stehen können – doch noch zum Herrn über Leben und Tod, über die Welt zu machen. „Was die männliche Wissenschaft im Gegensatz zum männlichen Zauberritual natürlich besonders gefährlich macht“, warnt der ehemalige Kernphysiker Brian Easlea in seinem Buch „Väter der Vernichtung“, „ist der Umstand, dass sie wirklich funktioniert, dass sie erstmals in der Geschichte also entscheidende Macht über die Natur verleiht.“

Das „Konzept Mann“ und die damit verbundenen patriarchalen Machtverhältnisse sind (auch) der magische und untaugliche Versuch „des Mannes“, sich von den Unberechenbarkeiten des Lebens und, als Folge der Projektion aller Unwägbarkeiten auf „die Frau“, auch von „der Frau“ zu „befreien“. Die „tatsächliche“ Befreiung „des Mannes“ aber wäre, anders als die Befreiung „der Frau“, nicht in erster Linie eine gesellschaftlich-strukturelle – da bleibt „dem Mann“ im Wesentlichen, die Befreiung „der Frau“ mitzubetreiben –, sondern eine Befreiung von seiner „privaten Schwäche“. Die Emanzipation „des Mannes“ findet, paradoxerweise, gerade an dem Ort statt, den er flieht – am Ort der Abhängigkeit, der Ausgeliefertheit, der Ohnmacht, der Hingabe; da, wo er, im Zerrbild seiner Projektionen, zur „Frau“ wird. Dort, wo er es mit der Angst zu tun bekommt, findet „der Mann“ den Schlüssel zur Befreiung vom „Konzept Mann“, das ihn, als Täter zwar, zum Gefangenen eines Herrschaftsverhältnisses macht, an dessen Erhaltung er, als Kollektiv, (scheinbar) interessiert sein muss und wird. Nicht die heroische Geste, nicht der todesmutige Kampf gegen einen unbekannten Feind befreit „den Mann“, sondern die Desertion ins Niemandsland gängiger Geschlechterrollen.

Die Desertion „des Mannes“ ist für „den Menschen“ schlechthin die „letzte Hoffnung“, die Desertion „des Mannes“, der sich durch das Weglegen des Zauberstabs der Gewalt endlich zum „Nicht-Mann“, zum „Menschen“ bekennt, der von der Fahne geht. Immerhin: Männlichkeit, das heisst, die Bereitschaft zu töten und getötet zu werden, scheint nicht das „natürliche“ Bestreben „des Mannes“ zu sein. Sonst müsste „der Deserteur“ nicht mit derart drakonischen Strafen bedroht, im Krieg mit dem physischen, im Frieden mit dem sozialen Tod dazu gebracht werden, zum Mann und Soldaten statt zum Menschen zu werden. Darin liegt denn auch eine Chance, auf deren Nutzung wir als einzelne und als Kollektiv angewiesen sind. Es gibt, vor der erwähnten Höhle des Löwen, eine vierte Variante: Aufrecht und tapfer die Zumutungen des Mannseins zurückzuweisen. Mutig, das heisst feige und ängstlich zu sein. Die Angst nicht länger als Gegnerin, sondern als

Freundin zu sehen. Die individuelle und kollektive Katastrophen zu vermeiden hilft. Nicht brav und besoffen mit hundert Sachen über den Klausen zu kurven, nicht gehorsam mit dem Snowboard durch Lawinenhänge zu jumpen, nicht ohne Dings zu bumsen, sondern der Sehnsucht nachzugeben, sich mit dem Marschbefehl in der Hand in Haus und Frauenschoss zu verkriechen, als Feigling und Vaterlandsverräter, als Mann und Mensch endlich doch noch „vernünftig“ zu werden. Das heisst auch, Liebe Erotik Leidenschaft nicht länger auf „die Frau“ zu projizieren, sondern in das eigene, männliche Leben zu integrieren. Das patriarchale Konzept sieht „den Mann“ nicht als Sexualobjekt. Sich herrichten, schmücken, geil aufmachen, sich gefallen, widerspricht der männlichen Gebärde der Ernsthaftigkeit und Bedeutsamkeit. Weckt die Angst vor dem Absturz ins Lächerliche, Weibische, in die Homosexualität. „Ein Mann schmückt sich nicht für, sondern durch die Frau“, verrät der Schriftsteller Sigmund Graff. Wo „der Mann“ sich schmückt, dient es selten dem Anblick, sondern der Unterwerfung. Der Doktor und der Hut. Der Kaiser und die Krone. Der Papst und der Ring. Den Insignien beugen sich die Untertanen. Unabhängig von dem, der sie trägt. Der Ring des Papstes wurde schon geküsst, als Paul II. noch keinen Finger krumm machte. Der Schmuck „des Mannes“ ist in erster Linie Symbol für Leistung, Reichtum, Macht und - Gewalt. Männer schmücken sich für Kampf, Krieg und Tod. Frauen für Liebe, Leidenschaft und Sexualität. Frauen gefallen. Männer phällen oder phallen. Und so wäre denn „der Mann“, der sich schmückt und zurechtmacht, selbst zu Schmuck und Eros wird, eine veritable Bedrohung männlicher Grandiosität - und damit ein ernsthafter Beitrag zum Weltfrieden. Aber, so mögen Geschichtskundige einwerfen, er würde niemals Amerika entdecken. Na und? Womöglich gelangte er auf direktem Weg nach Indien. Wahrscheinlich aber ist die Desertion „des Mannes“ eine Desertion ins Ungewisse. Ein individueller Sprung ins Unbekannte, und nicht der geschützte Phall in den Schoss der sogenannten Männerbefreiungsbewegung, denn Bewegungen Privilegierter versuchen tendenziell immer, Herrschaft und Pfründen zu erhalten beziehungsweise zurückzugewinnen. Es kann nur auf die Courage einzelner Männer gehofft werden, die ihr Geschlecht „verraten“, die sichere Geborgenheit alter und neuer Männerbünde verlassen und sich ins Niemandsland, jenseits gängiger Geschlechterrollen, vorwagen. Und auch wenn sie sich, um der privaten Stärkung willen, gelegentlich in einer Gesprächs- oder Selbsterfahrungsgruppe für Männer treffen mögen, im Wesentlichen gilt es, die mit der Desertion verbundene Einsamkeit aushalten. Das verlangt von

Männern eine neue Form des Mutes, die Courage nämlich, nicht länger todesmutig Befehle zu befolgen, „Männerstolz vor Königsthronen“, wie es Gerhard Vinnai formuliert hat.

Wo „der Mann“ (und „die Frau“) zum „Menschen“, das heisst, zum freien Individuum wird, da gibt es keine festen Zugehörigkeiten mehr, da ist nicht klar, was „ein Mann“ und was „eine Frau“, aber auch nicht, was „ein Mensch“ ist. In solcher Zukunft würden „die Menschen“ zu Individuen, die sich alle gleich und fremd zugleich sind, sich nicht irgendwelchen Konstrukten eines „neuen Menschen“ unterwerfend. Die vielbesungene Geschlechterpolarität, die eine durch Klischees und feste Rollenkonzepte konstituierte ist, würde ersetzt durch das Spannungsfeld zwischen Individuen, denen keines der bekannten Stereotype – Schweizer, Kurdin, Mann, Frau – mehr übergestülpt würde. Das Individuum würde zur „terra incognita“, zur unbekannten Welt. Die Desertion aus den Rollen des Geschlechts – und im Gedenken an „Romeo und Julia“ verwende ich dieses Wort in seiner ganzen Doppeldeutigkeit – ermöglicht erst das Erkennen des unbekannten Individuums, weil es die Uniformen des Geschlechts abgelegt hätte. In der Utopie der Desertion überwände die Liebe tatsächlich die Gräben des Geschlechts und der Klassen, dann bliebe offen, ob das Individuum einen „Mann“ oder eine „Frau“, als „Homosexueller“ oder „Transsexueller“ liebt. Das Individuum würde zur Tänzerin, die über Grenzen hüpfte, und am Ende könnte Romeo seine Julia, die auch ein Julius oder vielleicht sogar ein Frosch sein könnte, doch noch in die Arme nehmen. Die Frage ist nicht, wie immer wieder drohend an die Wand gemalt, ob die Auflösung der Geschlechter unerotische Spannungslosigkeit hinterliesse, weil wir alle einander gleich, in eine Norm „Mensch“ gepresst würden, die Frage ist, ob wir die Spannung aushalten würden, keinem „Konzept Mann“ beziehungsweise „Frau“ mehr unterworfen, alle anders zu sein, keine und keiner dem oder der anderen gleich, niemand unter ihres- oder seinesgleichen, alle einander fremd. Die Frage ist, ob wir bereit sind, uns dieser irritierenden, spannungsgeladenen Fremdheit des Individuums auszuliefern, der Neugier auf die oder den Fremden nachzugeben, ohne ihm oder ihr das vertraute Bild – „Mann“, „Frau“ – überzustülpen und damit die gefährliche Individualität, die nichts für „richtig“ oder „falsch“ erklärt, wieder zu verhüllen. Dann würde „der Mensch“ dem Menschen „ein Mensch“ und die Liebe, was sie immer war – unberechenbar. [1995-2001]

Literatur

- Louis Althusser - Die Zukunft hat Zeit - S. Fischer, 1993, Frankfurt a. M.
- Anonymus (= Joe Klein) - Mit aller Macht (Primary Colors) - Südwest-Verlag, 1996, München
- Juliana Balmer/Rita Dolder - Susanne D. - Ein Leben als Prostituierte - Zytglogge Verlag, 1997, Bern
- Elisabeth Bronfen - Nur über ihre Leiche - Kunstmann, 1994, München
- Martin Broszat (Hrsg.) - Kommandant in Auschwitz - Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höss - dtv-dokumente, 1963, München
- Joachim H. Bürger - „Mann, bist du gut“ und „Mann, leb Dich aus!“ - Verlag Peter Erd, 1991, München
- Deborah Cameron und Elizabeth Frazer - Lust am Töten - Eine feministische Analyse von Sexualmorden - Fischer Taschenbuch Verlag, 1993, Frankfurt am Main
- Albert Camus - Les justes - Klett-Verlag, 1978, Stuttgart
- Robert W. Connell - Der gemachte Mann - Konstruktion und Krise von Männlichkeiten - Leske & Budrich, 1999, Opladen
- H.P. Duerr - Nacktheit und Scham - Suhrkamp, 1988, Frankfurt am Main
- Brian Easlea - Väter der Vernichtung - rororo Mann, 1986, Reinbek bei Hamburg
- Manuel Eisner und Patrik Manzoni (Hrsg.) - Gewalt in der Schweiz - Verlag Rüegger, 1998, Chur
- Europäisches Bürgerforum - Ohne Soldaten kein Krieg - 1994, Zürich
- Warren Farrell - Mythos Männermacht - Verlag Zweitausendeins, 1995, Frankfurt am Main
- Manfred S. Fischer (Hrsg.) - Der geköpfte Unterleib - Ullstein Taschenbuch, 1992, Frankfurt am Main
- Marilyn French - Der Krieg gegen die Frauen - Albrecht Knaus, 1992, München
- Sigmund Freud - Gesammelte Werke Band XII - S. Fischer, 1969ff, Frankfurt
- David G. Gilmore - Mythos Mann - Rollen, Rituale, Leitbilder - Artemis & Winkler, 1991, München
- Alberto Godenzi - Bieder, brutal - Unionsverlag, 1989, Zürich
- Allan Guggenbühl - Männer - Mythen - Mächte - Kreuz Verlag, 1994, Stuttgart
- Norbert Haase und Gerhard Paul - Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg - 1995, Frankfurt
- Frigga Haug - Frauen-Politiken - Argument, 1966, Berlin
- Horst Herrmann - Die Angst der Männer vor den Frauen - Albrecht Knaus Verlag, 1989, Hamburg
- Adolf Hitler - Mein Kampf
- Michael Klein - Sportbünde - Männerbünde? - in „Männerbände - Männerbünde“, hrsg. von Gisela Völger und Karin v. Welck - Rautenstrauch-Joest-Museum, 1990, Köln

- Wolfgang Korruhn - Dann hab ich's einfach gemacht - ECON, 1995, Düsseldorf
- Jon Krakauer - In eisige Höhen - Piper, 1998, München
- Walter C. Langer - Das Adolf-Hitler-Psychogramm - Verlag Fritz Molden, 1973, Wien-München-Zürich
- Carol Lee - Hilfloze Helden - Wenn Jungen keine Vorbilder mehr finden - Rowohlt, 1998, Reinbek bei Hamburg
- Emil Ludwig und Peter O. Chotjewitz - Der Mord in Davos - März, 1986, Herstein
- Christel Neusüss - Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung - Rasch und Röh-ring, 1985, Hamburg
- Friedrich Nietzsche - Menschliches, Allzumenschliches - Carl Hanser, 1954, München
- Harrison G. Pope/Katharine A. Phillips/Roberto Olivardia - Der Adonis-Kom-plex - dtv-premium, 2001, München
- Horst Eberhard Richter - Umgang mit Angst - Hoffmann und Campe Verlag, 1992, Hamburg
- Tim Rohrmann - Junge, Junge - Mann, o Mann - Rowohlt Taschenbuch, 1994, Hamburg
- Dieter Schnack und Rainer Neutzling - Kleine Helden in Not - Rowohlt Taschenbuch, 1990, Reinbek bei Hamburg
- Alice Schwarzer - Eine tödliche Liebe - Kiepenheuer & Witsch, 1993, Köln
- William Shakespeare - Romeo und Julia - Schweizer Verlagshaus, 1962, Zürich
- Bradley F. Smith und Agnes F. Peterson (Hrsg.) - Heinrich Himmler Geheimre-den 1933 bis 1945 und andere Ansprachen - Propyläen Verlag
- Klaus Theweleit - Männerphantasien - Verlag Roter Stern, 1977, Frankfurt am Main
- Gerhard Vinnai - Das Elend der Männlichkeit - rororo Taschenbuch, 1977, Hamburg
- Wolfram Wette (Hrsg.) - Deserteure der Wehrmacht, Feiglinge - Opfer – Hoff-nungsträger - 1995, Augsburg
- Tom Wolfe - Die Helden der Nation - Hoffmann und Campe, 1983, Hamburg

Der Mann, dem die



enn der Markt dröhnt.

er nicht käuflich ist,
schadet der Heimat.

o war James Bond?

elt zu gross wurde.

Wenn der Markt dröhnt.

Ich hatte alles gesehen und nichts entdeckt. In meinem Schädel dröhnte der Markt. Ihn hätte ich beinahe übersehen. Er wirkte irgendwie deplatziert. Sass direkt vor dem Eingang zu den Toiletten. Beim Kommen waren alle mit ihrem eigenen Drang beschäftigt. Beim Gehen legte ihm hie und da eineodereiner der MessebesucherInnen einzwei Franken auf den Tisch. Ganz selten murmelte jemand ein „DankefürIhreArbeit“. Darauf sank er jedes Mal etwas mehr in sich zusammen. Ich weiss nicht weshalb, aber mir war sofort klar - er war nicht, wofür sie ihn hielten. Ich trat an seinen Tisch und fragte: „Und was wird hier verkauft?“

Er schien ob dieser Frage, weil er nicht mehr auf sie zu hoffen gewagt, zu erschrecken, dann wuchs er strahlend hinter seinem Tisch empor, murmelte „da“ und schob mir eine alte Schreibmaschine entgegen. Ich muss ihn ziemlich fassungslos angeblickt haben, jedenfalls begann er, mir eifrig zu erklären: „Das ist keine gewöhnliche Schreibmaschine, die ist geräuschlos!“, meine Augenbrauen verunsicherten ihn, „fast geräuschlos“, korrigierte er sich, „kommen Sie!“ Er zog mich am Ärmel meiner neuen Seidenjacke, ich hatte etwas Angst vor seinen ölverschmierten Fingern, die ich ihm ganz selbstverständlich und ohne genauer hinzusehen zuschrieb. „Sie müssen sie ausprobieren!“, drängte er mich mit einer Verzweiflung, vor der meine Fleckenprobleme - wie vor den letzten Nachrichten aus dem Krieg - zur peinlichen Bedeutungslosigkeit verkamen. Ich liess mich ohne Widerspruch hinter die Schreibmaschine setzen, die ich jetzt zum ersten Mal richtig ansah - sie war gar nicht alt, im Gegenteil, sie glich jenen mechanischen Schreibmaschinen bloss, auf denen ich in einer Zeit tippen gelernt, unter die ich längst einen Strich gezogen, obwohl sie zu meinem Leben gehört wie das grosse Morden zum 20. Jahrhundert.

„Wer soll denn eine solche Schreibmaschine noch brauchen?“, fragte ich, bevor ich sie mit den Fingern berührte.

„Anwälte, Journalisten, Schriftsteller“, zählte er auf, „und natürlich, sofern es sie gibt, Journalistinnen, Schriftstellerinnen, Anwältinnen, und Hausfrauen - die vor allem.“

„Wieso?“, wollte ich, etwas überrascht, wissen.

„Die können erst schreiben, wenn die Kinder im Bett sind, und dann stören sie die allgemeine Nachtruhe“, erklärte er ganz selbstverständlich.

„Aber heutzutage doch nicht mehr!“, widersprach ich.

„Meinen Sie? Geht das so schnell?“, zweifelte er.

„Bald steht in jedem zweiten Haushalt ein PC“, präzisierte ich.

„Schreiben Sie“, bat er, „Sie werden begeistert sein. Es ist ein ganz neues Schreibgefühl. Sehen Sie doch, diese Tasten...“

„Und wie gross ist der Speicher?“, unterbrach ich ihn.

Diesmal registrierte ich seinen verständnislosen Blick, er konnte es nicht mehr vor mir verbergen - während sie rundherum die Verbreitung von Zeitungen und Zeitschriften, Romanen und Gedichten auf CD-ROM ankündigten, das gedruckte Wort angezählt und das Ende des Melodramas auf individuellen Wunsch wählbar wurde, wollte er mir eine altmodische Schreibmaschine andrehen.

Ich spürte die Panik in seiner Stimme, als er mich abermals zum Schreiben aufforderte: „Ich habe lange, sehr lange gebraucht, aber jetzt funktioniert es.“

Ich tat ihm den Gefallen. Tippte, wie immer bei solcher Gelegenheit, den Satz in die Maschine: „Ich ging sehr früh nach Hause, weil es nichts mehr zu sagen gab.“ Obwohl ich die Anstrengung in den Fingern spürte, war mein Anschlag immer noch ganz gut.

„Zehnfingersystem“, meinte er anerkennend, und nach ein paar weiteren Zeilen, „gelernt ist gelernt. Die Maschine ist wie geschaffen für Sie, und man hört fast nichts - gälledsi?“

Jetzt fiel es mir auf - es war, tatsächlich, kaum etwas zu hören, die Typen glitten butterweich übers Papier, und vielleicht lag es sogar an dieser Maschine, dass ich nur unwesentlich langsamer war als mit dem neuen Rechner, der zweiundfünfzig Stellen nach dem Komma die Mathematik ausser Kraft setzte.

Er begann mit glänzenden Augen zu schildern, wie er diese Maschine, seine Finger strichen liebevoll über die Tastatur, gebaut habe, mit Hunderten von RädchenSchraubchenFederchen. Jahre habe er gebraucht, in denen seine ganze Aufmerksamkeit, ja, Liebe, nur ihr gegolten habe. Ich liess es zu, dass er mir ausführlich schilderte, wie er nach Lösungen gesucht, die manchmal wochenlang ausblieben, ihm dann ganz unerwartet zufielen, worauf er sie erst verworfen, schliesslich doch ausprobiert und endlich zur Perfektion getrieben habe. „Und das Resultat“, er machte eine stolze Gebärde, „steht vor Ihnen.“

Ich traute mich nicht, es auszusprechen, tippte es vorsichtig in seine Maschine: „Ihre Erfindung ist nicht auf dem neusten Stand der Technik.“ „Wer

immer auf dem letzten Stand sein will...“, entgegnete er schneller als seine Maschine, „...aber der Markt verlangt danach“, hämmerten die Typen unter meinen Fingern lautlos auf das Papier. „Wer dauernd nach Erfolg in einem übersättigten Markt schießt, wird in seinem Schaffen entmutigt.“ Er blickte mir in die Augen, erkannte die Verwandtschaft, sagte, und es klang weise: „Wenn Sie etwas wirklich Gutes schaffen wollen, dürfen Sie sich vom Getöse der Welt nicht ablenken lassen.“ Ich wollte ihm widersprechen. Nischenromantik! Leistungsverweigerung! Selbstverliebtheit! Wollte ihm drohen - wer zu spät kommt, den bestraft der Markt.

Aber dann hörte ich mich fragen: „Und was kostet die Maschine?“ Verwundert registrierte ich, dass das Dröhnen in meinem Kopf verschwunden war.

„Für Sie fünftausend Franken“, flüsterte er nach längerem Überlegen und fügte hinzu: „Bedenken Sie die Jahre...“

„Zu teuer“, erwiderte ich kühl. Sah, wie er zusammenzuckte. „Und das ohne Display!“ Seine Enttäuschung hielt meinem Rechtfertigungsversuch stand. Er hatte mich für einen anderen gehalten.

Im Weggehen drehte ich mich noch einmal um, versprach, zu meiner Ehrenrettung, die Maschine doch noch zu kaufen. „Wenn meine Gedichte ein Geschäft werden“, rief ich über die Schulter zurück. Dann schaute ich, definitiv, vorwärts. In meinem Rücken spürte ich noch lange seinen Blick. Traurig und ohne jede Zuversicht. [1995]

Wer nicht käuflich ist, schadet der Heimat oder Das tottale Wachstum.

Alles, alles Böse kommt von Osten. Diese Projektion hat nicht nur alle unpassenden Invasionen westlicher Heere überlebt, sie ist uns den USA zugewandten EuropäerInnen so sehr zu einem Stück Heimat geworden, dass wir selbst nach dem Ende des guten (K)alten Krieges nicht von ihr lassen mögen. Wenn auch das „Reich des Bösen“ zusammengebrochen sein mag, sentimental, wie wir nun mal sind, halten wir der drohenden Gefahr aus dem Osten die Treue. Achtung – jetzt kommt die „Russen-Mafia“! Wobei schon das Wort verrät, dass originäre Korruption und organisiertes Verbrechen nicht östlicher Herkunft sind. So wenig wie die „Sächsische Schweiz“ darüber hinwegzutäuschen vermag, dass die „wahre Schweiz“ jenseits deutscher Landesgrenzen liegt. Auch wenn gerade jetzt die wirtschaftliche (und politische) Verstrickung „der Schweiz“ ins damals faschistische Achsenmächte-System heftig diskutiert wird und EidgenossInnen verbissen darüber streiten, wie hoch denn die nationalsozialistischen Schutzgeld-Forderungen gegenüber dem südlichen Nachbarn gewesen beziehungsweise was das „Dritte Reich“ für eidgenössische Dienste, schweigend und neutral erbracht, zu zahlen bereit gewesen sei.

Nein, die Korruption kommt nicht aus „dem Osten“, auch wenn sie, wie Vieles, verbreiteter war als die Propaganda es hat glauben machen wollen. Aber sie war im realexistierenden Sozialismus, wie Schlimmeres, zumindest offiziell, nicht vorgesehen, während in vielen freiheitlich-demokratischen Staaten private Schmiergelder ebenso selbstverständlich versteuert und zur Senkung des Haushaltsdefizits eingesetzt werden wie Kartoffelernte, wollene Unterhosen, Prostitution, Waffen- und Devisenhandel. Für die Moral sind im realexistierenden Kapitalismus nun mal weltweit Kirchen und andere Organisationen mit verstaubter Moral, nicht aber das Finanzamt zuständig. Dem, so Heribert Prantl in der „Süddeutschen Zeitung“,

„ist es egal, womit jemand sein Geld verdient und was er damit macht – der Bestecher kann bestechen, wen und wie er will; der Bestochene kann einstecken, soviel er will; das Finanzamt ist nur daran interessiert, dass der Bestochene das Schmiergeld versteuert.“

Nach deutschem Steuerrecht sind Schmiergelder sogar „als Betriebsausgaben absetzbar“. Im Klartext: „Das Finanzamt fördert die Korruption.“ Was übrigens in der Schweiz nicht wirklich anders ist.

Der Krieg, heisst es, sei die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Korruption wäre in derart euphemistischer Sprache dann wohl die Erweiterung des Geschäfts mit unüblichen Praktiken; in Brockhaus'scher Diktion

„ein für die Beteiligten vorteilhafter Tausch, der heimlich und freiwillig geschieht, gegen Normen verstösst und bei dem mindestens einer der Beteiligten eine Macht- oder Vertrauensstellung bzw. eine ihm eingeräumte Befugnis im öffentlichen oder privaten Bereich missbraucht.“

Da werden, obwohl in den meisten Ländern verboten, mehr und mehr PolitikerInnen und BeamtenInnen mit Geschenken und Consult-Aufträgen gnädig gestimmt, bis sie handeln wie geschmiert. Sei es, dass sie Baubewilligungen in kürzester Frist erteilen, befreundeten Firmen staatliche Aufträge zuschanzen oder bei Verstössen gegen Bau-, Umwelt- und Sozialgesetzgebung zwei Augen zudrücken. Mit unüblichen Provisionen bedacht oder bestochen werden vor allem auch Angestellte privater Unternehmungen. So soll das sogenannte „Netzwerk“ bei Lieferanten von VW und GM (u.a. beim Weltkonzern ABB) insgesamt mehrere hundert Millionen Mark Provisionsgelder abkassiert haben. „Bislang traute sich kein Lieferant“, so der „Spiegel“, „das Schmiersystem aufzudecken. Wer nicht zahlte, musste damit rechnen, künftig keine Aufträge mehr zu bekommen.“ Selbst politische oder ökologische Protestbewegungen sollen sich schon mal den geschäftsschädigenden Widerstand gegen ein konkretes Objekt abkaufen lassen, um mit den nicht zu knappen Schweigegeldern noch lauter für ihr grundsätzliches Anliegen trommeln zu können. Laut Boulevardpresse liess sich die amerikanische Filmschauspielerin Brigitte Nielsen für intimste Bevorzugung bezahlen. mit einer Million. Was sie umgehend dementierte. Tatsache ist, dass sie im entsprechenden Hollywoodschinken weder eine Haupt- noch eine Nebenrolle gespielt hat. Jede und jeder hat seinen beziehungsweise ihren Preis? Oder ist doch alles käuflich?

Die Entrüstung über Korruptions- gleicht jener über Dopingfälle. Echte Aufgeregtheit verrät Gutgläubige. Gespielte Erregtheit entlarvt PropagandistInnen des freien Marktes beziehungsweise des fairen Sports. Sie erliegen oder dienen der Fiktion der Wettbewerbsgerechtigkeit. Der Beste gewinnt. Die Qualität macht das Rennen. Der St. Galler Hochschul-Dozent für

Wirtschaftskriminalistik und Verfasser zweier Dissertationen über Bestechung und Geldwäscherei Christof Müller hält Bestechung und Korruption für „Totengräber der freien Marktwirtschaft“. Weil sie „andere Marktteilnehmer ihrer Chancengleichheit“ berauben. Aber „gerade die Chancengleichheit des Einzelnen ist Sinnbild für ein freiheitliches Marktsystem.“ Hoffnung oder Propaganda? Doping und Korruption sind, auch, Proteste gegen „natürliche“ beziehungsweise ererbte Ungerechtigkeiten. In Dopingfällen blitzt für einen Augenblick auf, was die Normalität des sportlichen Wettbewerbs ausmacht – schreiende Ungerechtigkeit. Der Favorit beziehungsweise die Favoritin empfindet diese nur dann, wenn sie für einen klitzekleinen Moment aufgehoben wird und er beziehungsweise sie den „gerechten“ Sieg verpasst. Weil der Wind ihn von der Ideallinie schiebt oder der Schwächere gedopt ist. Weil sie für einmal nicht die besten Voraussetzungen und Rahmenbedingungen hat. Müsste die „beste Abfahrerin der Welt“ immer unter vergleichbaren Bedingungen, mit gleichem Material, denselben Vorbereitungsmöglichkeiten, identischen Genen und und und wie die andern starten – sie wäre nie als „absolute Nummer Eins“ in die Schlagzeilen gekommen. Würden Formel-1-Fahrer alle mit demselben Wagen starten, es gäbe keine Seriensieger mehr. Ben Johnson hatte gegen Carl Lewis keine andere Chance als Anabolica. Körperliches und mentales Training hätten den physiologischen Vorsprung von „King Carl“ nie wettmachen können. Der durch und durch ungerechten Natur war nur mit der chemischen Keule beizukommen. „Betrug!“, schreien wir auf und schicken Johnson beleidigt in die Wüste Aber ist es fair, dass Carl Lewis der chemischen Komplizenschaft nicht bedurfte, weil er die besseren Gene hatte? Ist es (Markt-)Gerechtigkeit, wenn die einen auf eine eingeführte, finanziell abgesicherte Produktempaule vertrauen können, während die andern den Mangel an Bekanntheit, natürlich gewachsenen Beziehungsnetzen und geerbter Kapitalkraft mit kleinen Aufmerksamkeiten zu kompensieren suchen? Wenn diese an einer Art angeborener Unersättlichkeit leiden, die auch durch Millionengewinne nicht zu stillen ist, während jene schon als bescheidene Gemüter zur Welt gekommen sind?

Es ist wie bei der Anwerbung von SpionInnen – ganz private Begehrlichkeiten und Schwächen machen das Individuum erpressbar, anfällig für den Verrat an eben jenem staatlichen oder privaten Unternehmen, dem zu dienen es sich verpflichtet hat. Die Bestechlichkeit des Beamten oder der Angestellten ist Indiz für die brüchige Identifikation des einzelnen mit dem Kollektiv, für die Aushöhlung des sogenannten Gemeinwohls. Hans Rudolf

Claussen registriert in seinem Buch „Korruption im öffentlichen Dienst“ einen „Wandel der inneren Einstellung der Amtsträger zu ihrem Beruf“:

„Offensichtlich gibt es – zumindest in einigen Bereichen der Beamtenschaft – immer weniger Staatsdiener, die sich mit ihrem Beruf identifizieren, sich als Sachwalter der Interessen der Allgemeinheit sehen und sich bewusst sind, dass die absolute Redlichkeit unverzichtbare Grundlage ihrer Amtsführung ist. Fehlt aber die innere Bindung an den Beruf, dann entfällt damit eine der Hemmschwellen, die einen Amtsträger daran hindern, um seines (vermeintlichen) Vorteils willen zu Lasten des Staates kriminelle Taten zu begehen.“

Die Korruption ist, auch, der Aufstand des Individuums gegen das Kollektiv. Widerstand gegen Unterwerfung und Einordnung. Protest gegen den Staat, der zum Feind privater Interessen wird, indem er das gesellschaftliche Leben ver-reglementiert, den einzelnen zur Solidarität mit den Vielen zwingt und den individuellen Gewinn beschränkt. „Der reine Wohlstands- und Verwaltungsstaat“, so Friedrich Dürrenmatt, „reizt den Menschen zur Rebellion an sich; der Mensch will nicht immer bevormundet sein, er will nicht immer das Vernünftige, er will auch das Zerstörerische.“ Und wer die Konkurrenz schlägt, zerstört, vernichtet; der Sieger genießt - auch wenn er sich dazu nicht immer ganz feiner, manchmal sogar krimineller Methoden bedient – breite Bewunderung und Ehrerbietung, während der edle Gutmensch – der das Primat des Allgemeinwohls predigt und respektiert – mit galoppierender Deregulierung zur lächerlichen Figur verkommt. Der Politiker, der sich nach einem Skandal „nicht schamhaft zurückzieht“, beobachtet der Sozialpsychologe und Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter [Tages-Anzeiger 27. September 1996],

„nicht ‚schlappmacht‘, sondern sich als Stehaufmännchen schon nach kurzer Zeit selbstbewusst in der Öffentlichkeit zurückmeldet, beweist – ich bin ein richtiger Erfolgsmensch. Ein Schuss Korruption gehört zu jedem Erfolgsrezept.“

Das Lob schrankenloser Tüchtigkeit und die Diffamierung schwächerer Gutmenschen – das sind die Kehrseiten des Zusammenbruchs sozialer Utopien. Wo der shareholder value absolut gesetzt wird, die Entlassung von MitarbeiterInnen in pulverisierten Börsenkursen zu Buche schlägt, die Wohlhabenderen sich auf Kosten der Allgemeinheit bereichern und staatliche Sozial- und Wirtschaftspolitik von den sozial Schwächeren (zum Beispiel Arbeitslosen, RentnerInnen) mehr und mehr Opfer verlangt, wo, ausgerechnet, der Bedürftige der Erschleichung von Sozialleistungen ver-

dächtigt, der Bereicherung auf Kosten der Allgemeinheit bezichtigt wird, bricht die Identifikation des Individuum mit dem Kollektiv vollends zusammen. Da wird der Verstoß gegen das politisch Korrekte, die Korruption, sinnlich aufgeladen. „In dieser Konkurrenzsituation liegt“, so Horst-Eberhard Richter,

„für das Individuum ein gewaltiger Anreiz, mit allen Kräften zu versuchen, ganz egoistisch Lücken zu finden und sich mit Tricks, unter Umständen auch faulen, durchzuschlängeln. Um nicht Opfer dieses strukturellen Unrechts zu sein, sondern mit privater Korruption dagegenzuhalten. Dabei hat man das beruhigende Gefühl, nur den Prinzipien zu folgen, die in dieser Gesellschaft verankert sind.“

Wo unsolidarisches Verhalten durch Erfolg belohnt wird, ist „Korruption kein individuelles, sondern ein strukturelles Problem.“ In diesem Klima beginnt der einzelne das Kollektiv so zu malträtieren, wie er sich selbst behandelt fühlt – als Gans, die ausgenommen wird, bis sie nichts mehr hergibt. Denn schließlich will beim Versuch, „so viele Würststücke“ wie möglich „aus dem gemeinsamen Suppentopf“, zu fischen, keine und keiner „der Dumme“ sein (Herbert Riehl-Heyse, „Süddeutsche Zeitung“).

All dem zugrunde liegt das gesellschaftlich verankerte, platt biologistische Weltbild, das den Stärkeren zum Ziel der Evolution erklärt, den (Erfolg-)Reichen zum Tüchtigen idealisiert, den Armen zum Dummen und Versager stempelt. Wer in diesem gnadenlosen Überlebenskampf untergeht, arm ist, bleibt oder wird, ist selber schuld. Erfolg haben die Tüchtigen, die, ob Mann oder Frau, das patriarchale „Konzept Mann“ erfüllen, genügend Kampfgeist und Killerinstinkt mitbringen, um sich als Siegertypen durchzusetzen. Die allzu fürsorglichen Gutmenschen, die beim entscheidenden Schlag ins Zaudern geraten, sich zu falschen Empfindlichkeiten hinreißen lassen und als schwächliche Weiber entpuppen, fallen als ewige VerliererInnen, die noch immer an den humanitären Kitsch von Solidarität und Gerechtigkeit glauben, dem spöttischen Gelächter der Erfolgsmenschen zum Opfer. In dieser Optik, erscheint auch der Korrupte, solange er Erfolg hat, Staat oder Konkurrenz um Millionen betrügt, ohne sich dabei erwischen zu lassen, als Sieger, denn „der Erfolg kompensiert moralische Defizite.“ (Horst-Eberhard Richter)

Korruption – der lateinische Wortstamm „rumpere“ steht für zerbrechen, zerreißen, zerspringen, „corrumpere“ meint verderben, vernichten -, Korruption bedeutet, Grenzen erweitern, sprengen, überschreiten. Grenzen gesellschaftlich-kultureller Moral, Grenzen mehr oder weniger demokra-

tisch erlassener Gesetze und Verordnungen. Korruption – das ist die Missachtung fremder Grenzen und die Erweiterung eigener Möglichkeiten. Und wer keine Grenzen kennt, sich seine eigenen Gesetze macht, wird, im patriarchalen Mythos, gerade durch den Verstoss gegen Norm und Gesetz, zum „wahren Mann“. Korruption ist gesetzlos, schamlos, schrankenlos, frei. Der Bestechende und der Bestochene erliegen gleichermassen der Allmachtsfantasie, keine Grenzen zu haben. Ich mache alles, sagt der Bestochene, für Geld. Ich bekomme alles, glaubt der Bestechende, für Geld. Alles geben. Alles nehmen. Mehr, noch mehr, alles können. Mehr, noch mehr, alles haben. Und plötzlich erweist sich die Korruption als Musterschülerin einer Kultur, die definitiv auf tottales Wachstum setzt. Kulturelle Unersättlichkeit spiegelt sich in der Unersättlichkeit des korrupten Individuums. „Nach allen Erfahrungen eines langen Berufslebens“, resümiert der ehemalige Direktionspräsident der Schweizerischen Nationalbank Fritz Leutwyler, „muss ich mit Bedauern erkennen, dass Geld und Machtgier mit wachsendem wirtschaftlichem Erfolg und zunehmendem Reichtum nicht etwa nachlassen, sondern sich oft bis zur Perversion verstärken.“

Ist die Erde auch begrenzt, zusätzliche Lebensräume lassen sich, moderne Physik sei Dank, nicht nur in räumlichen, sondern auch in zeitlichen Dimensionen erobern. Und wenn irgendwann der Kuchen, dank ungedeckten Schuldscheinen für Nachgeborene gross genug ist, reicht es für alle – Arm- und Reich, Oben und Unten, Mann und Frau, Schwarz und Weiss. Dann bleibt uns die schmerzliche, die gerechte Teilung beschränkter Ressourcen, bleibt uns die lästige Solidarität mit den Armen erspart. Dann setzen wir uns alle alle, die übriggeblieben sind, ohne Streit, gemütlich an den Tisch und leben auf Kredit.

Wo der Mensch ist, was er hat, ist die Korruption mit ihren „Unterfallen“ (Christof Müller) Bestechung und Bestechlichkeit gesellschaftlicher Normalfall. Da ist die „Korruption unserer Mächtigen, die wir tagtäglich enthüllen, nur symptomatisch für die weit umfassendere Korruption unserer Kultur des egoistischen Expansionismus, der geheiligten Rivalität und des „Siegemythos“ [Horst-Eberhard Richter]. In der Kultur des Habens (Erich Fromm) weiss sich das bestechliche Individuum im Einklang mit dem Kollektiv. Da ist Korruption nicht egoistische Aufruhr, sondern brave Unterwerfung des und der einzelnen unter die Forderungen des Kollektivs. Mit Zuckerbrot und Peitsche – Versprechen beziehungsweise Entzug materieller Privilegien, Sicherung beziehungsweise Bedrohung ökonomischer Existenz – wird das Individuum ins Kollektiv eingebunden. Die Abhängig-

keit vom täglichen Brot beziehungsweise von monatlichen Gehaltszahlungen macht uns bestechlich, macht uns zu loyalen DienerInnen des ganz normalen Geschäfts mit Büchsenfutter, bleifreiem Benzin, radioaktiven Brennstäben, Genfood und Panzerfäusten, aber auch zu KomplizInnen unternehmerischer Initiative in und jenseits der Grauzone des erlaubten Business‘ mit Industrieabfällen, Organbanken, Pornografie, Drogen und Bomben.

Die Empörung ob der käuflichen Liebe, des geschmierten Beamten, des Dealers und Waffenschiebers im Kriegsgebiet ist Ausdruck gesellschaftlicher Doppelmoral, die durch literarischen und massenmedialen Kitsch geschürt wird, der uns u.a. glauben machen soll, dass, ausgleichende Gerechtigkeit, MillionärInnen Pech in der Liebe hätten und häufiger unter Hämorrhoiden litten, weil, eben, nicht alles, weil das Wesentliche im Leben nicht käuflich sei. Dies in einer Kultur, die alles dem globalisierten Gesetz des Marktes unterwirft – Körper, Gesinnung, Sehnsucht und Leidenschaft. Die täglichstündlich demonstriert – alles hat seinen, alle haben ihren Preis. Unbestechlich wäre, ist nur der Bedürfnislose, und der ist weder in der Natur noch in der Waren- und Konsumgesellschaft vorgesehen. Im Gegenteil – in wirtschaftlich flauen Zeiten werden Konsummuffel und -kritikerInnen zu schieren Volksschädlingen, weil Arbeitsplatzkillern, stilisiert, weil sie als zögerliche KonsumentInnen den volkswirtschaftlich notwendigen Beitrag (z.B. jedes Jahr einen neuen Mittelklassewagen oder wenigstens eine modische Ski-Ausrüstung) nicht aufbringen, auf den sie als Erwerbstätige beziehungsweise Erwerbslose dringend angewiesen wären. Wer nicht käuflich ist, schadet der Heimat.

In ökonomisch unsicheren Zeiten gehen wirtschaftliches Überleben und Korruption definitiv eine Vernunftheirat an. Die oft und weltweit propagierte Deregulierung setzt unter der Chiffre Befreiung des Marktes von staatlicher Behinderung soziale und ökologische Beschränkungen beziehungsweise Empfindlichkeiten ausser Kraft. Was sich rechnet, wird gemacht. Was sich nicht rechnet, abgeschafft. Der „Endsieg“ des Kapitalismus, der zunehmend totalitärer werdende Charakter des (Welt-)Marktes schafft und verschärft ein gesellschaftliches Klima, in dem Ethik und Moral, soziale Vision und Utopie für ein Butterbrot verraten werden. Da wird, zuerst das Fressen dann die Moral, das von Christof Müller zitierte Dilemma „Gerechtigkeit vs. Klugheit“ einseitig zugunsten der „Klugheit“ entschieden. Im Scheinkampf gegen die Arbeitslosigkeit gehen die Sozialpartner eine unheilige, das heisst korrupte Allianz ein. Auf dem Altar des

totalen Wachstums wird die Solidarität mit den Armen und Ärmsten in und aus aller Welt ebenso geopfert wie der behutsame Umgang mit den Lebensgrundlagen unserer eigenen Kinder und Kindeskinde. Die auf Erwerbsarbeit Angewiesenen werden zu KomplizInnen der Globalisierung – das ist die Unterwerfung politischer Utopie unter das internationale Geschäft – gemacht. Für Bananen, HiFi-Anlagen und Reisen in die Karibik unterwerfen sich die Individuen der grenzenlosen Korruption des Kollektivs. Bestochen durch kurzfristige materielle Sicherheit verraten heute die meisten, die noch dazu in der Lage sind, jede Hoffnung darauf, dass es, irgendwann, doch noch für alle ein Leben in Freiheit und sozialer Gerechtigkeit geben könnte. So wie wir, mit materiellem Wohlstand abgefunden, grösstenteils darüber geschwiegen haben, wer den Preis für das europäische „Wirtschaftswunder“ bezahlt hat. Gleich unseren Vätern und Müttern, die, zur Rettung der eigenen Haut und Habe, Augen und Münder gegenüber dem grossen Morden im Zentrum Europas verschlossen.

Was, vorerst, als Aufstand des Individuums gegen das Diktat des Kollektivs erscheint, erweist sich am Ende als Unterwerfung unter die gemeine Bestechlichkeit. Korruption ist, gewissermassen, business as usual. Wer da nicht mittut, darf sich nicht wundern, wenn sich sein öffentlicher oder privater Arbeitgeber von ihm trennt. Deshalb, so Felix Müller in der „Weltwoche“, scheuten viele Beamte

„das Risiko, das jeder eingeht, der zur Alarmpfeife greift und auf einen Missstand aufmerksam machen will. Denn rechtlich kann er praktisch nur Fehler machen: Hält er sich an den Dienstweg, landen die Beschwerden nicht selten auf den Schreibtischen derjenigen zur Erledigung, gegen die sie eigentlich gerichtet sind. Der Anzeigenerstatte setzt sich damit unmittelbar der Gefahr von Repressalien aus. Umgeht er genau aus diesen Gründen den Dienstweg, eröffnet er allein durch diese Tatsache den Beschuldigten die Möglichkeit, ihn durch die Einleitung eines Disziplinarverfahrens aus Amt und Würden zu mobben.“

Nicht jeder erhält anschliessend Arbeit und Asyl in den Vereinigten Staaten wie jener Schweizer Wachmann, der die gesetzwidrige Vernichtung von Weltkriegsakten der „Schweizerischen Bank-Gesellschaft“ öffentlich bekanntgab. Stanley Adams (Spitzenmanager von Hoffmann La-Roche) und Philip Agee (operation officer bei der CIA) wurden, mit internationaler staatlicher Unterstützung, von ihren ehemaligen Arbeitgebern wie Kriminelle gejagt und, zumindest vorübergehend, ins Gefängnis gebracht. Weil sie aus Gewissensgründen publik machten, was Betriebsgeheimnis hätte

bleiben sollen. Wer als abhängiges Individuum die unlauteren, kriminellen oder gar kriegsverbrecherischen Praktiken des Kollektivs offenlegt, gilt als (Landes-)Verräter. Und der wird in Kriegszeiten als Deserteur standrechtlich erschossen, in Friedenszeiten als Nestbeschmutzer beschimpft, verfolgt und ausgegrenzt. Auch wenn die Desertion – wie im Falle der Wehrmachts-deserteure, die bis auf den heutigen Tag nicht offiziell rehabilitiert worden sind – häufig der einzige Ausweg des Individuums aus der Gewissensnot ist. Aber: „I never promised you a rose garden.“ Oder der aufrechte Gang war noch nie etwas für gemütliche Teestunden. [1997]

Literatur

- Stanley Adams - Hoffmann-La Roche gegen Adams - Unionsverlag, 1984, Zürich
- Philip Agee - CIA intern - Tagebuch 1956-1974 - Europäische Verlagsanstalt, 1979/1993, Hamburg
- Hans Rudolf Claussen - Korruption im öffentlichen Dienst - Carl Heymanns Verlag, 1995, Köln/Berlin/Bonn/München

Wo war James Bond?

Das Bild ist weg, das Bild des Händchen haltenden, das Bild des, mit zum Abheben ausgebreiteten Armen, auf seine Geliebte zustolpernden deutschen Verteidigungsministers. „Rudolf der Eroberer“, spottet der „Spiegel“ und lässt Scharping mit seinem Gspusi in einem mit Meerwasser gefüllten Bundeswehrhelm plantschen. Der „Profi für Mimik und Gestik“ Samy Molcho analysiert im „Stern“: „Der Mann hat seinen Stil nicht gefunden. Darum sind die Bewegungen so ohne Mass und treffen die Nuancen nicht. Normalerweise sind das Anzeichen der Pubertät.“ Derart lächerlich gemacht und entmannt, droht dem zärtelnden Minister – dem weder Kosovo-Propaganda mit Bildmanipulationen und Kriegslügen noch NATO-Schläge mit Toten, denen das Label „unschuldig“ verweigert wurde, geschadet haben – wegen der gemeinen Neurose der (öffentlich inszenierten) Verliebtheit ein unehrenhafter Abgang.

Aber jetzt ist das Bild weg - der Chef der Bundeswehr wieder ganz Mann mit steinerner Miene und kontrollierter Gebärde, eingereiht in die NATO-Bereitschaft -, verdrängt durch die Bilder, die an jenem Dienstag – der für Minister Scharping der letzte Arbeitstag hätte werden können – für Tausende endgültige Realitäten schaffen. Bilder, als hätte sie Hollywood inszeniert. Nur die Abwesenheit von James Bond macht klar: Das ist kein Spiel. Die Toten werden nicht aus den Trümmern der Kulissentwüns kriechen und sich den Staub von den Kleidern klopfen, wenn die Klappe fällt.

Die Opfer sind noch nicht gezählt, da wird schon der Gegenschlag – gegen den Schlag, der aus uns fremder Optik womöglich seinerseits als Verteidigungsschlag, Befreiungsschlag oder Präventivschlag gesehen wird – geprobt. US-Präsident Bush schwenkt, auf Trümmern und Leichenteilen stehend, die amerikanische Flagge, als hätte er gerade den Mond erobert und verkündet: „Amerika wurde zum Angriffsziel, weil wir in der Welt die strahlendste Fackel der Freiheit und der Selbstverwirklichung sind.“ Und, als wär ihm keine Gelegenheit zu billig, das „God bless America“ anzustimmen: „Terroristische Anschläge können zwar die Fundamente unserer grössten Gebäude erschüttern, aber nicht das Fundament Amerikas. Sie können Eisen und Stahl zerbersten lassen, aber sie können der eisernen Entschlossenheit Amerikas nichts anhaben.“ Wenn das keine fundamentalistischen Sätze sind.

Der Mann im Weissen Haus ruft denn in der ersten Aufgeregtheit tatsächlich zu einem „Kreuzzug“ gegen die „Barbarei“ auf, dann – vermutlich von seinen HistorikerInnen an die noch nicht allzu lange zurückliegenden Kreuz-, Feld- und Mordzüge „zivilisiertester“ Nationen erinnert – zu einer Kette von Gegenschlägen unter der Chiffre „infinite justice“. Auch das muss korrigiert werden. Neuste Variante: „Enduring Freedom“ (Dauerhafte Freiheit). Die Reaktionen machen deutlich: Es geht nicht um „die unschuldigen Menschen“. Nicht für sie werden weltweit Schweigeminuten verordnet. Oder wären die Opfer von Ruanda, Srebrenica usw. weniger wert, „Schuldige“ gar gewesen? Hätte „die Schweiz“ auch Kirchenglocken läuten lassen, wenn die Flugzeuge in eine Psychiatrische Klinik gerast wären? Die getroffene Macht – Weltmacht, Wirtschaftsmacht - muss sich reinszenieren. Immer und immer wieder flimmern die einstürzenden Türme des World Trade Centers und das brennende Pentagon über die mondialen Bildschirme, als wollten die RegisseurInnen den immer noch nicht bekannten Tätern mit ihren Allmachtsfantasien bedeuten: Ihr habt getroffen. Den Code verstehen beide Seiten.

„Natürlich werden uns keine grässlichen Bilder davon gezeigt, was den Menschen zugestossen ist... solche Bilder könnten uns ja entmutigen“, schreibt die amerikanische Schriftstellerin Susan Sontag („Tages-Anzeiger“, 20. September) und lässt als eine der wenigen KommentatorInnen durchblicken, was die erste und adäquateste Reaktion auf solches Geschehen wäre: Angst, Trauer. Aber die meisten halten sich an die Devise „Angst ist ein schlechter Ratgeber“ und kleben den Terroristen in einer magischen Schutzgebärde die Chiffre „Feiglinge“ auf die unbekannte Stirn. Aber, so Susan Sontag, „was immer sonst auch über sie zu sagen wäre – eines kann man den Attentätern nicht vorwerfen; dass sie Feiglinge seien. Wenn man das Wort ‚feige‘ in den Mund nimmt, dann sollte es besser auf jene angewandt werden, die Vergeltungsschläge aus dem Himmel ausführen, und nicht auf jene, die bereit sind, selbst zu sterben, um andere zu töten.“

„Wäre es nicht besser, gar nicht zu reagieren?“, fragt meine fünfzehnjährige Stieftochter. „Das würde die Täter doch irritieren.“ Ihr Einwurf wird als naiver untergehen im allgemeinen Getrommel, im Reaktionszwang, der geprägt ist von jenem „männlichen“ Allmachtskonzept, das keine Hilflosigkeit und keine Angst kennt, sondern denjenigen, der „Mann“ sein will, in jeder Situation, wie auch immer, mit welchen Folgen auch immer, zum Handeln zwingt. „Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“ Bringt der ehemalige Ausbildner einer Antiterror-Einheit das „Kon-

zept Mann“ auf den Punkt. Die umgehende Stilisierung von Bin Laden zur allmächtigen Bestie ist in gegenseitigem Interesse; das „Gute“ und „Gute“ allmachtelt sich am „Bösen“ und „Bösen“ hoch.

„Wir werden Bin Laden aus seinem Loch herausholen und ihm in die Eier treten.“ „Wir werden die Taliban rasieren, bis sie aussehen wie Kojak.“ („Tages-Anzeiger“ vom 24.9.) Echot es am Stammtisch amerikanischer Kriegsveteranen auf das präsidentiale „We’re at war.“ Und Umfragen ergeben, 90 Prozent der AmerikanerInnen fänden jetzt, ihr Präsident mache „einen guten Job“ („Tages-Anzeiger“ 24.9.). Die Sehnsucht, nicht die Realität gebiert den „starken Mann“, schlimmstenfalls aus einem Kartoffelsack. „Wie ein Mann“ stehe Amerika hinter George Bush junior. Heisst es. „Die Frauen“ haben sich, sind offensichtlich, auch aus den meisten TV-Debatten, verabschiedet worden. Kriegszeiten sind Männerzeiten. Die Stunde der Katastrophe ist für „den Mann“ die Stunde der Bewährung. Nur sie macht ihn wirklich zum „Mann“. Wer behaupte, New York werde nie mehr sein, wie es einmal war, erklärt der „Bürgermeister der Welthauptstadt“ Rudy Giuliani, der habe Recht: „Wir werden besser sein.“ Der Tod Tausender als challenge. Und Vater George Bush senior hält, bei einem Trauergottesdienst, die Hand seines Sohnes. Aber er hält sie nicht als (verwirrter) Liebender, sondern als MannundVater. Jetzt musst du stark sein, mein Sohn. Sagt die Hand des Golfkriegers a.D. Das ist die Gelegenheit, ein grosser Präsident, ein Mann zu werden. Tot oder lebendig. Und vielleicht löst sich ja James Bond nochmals aus den liebenden Armen einer Schönen, um George Bush junior zu helfen. 007 weiss, wie mann über Leichen geht, dass es aussieht, als würde mann, dem Frieden entgegenstürmend, nur Steine aus dem Weg räumen. [2001]

Der Mann, dem die Welt zu gross wurde.

Der Mann hatte seit seiner Kindheit eine jener Kugeln besessen, wie sie die WahrsagerInnen zwischen sich und den Schicksalsgläubigen drehen lassen. Nur etwas unterschied die Kugel des Mannes von jenen magischen Kristallkugeln – es war eine kleine Weltkugel, die er als Bueb mit grossen Augen immer wieder um die eigene Achse hatte kreisen lassen, so dass FeuerlandSpitzbergenWladiwostokKairo an ihm vorbeizogen, während schon ParisLondonZürich am Horizont auftauchten. Er war stolz darauf gewesen, dass er die ganze Welt zwischen seinen kleinen Fingern hatte drehen lassen können.

Aber seit er zu erfahren begonnen hatte, was zwischen Moskau und Washington, Peking und Sarajewo geschah, schien die kleine Weltkugel in seiner Vorstellung zu wachsen, wurde grösser und grösser, und wenn er sie jetzt zwischen seinen Händen drehte, schien es ihm, als würde sie ihn zu erdrücken beginnen. Die Welt war ihm zu gross geworden.

So beschloss er eines Tages, die Welt kleiner zu machen und schlug mit einem Hammer auf die Kugel ein. Der Mann schien nicht um die versteckten Eigenschaften seiner magischen Kugel gewusst, und als diese sich, in tausend Stücke zerschlagen, in Sekundenschnelle in tausend neue Weltkugeln verwandelte, da sah er mit entsetzten Augen tausendmal Sarajewo, tausendmal WladiwostokFeuerlandSpitzbergen. Und statt einer kleineren sah er sich tausendfach derselben grossen Welt gegenüber, tausendfach zogen BombaySwazilandChicagoAnkaraBümpfiz an ihm vorbei. Vorwurfsvoll, wie er in seinem Wahn glaubte.

Da packte ihn eine unbändige Wut. Er stand auf. Stapfte aus dem Zimmer. Schlug die Tür mit lautem Knall hinter sich zu. Und liess tausend Welten im Stich.

Fragen Sie mich nicht, was er ausserhalb des Zimmers antraf. Ich will Sie nicht langweilen. [1993]

Wo warst du? Ma **X**.

Wo warst du? Max.

Wann hast du? Max.
Erfahren. Was damals.
„Als der Krieg zu Ende.“
Sagst du. Und konntest
Doch. Was vor sich.
Jenseits der nahen.
Konntest noch alles.
Was geschrieben.
Auch das. Das vor allem.
Damals.

Wir aber bekommen die Nachrichten
Aus den kleinsten, den fernsten,
Aus allerundaller Herren Betten,
Mit Kelloggs und Kelly Family,
Täglich, stündlich, bekommen sie
Alle paar Minuten, mit Musik begossen,
Mit Tausenden von Farben gepantscht,
Bekommen sie aufgeödet, bis
Uns das mondiale Wehklagen
Der Hühnerhöfe einschläfert.

Wo. Max. Warst du? Damals.
„Aktiv im Dienst des.“
Gibst du zu Protokoll.
An der Grenze.
Mit Blick auf.
Und wusstest doch.
Konntest die Schreie.
Ein Katzensprung.

Wär's gewesen.
Damals.

Wir aber bleiben diesen Sommer
Wieder einmal zu Hause, da ist es
Noch immer am schönsten, sind
Grad letztes Jahr in Kenia gewesen,
Ein Abstecher in die Schweiz Afrikas,
Ruanda, Besichtigung der Kirche
Von Kanzenze¹ inbegriffen, fahren
Nach Zermatt, auch die Kinder wollen,
Trotz der Löwenbabies in Serengeti,
Nicht schon wieder nach Afrika.

Was hast du? Damals. Max.
„Wir mussten.“ Klagst du.
„Schauen. Dass wir selber.“
Und hättest doch. Bestimmt.
Noch ein Plätzchen.
Und. Vor allem. Zeit.
Selbst sechs Monate
Friedensdienst hätten.
Keine Lücken in der AHV.
Damals.

Wir aber brauchen, Menschenrecht, modernes,
Einen Raum für jedes Kind, die Frau und
Den Fernseher, die Welt ist grösser geworden,
Die Zeit knapper, nach Autobahnstau,
Gleitendem Arbeitsstress und Autobahnstau,
Nach Prämienvergleich, Taxidienst für das
Sportlich aktive Söhnchen, Autobahnstau,
Hamburger und Gigachat noch schnell den

Zwerghamster beim Analytiker geholt, dann,
Autobahnstau, endlich der Coitus obligat.

Warum. Max. Hast du? Damals.
„Wir waren.“ Verteidigst
Du dich. „Eingeschlossen.
Rundum der Feind.“
Und hättest doch keine Angst.
Vor Kürzung der Gratifikation.
Wärst. Hättest du nicht
Geschwiegen. Gehört worden.
Zumindest vom.
Damals.

Wir aber sind zu Figuren verkommen.
Wenn wir reden, rümpfen unsere FreundInnen
Die Nase, ob des humanitären Kitsches,
Verlachen die konservative Sozialromantik,
Stopfen sich ein Tartarbrötchen mit Kapern
Zwischen die Zähne und lassen sich die Fête
Nicht verderben, nicht von Leichen
In afrikanischen Flüssen, vergewaltigten
Mädchen an der Adria oder asiatischen
Hungerbäuchen, garniert mit Mayonnaise.

Wie konntet ihr? Max. Damals.
Unter der Sonne. Als ob nichts.
Den Geruch verbrannten.
Menschenfleisch in der.
„Das waren andere Zeiten.“
Rechtfertigt ihr euch.
Und hättet doch. Denn ihr wusstet.
Was gut. Wusstet noch. Wer Freund.

Und wer Feind. Was böse.
Damals.

Wir aber hätten, wenn es wäre wie damals,
Längst eingegriffen, aber da sind keine Nazis,
Die uns stumm machten, wir schweigen
Aus Einsicht, die Welt geht hops, so und so,
Schweigen aus freien Stücken, Fun statt
Ideologie, und können nicht wissen,
Was das für Fleisch ist, das voll zarte,
Billigstimport, dank offenen Grenzen,
Im Gegensatz zu E-Stoffen und GVO²
Ist KKF³ nicht deklarationspflichtig. [2000]

¹ „Vor fünf Jahren starben in Ruanda in einem der schlimmsten Genozide der modernen Geschichte eine halbe bis eine Million Menschen. In der Kirche von Kanzenze zum Beispiel, südlich der Hauptstadt Kigali, metzelten Hutu in fünf Tagen 5000 Tutsi nieder, erst mit Macheten, dann mit Granaten, dass das Blut bis in die Giebel spritzte.“ („Facts“ 45/1999)

² genetisch veränderte Organismen

³ Kriegskinderfleisch

Merkblatt für Flüchtlinge und andere As

Y

lantén.

Merklblatt für Flüchtlinge und andere Asylanten.

Liebe Zufluchtsuchende

Wir freuen uns, Sie bald in unserer herrlichen Schweiz begrüßen und Ihnen hier, vorübergehend, Obdach gewähren zu dürfen. Wir helfen allen, die es wirklich nötig, allen, die es verdient haben. Falls Sie nicht einfach nur ein bequemerer Leben suchen, als Sie es sich gewohnt sind, wenn Sie nicht nur wegen der gemeinen Schwierigkeiten, die nun mal zu einem Menschenleben gehören können, von Hunger bis Krieg, aus Ihrer Heimat davonlaufen, wenn Sie zu den seltenen, aber dafür um so echteren Flüchtlingen gehören sollten, sind wir auch gerne bereit, Ihnen ein bleibendes Zuhause zu schenken.

Auch wenn Sie demnächst in ein freies und friedliches Land kommen, müssen wir Sie mit ein paar Verhaltensregeln bekannt machen, die hier zu Lande von jedem und jeder einzelnen beachtet werden müssen. Im Interesse unserer gemeinsamen Freiheit. Zur Aufrechterhaltung des inneren Friedens. Ihre Beachtung ist gerade für Sie von grösstem Interesse. Sie wollen doch, dass wir Sie, nach Ihrer baldmöglichsten Rückschaffung, in guter Erinnerung behalten.

Überstürzen Sie nichts. Bereiten Sie sich gut auf Ihren neuen Lebensabschnitt vor. Stellen Sie sich nicht planlos und in grösseren Gruppen an unsere Grenze. Wir empfehlen Ihnen dringend, sich, noch vor der Abreise, mit den elementarsten Regeln schweizerischer Lebensart vertraut zu machen und den langen Weg hierher zur Repetition und Vertiefung Ihrer Kenntnisse zu nutzen. Allerdings sollten Sie keinen allzu geschliffenen Eindruck machen. Versuchen Sie nicht, unseren Beamten zu imponieren, indem Sie auf die Frage nach verzollbarer Ware lächelnd „Chuchichäschtli“ stammeln. Das weckt den Verdacht, Sie hätten, vorsätzlich und berechnend, den Jahreskurs „Einführung in Sitten, Gebräuche und gängige Mundartausdrücke der Eidgenossen“ an der Schweizer Schule in Ihrer Heimat besucht oder ein Coaching für das erfolgreiche Empfangsstellengespräch absolviert. Und das können sich echte Flüchtlinge nun wirklich nicht leisten.

Kontrollieren Sie, vor dem Start, ob Sie, beim Packen, nichts vergessen haben - Zahnbürste, Ersatzunterwäsche, Impfzeugnisse für Hund und Meerschweinchen, Herztabletten, Bildungsbüchlein, Fahrausweis und, natürlich, Ihre Papiere. Sie, und nur sie, garantieren, dass unsere Behörden von Ihrer Existenz offiziell Kenntnis nehmen können. Nehmen Sie sich also unbedingt die nötige Zeit, um Identitätskarte, Pass und Geburtsschein einzupacken. Sagen Sie auch denen, die Sie aus Ihrer Wohnung oder Ihrem Haus weisen, weil sie es für Eigenbedarf benötigen, es müsse alles seine Ordnung haben. Auch bei vorgehaltener Maschinenpistole. Allerdings - übertreiben Sie auch diese Vorbereitungen nicht. Die dank Zeitungen, Fernsehen und Filmen über den Zweiten Weltkrieg gut informierte Bevölkerung unseres Landes hat präzise Vorstellungen über das Erscheinungsbild eines echten Flüchtlings. Und dazu gehört nun mal kein Fluggepäck. Natürlich sind auch in letzter Zeit ausgestellte Pässe nicht gerade ein geeigneter Beweis für Verfolgung beziehungsweise Bedrohung an Leib und Leben.

Wenn Sie dann in unserem Land angekommen sind, auf direktem Weg, versteht sich, sonst müssten wir Sie bitten, in einem der vorgängig besuchten Länder zu bleiben, die sich mit der fairen Lastenverteilung immer etwas schwer tun; wenn sich unsere Grenzen für Sie geöffnet haben, raten wir Ihnen, sich unauffällig zu verhalten, beispielsweise im Tram nicht zu singen, sich auf öffentlichen Plätzen höchstens zu dritt und nur im Flüsterton zu unterhalten. Mischen Sie sich grundsätzlich nicht in politische Diskussionen ein. Auch wenn es Ihre Heimat betreffen sollte. Behalten Sie Kritik für sich. Machen Sie die Faust im Sack. Das erhält den Frieden.

Sicher haben Sie schon früher von der sprichwörtlich sauberen Schweiz gehört. Sie ist das Resultat der Anstrengungen jedes einzelnen Bürgers und, vor allem, jeder einzelnen Bürgerin. Deshalb bitten wir Sie, die folgenden Hinweise zu beachten: Treppen, Vorplätze und Balkone sind jeden Samstag zu putzen. Halten Sie die Strasse so sauber wie Ihre gute Stube. Auch wenn sie abgebrannt ist. Abfallsäcke dürfen erst am Morgen vor der Abfuhr vor die Türe gestellt, es dürfen nur die normierten grauen Plastiksäcke verwendet, und die Wäsche darf an Sonn- und allgemeinen Feiertagen nicht im Freien aufgehängt werden.

Was Ihnen als AusländerIn in der ersten Zeit ganz besonders schwer fallen wird, ist die Anpassung an die schweizerische Arbeitsmoral. Stehen Sie auf keinen Fall untätig herum. Vermeiden Sie, umgekehrt, den Eindruck, Sie wollten sich vom eh schon kleinen schweizerischen Arbeitskuchen auch noch ein Stück abschneiden. Trotz Globalisierung und freiem Markt - eine

Grenze ist immer noch eine Grenze, vor allem für Menschen. Falls Sie aber wider Erwarten doch einmal gebeten werden sollten, erwerbstätig zu werden, weil sich keine ausgewiesenen schweizerischen Fachkräfte gefunden haben - nicht zu verwechseln mit ausgewiesenen AusländerInnen -, wenn Sie also doch einmal gebeten werden sollten, sich für eine bezahlte Arbeit zur Verfügung zu stellen, werden Sie, Standortvorteil für global players, zweifellos sehr viel härter arbeiten müssen, als Sie es sich gewohnt sind.

Versuchen Sie grundsätzlich, unsere Eigenarten zu übernehmen, ohne heimisch zu werden. Schliessen Sie die landesüblichen Versicherungen ab. Mischen Sie sich unter SchweizerInnen, aber werden Sie nicht vertraulich. Meiden Sie Flüchtlinge und andere AusländerInnen. Tragen Sie unauffällige Kleider. Ermahnen Sie Ihre Kinder, sich am Verkauf von Pro-Juventute-Marken und 1.-August-Abzeichen mit dem nötigen Einsatz zu beteiligen. In gewissen Kreisen dürfen es auch schon mal WWF-Stickers oder 1.-Mai-Bündel sein. Passen Sie sich an, aber leben Sie sich nicht ein. Sie wissen - unser gemeinsames Ziel ist, dass Sie möglichst bald in Ihre Heimat zurückkehren können.

Die Schweiz mag Ihnen als Paradies erscheinen. Und das ist sie, Resultat harter Arbeit und anhaltender Bemühungen, auch. Aber ein Paradies bleibt nur ein Paradies, wenn der breiten Masse der Zutritt verwehrt, wenn die weltweite Menschenflut aufgehalten und daran gehindert wird, ihr Heil in der Schweiz zu suchen. Das werden Sie, bestimmt, verstehen. Sie wollen doch nicht, dass es am Ende bei uns zu- und hergeht wie bei Ihnen. Und sich zehn Leute in eine Dreizimmerwohnung drängeln. Wenn Sie also in unserem Land oder auch schon an der Grenze dann und wann etwas härter angepackt werden, als Sie es sich erträumt haben - vergessen Sie nicht, es geschieht nur in Ihrem eigenen Interesse. Damit Sie sich jederzeit gern an Ihre Heimat erinnern. Denn, sehen Sie, in einem Land wie der Schweiz beginnen sich schnell einmal die Relationen zu verschieben. Da empfinden Sie plötzlich als unzumutbar, was Ihnen ein Leben lang selbstverständlich war. Davor wollen wir Sie bewahren. Und in einer Welt, in der unsere schweizerischen Gefängnisse gemütlicher sind als Ihr Zuhause, müssen wir auch schon mal Massnahmen ergreifen, die andere Notrecht nennen würden. Um die Attraktivität unseres Landes zu senken. Das heisst, AusländerInnen müssen bei uns so behandelt werden, wie es ihnen vertraut ist. Obdachlose schlafen im Freien. Wer aus der Sahelzone kommt, erhält nichts zu essen. Flüchtlinge aus faschistischen Diktaturen werden gefoltert. Und wer vor einem Krieg wegläuft, wird ausgebombt. Dann haben unechte Flücht-

linge ein für allemal keinen Grund mehr, den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Weil sie vom Regen in die Traufe gerieten.

Helfen Sie mit, eines der letzten Paradiese dieser Erde zu bewahren. Gehen Sie sobald als möglich dahin zurück, wo Sie herkommen. Und erzählen Sie Ihren Landsleuten, wie die Schweiz wirklich ist. Damit sie so bleibt, wie wir und Sie sie lieben. Oder noch besser - bleiben Sie, wo Sie sind. Sparen Sie sich die beschwerliche Reise zu uns. Wir kommen gerne zu Ihnen und helfen vor Ort. Dann brauchen Sie auch keine Papiere. Und müssen sich nicht von Ihren lieb gewordenen Gewohnheiten trennen. Wir kommen. Sobald die Lage sich beruhigt hat. Und wenn die Zeiten besser werden, sind Sie uns natürlich jederzeit herzlich willkommen - als Ferienreisende oder Geschäftspartner.

Das Eidgenössische Amt für Humanitäre Hilfe,
Integration, Sicherheit, Abwehr und Fremdenverkehr [1999]

Das waren andere



eiten, damals.

Die Spe

ialität des Hauses.

„Das waren andere Zeiten, damals...“

Gibt es denn keine anständigen Menschen mehr? Ausser mir? Keine PolitikerInnen ohne korrupte, sexistische oder gewalttätige Vergangenheit beziehungsweise Gegenwart? Ein Blick in TV-News oder Zeitungen könnte einen manchmal schon, pharisäerhaft, an der Menschheit verzweifeln lassen. Die „alten Christen“ wussten ja noch – keine und keiner kommt schuldlos durch dieses Leben. Und setzten, demütig, auf die Barmherzigkeit des grossen Vergebenden oder pekuniären Ablass. Wir aber, ausgezogen dem eigenen, utopischen, Entwurf zu genügen, verlangen uns und, vor allem, den andern ein Ausmass an Tugendhaftigkeit ab, an dem selbst die Götter und Göttinnen der „alten Griechen“ gescheitert wären. Und fragen unsere Altvorderen mit stechendem Blick: „Was habt ihr, damals, getan?“

Aber irgendwann erreichen wir alle, zwingend, den Punkt, an dem wir mehr Vergangenheit als Zukunft haben. Und bevor wir so richtig von den guten alten Zeiten zu schwärmen beginnen können, werden wir beim Wort, das auch schon mal ein grosses gewesen sein mag, genommen. „Wo wart ihr, damals?“ Fragen unsere Nachgeborenen. „Wem habt ihr bei euren internationalen Solidaritätstreffen die Hand gegeben?“ Bohren ihre selbsternannten FürsprecherInnen. Und machen uns zu Opfern der eigenen, berechtigten, Respektlosigkeit gegenüber Autoritäten.

„Herr Minister, mit Verlaub, Sie sind ein Arschloch!“ Soll der amtierende deutsche Aussenminister einst in einen Plenarsaal gerufen haben. Jetzt platzieren sie hämisch das Bild des Sponti mit Töffhelm, der auf einen Polizisten einschlägt, neben den ausgehagerten Magistraten und zitieren genüsslich die ehemalige Terroristin, die, damals, beim Fischer gewohnt oder zumindest mit ihm frühstückt haben will. Der Minister hat Erinnerungslücken. Und provoziert Parallelen zu anderen, inzwischen historischen Gedächtnisausfällen. Dann nimmt er den Satz in den Mund, auf den sich, womöglich, auch die berufen, denen er, damals, die Faust gezeigt oder gegeben. Die „Umstände“ müssten berücksichtigt werden. Das waren, damals, andere Zeiten. Und sieht sich, zu Recht, als Opfer einer Kampagne der politischen Gegnerin. Denn die ist froh, kann sie, endlichendlich, ihre Vergangenheiten aus den Schlagzeilen kippen.

Die Abläufe ähneln sich: Der (oder die) Betroffene sieht sich einer „Vernichtungskampagne“ (Nationalratspräsident Hess) ausgeliefert. Aussenste-

hende empfinden Rechtfertigungen als Abwehr (vermutlich) berechtigter Kritik. Das Bild, das andere von uns zeichnen, erscheint uns meist als Karikatur, oft als bössartige. Nie entspricht es der differenzierten Sicht, die wir von uns selbst pflegen. Die Menschen, deren „Kalte-Kriegs-Geschichten“ ich im Moment in einem Buch festzuhalten suche, wollen sich, zum Teil, nicht mehr so recht erkennen. Eine „Kunstfigur“ hätte ich geschaffen. Monieren die einen. Zu Recht. Aber ist nicht auch unsere Biografie, an die wir zu glauben begonnen, die Biografie einer „Kunstfigur“?

Ein Mörder, den ich im Kantonsgefängnis besuche, erinnert sich, ausgerechnet, nicht an die paar Minuten, die sein und, vor allem, das Leben seines Opfers dramatisch veränderten. „Plötzlich lag sie tot da.“ Die andern aber – sie sehen nur diese paar Minuten. Und heissen ihn, deswegen, einen Mörder. Er aber glaubt sich verkannt. Und die Frau, die es nicht selten gibt, die sich in den Mann im Gefängnis verliebt, wird erklären: Er ist ganz anders, als ihr denkt. Die seine Liebesbriefe erhalten, können sich – denn auch für sie ist ein Mörder ein Mörder – nicht vorstellen, dass er zugestochen. Die den Mörder sehen, können ihn sich nicht als Liebenden oder Geliebten denken. So wie die Sekretärinnen „des Führers“ sich, selbst danach, nicht vorstellen konnten und wollten, dass sie dem „grössten Verbrecher der Geschichte“ den Kaffee serviert. Aber doch nicht dieser nette ältere Herr! Und im Übrigen hätten „die Kommunisten“ mehr Menschen umgebracht als „die Nazis“. Krakeelen die „Relativierer“. Und haben, so ist zu befürchten, nicht einmal Unrecht. Den Opfern, schliesslich, wird es, vermutlich, ziemlich egal sein, dass hinter ihrem Tod hehrere Visionen steckten als hinter dem industriellen Massenmord in Treblinka und Sobibor. Wobei selbst Adolf Hitler noch für sich in Anspruch nahm: „Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.“ Und damit die „reine Bestie“ zur Kunstfigur machte.

Auch wenn ich mit dieser These schon in der Mittelschule eine bessere Geschichtsnote vergab – wer „Umstände“ für sein Handeln reklamiert, muss sie auch dem grössten Verbrecher noch zugestehen. Der Politiker, der sich auf Momente seiner Vergangenheit (oder Gegenwart) reduziert und seine Verdienste, zum Beispiel um die europäische Einigung, vernachlässigt sieht, erlebt nur die übliche Stigmatisierung des gemeinen Kriminellen. Einmal Dieb, immer Dieb. Ein Mörder ist ein Mörder, und das während 365 Tagen. Der einfache Drogenabhängige kennt, was der Politiker beklagt, zur Genüge. Legt sie ihre Vergangenheit auf den Tisch, ist ihre Bewerbung chancenlos. Verschweigt er sie, wird er, hinterher, als Lügner zum Teufel

gejagt. Wer „Umstände“ beansprucht – und damit dem Zeitgeist widerspricht, der jede und jeden zum Schmied des eigenen Unglücks und der eigenen Schuld diffamiert –, wer der Sehnsucht nach Heiligen und Bestien widersteht; wer erkennt, dass es Auschwitz, vermutlich, auch ohne Hitler gegeben, dass wir unter uns zu denen geworden, die wir sind; nicht unser Verdienst, dass wir nicht als Mörder oder Henkersknecht geendet; wer „Umstände“ berücksichtigt sehen will, muss sie jedem und jeder zubilligen. Recht auf Gnade inbegriffen. Auch der Jugendliche, der heute den Arm zum autonomen Heil hebt, muss als künftiger Bundesrat denkbar bleiben. Besser eine faschistische Vergangenheit als eine faschistische Zukunft.

Bleibt das Erschrecken darüber, die alten Nazis könnten, Profiteure der ihnen fremden Differenziertheit, doch noch Recht bekommen. „Man muss auch einmal über das sprechen, was gut war.“ Sagt ein Kollege, ein sympathischer dazu, nach einem Gespräch über nationalsozialistische Vergangenheit. Ich zuckte zusammen und weiss – der differenzierte Blick auf die Welt müsste auch da ausgehalten werden, wo sich uns tröstliche Absolutheiten aufdrängen. Aber der Gedanke ist beklemmend, dass da plötzlich Vor- und Nachteile aufgelistet, Autobahnen, Arbeitslosenzahlen und Visionen gegen Vertreibung und Vernichtung von MillionenundMillionen in die Waagschale geworfen; dass, am Ende, monumentale Bauten und Skulpturen, Lichtspiele und jubelnde Massen in die Köpfe der Nachgeborenen getrickert und jene, die den „grössten Feldherrn“ einen Massenmörder nennen, mit dem verhängnisvollen Satz zum Schweigen gebracht werden könnten: „Das waren andere Zeiten, damals...“ [2001]

Die Spezialität des Hauses.

Das Restaurant „Am End der Welt“ war mir von Freunden (und Freundinnen) empfohlen worden und liegt oberhalb des Bielersees, hinter den Wiesen und Tartanbahnen, auf denen sich die Schweizer LeichtathletInnen auf ihren Einsatz an Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen vorbereiten. Mitmachen ist. Der höfliche Gast schweigt und fragt nach halbstündigem Marsch durch NachtundNebel: „Ist hier das Ende der Welt?“ „Ja“, grinste der Mann, der rauchend im Schein einer 40-Watt-Birne vor der Türe, seiner Türe, stand. Seine Augen erinnerten mich an den Strassenmusikanten, dem ich jeglichen Blickkontakt verweigern musste, wenn ich keine Lust hatte, in die hintere Hosentasche. „Kommen Sie herein. Wir haben schon auf Sie gewartet.“ Es war eine dieser Gaststuben, die einen zum Eindringling machen. Überall lagerten Spuren der Familie. An einem der beiden Tische sass eine Frau vor leerem Teller. Ich hatte mich noch nicht entschieden, ob sie attraktiv war – schon deutete er auf den Platz ihr gegenüber. „Sie essen doch?“, vergewisserte er sich, ersparte mir die Mühe der freien Wahl und verschwand in der Küche.

„Sie sind ein Kenner“, schmeichelte er meinem Blick auf das roh präsentierte Fleisch, so dass ich befürchtete, in seiner Achtung zu sinken, aber ich musste es einfach wissen: „Entschuldigen Sie, was ist das für Fleisch?“ Er unterdrückte ein mitleidiges Lächeln und eröffnete mir stolz: „Die Spezialität des Hauses.“ Dann wandte er sich mit leichter Neigung des Oberkörpers der mir gegenüberstehenden Frau zu: „Wer einmal davon ass... – nicht wahr, Madame?“ Ihre Kopfbewegung erschien mir als Einverständnis, bis mir Gitarrenklänge verrieten, dass sie ihn aufgefordert hatte, dem drohenden Schweigen mit CD-Romantik vorzubeugen und uns ein Gespräch übers Klima zu ersparen. Im übrigen schwang zwischen den beiden eine Heiterkeit, die ich nicht zu stören gewagt hätte.

Beim Auftragen der Speisen fühlte ich mich in die erste Reihe eines Konzerts saals versetzt. Im Takt der Musik näherte sich der Solotänzer dem Tisch, um dann unsere Blicke mit eleganter Drehung mitzureissen, an unsichtbaren Fäden durch die Gaststube zu wirbeln, wobei er die Teller ein paarmal vor unseren hungrigen Fingern kreisen liess, bevor der Laserstrahl ihn wieder forttrug. „Wir müssen klatschen“, hiess mich die Dame. Ich gehorchte. Er erlöste uns von der Zweinsamkeit, plat pour plat, mit einer

Verbeugung und zwei kunstvoll angerichteten Tellern. Die Spezialität des Hauses – leicht rosa, fast noch seignant, serviert mit einer sämigen Morchelsauce, auf Spinatbeet und Toast. „Darauf ist er besonders stolz“, erinnerte sie mich. „Mit Recht“, hörte ich mich sagen. Als sich ihre dezent geschminkten Mandelaugen wieder dem Star des Abends zuwandten, spürte ich so etwas wie Eifersucht in mir aufsteigen, und zum ersten Mal ärgerte ich mich, dass er schon wieder aus der Küche kam. „Habe ich zuviel versprochen, mein Herr?“, und als hätte er bemerkt, dass er mir nur eine Antwort offen liess, fügte er hastig bei: „Sagen Sie nichts, mein Herr, Ihr Mund ist mir Lob genug.“ Ich fühlte mich ertappt.

„Ein Gast stellt keine Fragen“, befahl sie, und ich liess mich durch ihre offenen Lippen bestechen, bis ich keine Luft mehr bekam. Erst hatte ich gezögert, als sie nach den Profitéroles ihre feinnervige Hand auf meine Finger legte. „Machen wir ihm die Freude“, flüsterte sie, „er hat nicht mehr lange zu leben. Die Leidenschaft anderer lässt ihn für Momente vergessen, dass er sie selbst nicht mehr aufzubringen vermag.“ Sie musste meinen Blick als entsetzt empfunden haben, genötigt, mich zu beruhigen. „Wir haben alle nicht mehr lange zu leben, so gesehen“, schmunzelte sie, „und allzu schwer wird Ihnen der kleine Liebesdienst doch hoffentlich nicht fallen.“ „Madame!“, fühlte ich mich zu widersprechen aufgefordert, und im Übrigen war ich es meiner Männlichkeit schuldig, dem Druck ihres Knies nachzugeben.

„Es macht Ihnen doch nichts aus“, hatte er zwischen zweien seiner Auftritte gespöttelt, „aber ich habe nur noch ein Zimmer für Sie beide.“ Als wir schon auf der Treppe waren, ihm zuliebe gaben sich unsere Arme begehrend, rief er uns nach: „Ich muss dann noch zwei-, dreimal nach den Kindern schauen, aber lassen Sie sich nicht stören.“ Dass die Kleinen in Särge gebettet waren, irritierte mich im ersten Moment, aber dann zog sie meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Irgendwann stand er plötzlich im Zimmer, ich versuchte mich zu bedecken, während sie ihre Hingabe kaum unterbrach, er kicherte, beugte sich fürsorglich über die Holzsärglein, ich sah, wie er die Decken vorsichtig zurückschlug, den Kleinen zärtlich zusprach, dachte noch „Wozu braucht er Verbandstoff?“, dann liess ich Höflichkeit über Scham und Gwunder siegen.

Als ich erwachte, war der Platz neben mir leer. Ich warf einen Blick in das vorderste der Särglein – da lag ein Kind ohne Beinchen, die Stümpflein mit frischem, weissem Verbandstoff umwickelt. Ich erschrak, schaute ins zweite, starrte ins dritte Särglein – nur eins der Kleinen hatte noch ein gan-

zes Beinchen. Überall tropfte Blut rosarot durch weisse Baumwolle. Ich stürzte die Treppe hinunter. Madame stand in der Küche, braute Kaffee und lächelte mich an: „Gut geschlafen, der Herr?“

„Was ist mit den Kindern da oben?“, brüllte ich.

Sie schob GipfelKäsePortionenbütterchen über den Tresen: „Erinnern Sie sich nicht mehr – die Spezialität des Hauses.“ Mir verschlug es die Sprache, und während sie eine CD von den Kellys einschob, fuhr sie fort: „Sie werden ihre Beinchen, zum Gehen, nicht mehr brauchen. Aber das wissen wir doch alle und längst.“

Ich rannte aus dem Haus. In den Wald hinein. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ausser Atem blieb ich irgendwann stehen. Jetzt erst bemerkte ich das Haus vor mir: „Restaurant am End der Welt“! Der Mann vor der Türe schaute mich besorgt an: „Was ist mit Ihnen, mein Herr?“ Er musste einen völlig verstörten Menschen vor sich sehen. Gab es zwei Restaurants „Am End der Welt“? „Nein“, verwirrte er mich endgültig, „das Ende der Welt gibt’s nur einmal.“ Ich stürmte in den Wald zurück. Irgendwo hörte ich den Kuckuck durch Amsel, Fink und Meise rufen. Atemlos und nirgends ein Haus. Verlegen kehrte ich zum „End der Welt zurück“. Rauchend sagte der Mann vor dem Haus, seinem Haus: „Wir haben Sie schon gestern erwartet. Kommen Sie.“ Schwungvoll stellte er einen Teller zwischen Besteckreihen. „Die Spezialität des Hauses.“ [1996]

Drucknachweise

- *Als wär's ein Stück von mir*: Info Suchtprävention Zürcher Oberland, März 2001
- *LieberLieber – LiebeLiebste*: Lesung mit Claudine Rajchman - Variété zur letzten Aussicht, 1996
- *Das Comeback des ärmellosen Lismers*: Neue Wege, Mai 2001
- *Die Amerikareise*: Winterthurer AZ, 26. August 1995; text. zeitschrift für literaturen 2/1998
- *Du, Soldat*: FriZ, März 2000
- *Das Einmaleins*: Luzerner Neueste Nachrichten, 20. Dezember 1995; Vorwärts 12. Januar 1996
- „Ein Mord mag verziehen werden, Unhöflichkeit nie“: Tagesanzeiger-Magazin, 7. Juni 1986
- *Familie tottal*: Kartenserie (mit Peter Hajnoczky und Iren Monti) und Lesung - Eltern.Bildungs.Zentrum der Stadt Zürich, 1994
- *Die malende Fischerin*: FriZ, Oktober 1999
- *Der gnädige Wipf*: Winterthurer Woche, 27. Juni 1996
- *Heizperiode*: PS, 14.5.1999
- *Hablützel*: Zündschrift Februar 1989
- *Im Namen der Natur*: Widerspruch 8/1984; Bücherpick 1/1987
- *Wer Ich sagt ist auch allein*: Pro Infirmis 5/1991
- *Jenseits von Raum und Zeit – Variationen zum Stichwort Autonomie*: Referat an Tagung „Jugendliche im öffentlichen Raum“ der Vereinigung für Jugendfragen im Kanton Zug VJZ, 22. November 2000
- *Kein Urlaub für Salatköpfe*: Neue Wege Juli/August 2001
- *Mein liebes Kind*: Lesung - Variété zur letzten Aussicht, im Kammertheater Stok 1991; einzelne Lieder u.a. veröffentlicht in Tages-Anzeiger 28. Dezember 1990 (Merksätze für Kinder), in Werk 1000 oeuvres, hrsg. von Walter und Martha Hofer-Bolliger, Dendron Verlag, 1999, Chabrey
- *Lasst endlich die Kinder in Ruhe*: DAZ 2.6.1993; Vorwärts 18.6.1993
- *Der Menschenberg*: Aus verschiedenen Veröffentlichungen entwickelter Text, u.a. in WochenZeitung 14. November 1997; Neue Wege Februar 1998; Vorwärts 9. April 1998
- *Nicht einmal Kriegsverbrecher verraten sich mit abstehenden Ohren*: Ausgestrahlt im Rahmen der „Minutengeschichten“ von Radio DRS 1996; publiziert in Sammelband „Alpenkrokodile“, Cosmos Verlag, 1996, Bern
- *Nächstes Jahr fahren wir wieder in die Berge*: DAZ und Winterthurer AZ 17. August 1995; Beobachter 9. Mai 1996
- *Wer bist du? Was hast du? Oder die Angst vor der Gleichheit*: Diplomrede an der Hochschule für Soziale Arbeit Luzern 30. Juni 2000, veröffentlicht in „Aspekte - Luzerner Beiträge zur Sozialen Arbeit“ 13/2000, z.T. veröffentlicht in Rote Revue 3/2000
- *Schnee von morgen*: Werk 1000 oeuvres, hrsg. von Walter und Martha Hofer-Bolliger, Dendron, 1999, Chabrey
- *Sükrü*: Alpha 40/1989; Leseheft II zum Thema Rassismus, hrsg. von der „BODS“, September 1994; Winterthurer Woche 27. Juli 1995
- *Der Satzsucher*: Winterthurer Woche 3. April 1996
- *Die Unfähigkeit zur Trauer oder Die oppositionelle Gemütlichkeit*: Referat an Tagung „Hoffnungslos am Ende oder Hoffen wider jede Vernunft“ (Zürcher Widersprüche) vom 5. Juni 1994
- *Sind Sie wirklich verhungert*: Neue Wege Januar 2001
- *Lieber Vater – zum Letzten*: „Abdankungsrede“ beim Begräbnis meines Vaters; DAZ 20. Oktober 1993
- *Vom Mann zum Menschen*: Aus verschiedenen Referaten und essayistischen Texten entwickeltes Essay, u.a. Referat an 9. Zürcher Präventionstag 13. März 1998, Tagung des Schweizerischen Friedensrates „militärMacht Machtmänner“ vom 23. Mai 1998, Tagung „Als Vorbild wirken“ der Erziehungs- und Kulturdirektion Basel vom 17. März 1999, Jubiläumstagung mannebüro züri vom 11./12. November 1999, im Rahmen von Gender-Seminaren an der Hochschule für soziale Arbeit Zürich; veröffentlichte Textbeiträge u.a. in Widerspruch 30/1995, DAZ 17. Mai 1996, Neue Wege Oktober 1996, Neue Zürcher Zeitung 1. März 1997, Weltwoche 28. August 1997, Tages-Anzeiger 4. März 1998, Weltwoche 16. April 1998, Weltwoche 15. Oktober 1998, FriZ 6/1999
- *Wenn der Markt dröhnt*: Berner Tagwacht, 28.12.1995
- *Wer nicht käuflich ist, schadet der Heimat*: VPOD-Zeitung 11. September 1997
- *Wo war James Bond?*: Neue Wege, Oktober 2001
- *Der Mann, dem die Welt zu gross wurde*: Werk 1000 oeuvres, hrsg. von Walter und Martha Hofer-Bolliger, Dendron, 1999, Chabrey
- *Wo warst du? Max*: FriZ Februar 2000
- *Merkblatt für Flüchtlinge und andere Asylanten*: Aus verschiedenen Veröffentlichungen entwickelter Text, u.a. Neue Wege Juli 1999, Amnesty International 14/99, PS 20. Januar 2000, Ausstellung „Schutz auf Zeit“ (u.a. mit Balz M. Murer, Fotograf) 2000
- *Das waren andere Zeiten, damals*: Neue Wege März 2001
- *Die Spezialität des Hauses*: Winterthurer Woche 1. August 1996, text. zeitschrift für literaturen 2/1998

Über den Autor

Jürgmeier (Meier, Jürg), Schriftsteller, Berufsschullehrer sowie Erwachsenenbildner (u.a. Leitung von Gesprächs- und Selbsterfahrungsgruppen für Männer). Geboren 11. Dezember 1951, Adliswil. Lebt mit einer Frau und zwei Jugendlichen in Winterthur, Schweiz. Wülflingerstr. 149d. Postfach 121. 8408 Winterthur.
Tel 052 222 14 33. E-Mail: juergmeier@wort.ch - Homepage: www.wort.ch

Publikationen

- *Menschereien* - als Herausgeber - World Wildlife Fund Schweiz, 1973, Zürich
- *Hörspiel „De Jugedhuusleiter“* - für Radio DRS, 1979
- *Die Angst der Mächtigen vor der Autonomie*, Autorenkollektiv - gegenverlag, 1981, Zürich
- *Narren-ABC* - gegenverlag, Zürich, 1981
- *1984 - made in Switzerland* - gegenverlag, Zürich, als Herausgeber, 1981
- *Paranoia-City oder Zürich ist überall* - als Co-Autor mit Manfred Züfle - Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1982,
- *Mundartbearbeitung eines Fernsehstücks für die Telebühne zum Thema Drogen* - Schweizer Fernsehen, 1982
- *Fünf nach zwölf - na und? Sind wir die Endzeitgeneration?* - als Herausgeber - Nachtmaschine-Verlag, Basel, 1983,
- *Aufmunterung fünf Minuten nach zwölf - Chorwerk für Chor Kultur und Volk*, 1983, Zürich
- *Strahlende Hunde soll man nicht wecken - Texte wider die gespaltene Zukunft* - als Herausgeber - ,Schweizerische Energie-Stiftung, 1984
- *Familie total - Kartenserie* mit Peter Hajnoczky und Iren Monti - für Elternbildungszentrum der Stadt Zürich, 1994
- *Wenn die Flöhe den Direktor hüpfen lassen - ein Wortzirkus* (1989ff), *Mein liebes Kind - ein endloses Dramett* (1989ff), *Der Marsch ins Paradies der totalen Gesundheit* (1993), *Die totale Familie* (1994), *LieberLieber - Liebe-Liebste* (1996); Szenische Lesungen, vor allem für Variété zur letzten Aussicht.
- *Als wär's ein böser Traum gewesen - Erinnerungen an die Zukunft* - Lesemappe und Lesung zum Fichen-Skandal - für Komitee Schluss mit dem Schnüffelstaat, 1995
- *Schutz auf Zeit* - Text zu Fotoausstellung über alleinerziehende Flüchtlingsfrauen aus Bosnien-Herzegowina (Fotos: Balz M. Murer, Konzeption: Christian Müller), Kontaktgruppe „Alleinerziehende Flüchtlingsfrauen aus Bosnien“, 2000
- Beiträge in verschiedensten *Anthologien, Zeitungen, Zeitschriften* und *Radiosendungen*
- Im Frühling 2002 erscheint die literarische Reportage aus dem Kalten Krieg „*Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss*“ - Chronos-Verlag, Zürich

Hinweis

Im April 2002 erscheint im Chronos-Verlag von Jürgmeier:

Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss

Eine literarische Reportage aus dem Kalten Krieg